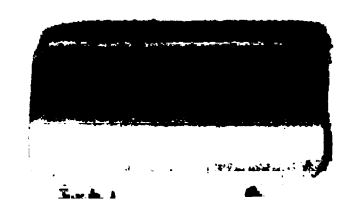



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
: LEIPZIG :

Die da zween Herren dienen



Die da zween Herren dienen

Ein Verlegerroman

von

Julius R. Haarhaus

1tes bis 6tes Tausend



19 19

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Druck: Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig

Erstes Kapitel

Ein strahlender Junitag ging zur Rüste. Die Abendsonne hatte den über der Großstadt liegenden Schleier von Rauch, Dunst und Staub in leuchtenden Duft verwandelt und zu einem Goldnimbus der rastlosen Arbeit verklärt, von dem sich die Türme als zarte graublaue Flächen mit unscharfen Umrissen abhoben.

Die Uhr der Johanniskirche verkündete die sechste Stunde, und wenige Augenblicke später schwoll der Straßenverkehr im Buchhändlerviertel zur Hochflut an: aus all den großen und kleinen graphischen Betrieben strömten, des Feierabends heute doppelt froh, in Scharen fleißige Angestellte und Arbeiter, mischten sich untereinander, stauten sich an den Haltestellen der Straßenbahnen oder schlenderten in gemächlichem Schritt über den Grimmaischen Steinweg und den Augustusplatz der inneren Stadt zu.

Aus keinem der neueren Riesengeschäftshäuser ergoß sich ein stärkerer Menschenstrom als aus dem gewaltigen gelben Ziegelbau der Firma Wernicke und Kompanie, Verlags- und Kommissionsbuchhandlung, der sich seit etwa zehn Jahren in der Erasmus-Reich-Straße auf dem großen Areal erhob, wo ehedem das behaglich-schlichte Geschäfts- und Wohnhaus Herrn Waldemar Blumhardts, des

Inhabers der Verlagsbuchhandlung Friedrich Ambrosius Blumhardt, inmitten eines schattigen und schon etwas verwilderten Gartens gestanden hatte. Das patriarchalische Heim des alten Buchhändlergeschlechtes war unter dem Zwang einer neuen, in angestrengterem Schaffen aufgehenden Zeit dem etwas nüchternen, aber mit der höchsten Zweckmäßigkeit eingerichteten Arbeitspalast gewichen, der unter seinem Dache die rein buchhändlerischen Geschäftszweige mit einer ausgedehnten Druckerei und einer im Aufblühen begriffenen Buchbinderei vereinte. Der Architekt, dem das Gebäude seine Entstehung verdankte, schien das Bedürfnis empfunden zu haben, wenigstens an einer Stelle der langen Stirnseite seinem Schönheitssinn ein Zugeständnis zu machen, und so hatte er am Portale die Sandsteinfiguren Merkurs und Minervas angebracht, die nicht nur als bildnerischer Schmuck wirken, sondern zugleich auch klassisch gebildeten Beschauern andeuten sollten, daß sich der Gott des Handels und die Göttin der Weisheit und der schönen Künste in das Patronat des Hauses teilten. Aber der Eindruck der herkulisch gebauten Steingestalten wurde ein wenig durch das unter der Figur Merkurs prangende überaus bunte Wappen der Republik Ekuador beeinträchtigt, das eigentlich keinen andern Zweck hatte, als Herrn Paul Wernicke, dem Chef von Wernicke und Kompanie, das Recht zu verleihen, seinem Namen den Titel Konsul voranzusetzen. Denn Herr Paul Wernicke strebte nach Höherem und teilte keineswegs die Auffassung

Friedrichs des Großen, daß die Standesbezeichnung „Buchhändler" ein „honetter Titul" sei.

Jetzt herrschte in dem weitläufigen Gebäude eine beinahe weihevolle Stille. Die Maschinen in den Arbeitssälen des Erdgeschosses standen, die im ersten Stockwerk gelegenen Setzersäle waren verödet, und im Kommissionsgeschäft, wo den Tag über mit Ballen, Kisten und Paketen hantiert worden war, verstummte allmählich der Lärm. Nur in den Kontoren, die im zweiten Geschosse lagen, ging das Tagewerk noch weiter, und man vernahm schon auf dem Korridor das Klappern der Schreibmaschinen, das bisher vom Rattern der Schnellpressen, vom Rollen der sich auf Schienen bewegenden Lagerwägelchen und von dem singenden Geräusch der auf- und absteigenden Fahrstühle übertönt worden war. Aber auch hier wurde die Arbeit bereits lässiger betrieben, und eine der Tippdamen nach der andern schlich sich schon zum Spiegel des Waschraumes, um einen prüfenden Blick auf ihre Frisur zu werfen.

Das war die Stunde, wo heute wie an jedem Mittwoch bei der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt, die sich, um wenigstens der alten Stätte ihrer Wirksamkeit nahe zu sein, als Mieterin einer Reihe kleinerer Räume im zweiten Stockwerk des Wernickeschen Geschäftsgebäudes eingenistet hatte, das rechte Leben erwachte. Im Privatkontor des Chefs und unter seinem Vorsitz tagte die Redaktion der „Aurora", der vornehmen literarisch-politischen Wochenschrift, die seit dreiundsiebzig Jahren in

bescheidener Auflage und beinahe unveränderter Ausstattung aus dem Blumhardtschen Verlage in die Welt hinausging.

Für den Charakter der Firma, ihres Inhabers und ihrer Zeitschrift war die Einrichtung des Raumes kaum weniger bezeichnend, als die fünf oder sechs Menschen, die sich an den berühmten Redaktionsabenden zu einer, wenn auch ziemlich zwanglosen, so doch auf einen akademischen Ton gestimmten und manchmal geradezu an die Verhandlungen einer der zwerghaften gelehrten Gesellschaften der guten alten Zeit gemahnenden Besprechung zusammenfanden.

Es war hier auch heute noch nicht viel anders, als es im alten Hause gewesen war, und wenn auch der von einem urnenartigen Aufsatz gekrönte mächtige weiße Kachelofen der Dampfheizung hatte weichen müssen, so hatten sich doch die altväterischen Möbel genau in derselben Anordnung wieder zusammengefunden, in der sie von drei Generationen der Familie benutzt worden waren. Streng stilgerecht nach heutigen Begriffen war die Zusammenstellung der mit schmalen Palisandereinlagen, Bronzebeschlägen und grünen Ripsgardinen versehenen Bücherschränke aus hellem Kirschbaumholz mit dem Tisch und den steiflehnigen Stühlen aus tiefrotem Mahagoni nicht, aber alle diese Stücke vertrugen sich wie gute Nachbarn miteinander, mit dem altmodischen schmucklosen Geldschrank, dem hohen eichenen Gestell, auf dem ein vollständiges Exemplar der „Aurora“ in gleich-

mäßigen dunkelblauen Halbfranzbänden stand, mit den einfach schwarzgerahmten Kupferstich- und Lithographiebildnissen längst dahingegangener und von der Welt auch meist schon vergessener Autoren und Geschäftsfreunde und mit den Kopien der lebensgroßen Ölporträts von Waldemar Blumhardts Vater und Großvater, Bildern, deren Originale die Privatwohnung des Firmeninhabers schmückten. Dazu prangten, als habe es noch eines deutlicheren Beweises bedurft, daß hier die Verbindung mit der patriarchalischen Vergangenheit noch nicht abgerissen war, auf dem einen der Bücherschränke eine leidlich blankgehaltene Moderateurlampe aus Messing und auf dem andern ein schwarzgewordener Deckelpokal aus papierdünnem Silber, das Ehrengeschenk des Personals an den Gründer der Firma zu irgendeinem Jubiläum.

Die beiden alten Herren, die, glattrasiert, über ihre Vatermörder und weißen Halsbinden hinweg aus den goldenen Rahmen in das behagliche Privatkontor ihres Nachfahren sahen, hätten hier außer dem Kachelofen schwerlich etwas anderes vermißt, als den Blick ins Grüne und das durch den Schatten mächtiger Bäume gedämpfte Licht. Aber ein schwacher Ersatz für den alten Garten war doch vorhanden: aus Herrn Waldemar Blumhardts Arbeitszimmer trat man auf das flache Dach eines Vorbaues hinaus, das mit Kies bestreut und zu einer Art von Altan hergerichtet war, auf dem mehrere grüngestrichene und mit Katteen besetzte Treppengestelle standen. Diese Katteen, deren Pflege eine

der wenigen unliterarischen Liebhabereien Blumhardts war, konnten so ziemlich als das letzte Band gelten, das ihn noch mit der Natur verknüpfte. Von dem Altan, den er in einer Anwandlung von Selbstironie gern mit den hängenden Gärten der Semiramis verglich, sah man in den Hof des gewaltigen Gebäudeblocks hinunter und damit auch auf einen alten Kastanienbaum, den letzten Zeugen der ehemaligen Gartenherrlichkeit, der nur dadurch, daß er genau in der Mitte des Grundstücks gestanden hatte, dem Schicksal seiner Gefährten entgangen war.

Von den sieben Stühlen, die den Mahagonitisch umgaben, waren heute fünf besetzt. Denn außer den vier ständigen oder ordentlichen Redaktionsmitgliedern gab es noch drei außerordentliche, die sich nur dann zu den Sitzungen einfanden, wenn sie etwas auf dem Herzen hatten, dem sie in der „Aurora" Ausdruck zu verleihen wünschten. An der einen Schmalseite präsidierte Blumhardt, ein stattlicher Sechziger von straffer Haltung, dessen jugendlich frisches Antlitz mit den durchdringenden, manchmal ein wenig träumerischen Augen und dem kurzen dunkeln Schnurrbart seltsam gegen das kühn zurückgestrichene schneeweiße Haar abstach. In seiner bequemen Jacke aus braunem Samt sah er wie ein Künstler aus, und dieser Eindruck wurde durch die bald gemessenen, bald temperamentvollen Bewegungen verstärkt, mit denen er bei den Verhandlungen einen langen, sorgfältig gespitzten Bleistift gleich einem Taktstock zu schwingen pflegte.

Ihm gegenüber saß seine „rechte Hand“, der blonde junge Literat Theodor Schröter, der, aus dem Buchhandel hervorgegangen, durch ein paar gut stilisierte Aufsätze Blumhardts Aufmerksamkeit erregt hatte und von ihm als eine Art redaktioneller Heimarbeiter angestellt worden war. Das Gehalt, das er für seine Dienste bezog, war mäßig, aber er war froh, ein sicheres Einkommen zu haben, das ihm die Fortsetzung seiner Privatstudien erlaubte, und er betrachtete den Redaktionstisch der „Aurora“ wohl auch nur als das Sprungbrett zu einer besser bezahlten und selbständigeren Stellung.

An der dem Fenster zugewandten Seite des Tisches hatten sich die beiden „Hauptsäulen“ der Wochenschrift niedergelassen: Oberstudienrat Sintrop, der Historiker, ein heiter-behaglicher Kahlkopf mit grauer Bartkrause, spitzer Forschernase und goldener Brille, und Professor Korte, der Germanist, dem das etwas wirre Haar und der lang herabhängende struppichte Schnurrbart das Aussehen eines Kosakenhetmans gaben. Von den Stühlen der „Außerordentlichen“ war heute nur der des Pfarrers Mertens besetzt, der als Landgeistlicher in Thüringen wirkte, unter dem Pseudonym „Max Frei“ höchst geistreiche kunst- und musikgeschichtliche Artikel und satirische Bilder aus dem Kulturleben der Gegenwart schrieb und gewöhnlich den Mittwoch dazu benutzte, mit dem Besuch der Hauptprobe zum Gewandhauskonzert die Teilnahme an der Redaktionssitzung zu verbinden. Er war eine hagere Erscheinung mit

scharfen Zügen, schalkhaften Äuglein und kurzen Bartkoteletten, ein Mann, dem man den liberalen Theologen auf den ersten Blick ansah.

Die Herren waren dabei, das neue Heft der Zeitschrift zusammenzustellen, und jeder von ihnen hatte die von ihm gelesenen Korrekturfahnen einer Anzahl von Beiträgen vor sich liegen.

„‚Platos Bedeutung für die Gegenwart‘ und ‚Lichtenbergs Skeptizismus‘ können wir unmöglich in dasselbe Heft stecken; das wäre zuviel Philosophie auf einmal,“ bemerkte Blumhardt. „Ich denke, wir stellen Plato zurück. Mit dem Artikel bin ich ohnehin nicht recht einverstanden. Sie wissen, meine Herren, daß ich Wilamowitzens Auffassung, die sich in dem Beitrage breit macht, nicht teile. Plato war nun einmal kein Durchschnittsschulmeister, sondern eine außerordentliche Erscheinung, die sich nur mit Goethe vergleichen läßt. Wer die Harmonie nicht empfindet, die trotz den tiefsten inneren Gegensätzen zwischen Geist und Seele das Wesen dieses Mannes beherrscht, kann ihm als universalem Denker nie gerecht werden. Ich muß Vogelsang noch einmal schreiben; er mag ja ruhig Wilamowitz zitieren, aber er soll klar andeuten, daß wir auf einem anderen Standpunkte stehen.“

„Dann bliebe es also bei Lichtenberg,“ sagte Korte. „Ich habe das Manuskript zurechtgemacht und gehörig darin herumgearbeitet. Der Stil war ein wenig holpricht, und Lichtenbergs Verhältnis zum Spinozismus schien mir nicht scharf genug

beleuchtet zu sein. Ich glaube aber, wie sich der Beitrag jetzt ausnimmt, können wir mit ihm Ehre einlegen."

„Das heißt, ein bißchen Papierdeutsch war doch noch stehengeblieben, lieber Gevatter," erwiderte Blumhardt mit sarkastischem Lächeln. „Ich habe letzte Nacht bis zwei Uhr darüber gesessen. Sieh dir gefälligst mal meinen Fahnenabzug an! Ja, ja, ich merke es immer wieder: wenn euch Kerle der Inhalt eines Manuskriptes interessiert, lest ihr über die hanebüchensten Sprachschnitzer hinweg. Das geht nicht; wir müssen unbedingt auf Stilreinheit sehen. Keine Phrasen! Keinen Schwulst! Der Artikel über Hans von Marées, den wir das letztemal als Lückenbüßer eingestellt hatten, war ganz ungenügend durchgeackert. Der wird uns mindestens ein Dutzend guter alter Abonnenten kosten."

„Was nehmen wir diesmal an die erste Stelle, ‚Das Reichs-Kaligesetz' oder den schönen Aufsatz über Bismarck und England?" fragte Sintrop, der immer darauf hielt, daß das Politische, dem der Herausgeber gern aus dem Wege ging, in der „Aurora" nicht zu kurz kam.

„Das Kaligesetz ist eine verflucht trockene Materie, da wäre mir ‚Bismarck und England' schon lieber", meinte Blumhardt.

„Trocken oder nicht, das spielt hier keine Rolle; die Sache ist von der allergrößten Bedeutung. Je eher wir mit dem Beitrag herauskommen, desto besser ist's."

Blumhardt seufzte. „Na, dann in Gottesnamen! Aber daß mir das Heft nicht zu schwer wird! Haben wir denn etwas Leichtes zur Auflockerung?"

„Vielleicht ‚Robert Schumann als Achtundvierziger'?" schlug Korte vor.

„Ist auch noch zu schwer. Viel zu politisch! Wir brauchen etwas wirklich Feuilletonistisches, aber etwas Brillantes, das auch die Frauen mit Nutzen und Vergnügen lesen können."

„Dann käme wohl der feine Metzlersche Aufsatz über Gustav Falke in Frage," sagte Schröter. „Oder die ‚Andalusischen Reisebilder' von Hildebrand."

„Ja, die ‚Andalusischen Reisebilder' sind das Richtige, darin steckt Sonne und Farbe," rief Blumhardt in heller Begeisterung. „Ich habe die Arbeit nun schon zum drittenmal gelesen und war immer aufs neue davon entzückt. Bleiben wir also dabei! Der Artikel ist zudem ziemlich lang und erspart uns nebenbei auch einen volkswirtschaftlichen. Dann hätten wir also — bitte, meine Herren, notieren Sie sich einmal die Reihenfolge! — ‚Reichs-Kaligesetz', ‚Lichtenbergs Skeptizismus', ‚Andalusische Reisebilder', Romanfortsetzung. Das wären allerdings nur vier Sachen. Entschieden zu wenig! Vor dem Quartalswechsel dürfen die Hefte nicht zu mager aussehen."

„Vorab fehlt das Historische," warf Sintrop ein. „Wollen wir nicht ‚Die Grundlagen des Papsttums' an zweiter Stelle bringen?"

„Das ginge. Das Ding ist aber, soweit ich mich erinnere, ziemlich kurz."

„Dann wäre ich dafür, daß wir vor dem Roman noch ‚Zeitungskultur und Reporterpsyche' einschöben," sagte Korte. „Die Tagespresse wird zwar spucken —"

„Macht gar nichts!" entschied Blumhardt, der sich jederzeit zu Heraklits Ansicht bekannte, daß der Kampf der Vater der Dinge sei. „Laß sie ruhig spucken, Gevatter! Die gute Presse haben wir schließlich doch auf unserer Seite. Der Aufsatz stellt ja nur die berechtigte Forderung auf, daß auch der Reporter ein Sprachkünstler sein und auf all die klischierten Wendungen verzichten solle, die sich das Publikum längst zum Ekel gelesen hat. Nun hätten wir also sechserlei. Ein reiches Heft, das muß ich sagen! Mehr können unsere Abonnenten wirklich nicht verlangen. Ich hätte ja gern unserm Freund Mertens den Gefallen getan und seine Arbeit über die Entwicklung der Oper mit eingestellt, aber das geht beim besten Willen nicht. Er muß sich noch ein Weilchen gedulden."

„Ich hab' es gar nicht so eilig damit," erklärte der Pfarrer lächelnd, „fürchte aber, daß Sie den Artikel immer wieder zurückschieben. Ich weiß auch ganz genau, woran das liegt. Wenn man jedoch über die Geschichte der Oper schreibt, kann man Richard Wagner unmöglich totschweigen."

„Verlange ich auch gar nicht, bester Freund! Es kommt nur darauf an, wie man sich zu einer solchen Erscheinung stellt. Sie dürfen der ‚Aurora' nur nicht zumuten, daß sie sich für Wagner ins Zeug legt. Wir haben ihn von Anfang an abgelehnt,

und daran darf konsequenterweise nichts geändert werden."

„Hör' mal, Gevatter, da bist du doch auf einem falschen Wege," sagte Korte mit großer Entschiedenheit. „Du kannst Wagner ebensowenig aus der Welt schaffen wie Nietzsche, den Monismus und die moderne biologische Wissenschaft. Wozu der Kampf gegen Windmühlen? Wir haben uns durch unsern übertriebenen Konservativismus schon eine ganze Reihe guter Mitarbeiter entfremdet. Ideen lassen sich in ihrem Siegeszuge durch Stillschweigen oder Proteste nicht aufhalten und am allerwenigsten durch geringschätzige Bemerkungen. Ich fürchte, die Kulturentwicklung wird weitergehen, ohne sich viel um die Opposition der ‚Aurora' zu kümmern, und ich kann immer nur wieder sagen: machen wir dem Geiste der Neuzeit Zugeständnisse! Sehen wir den einmal gegebenen Dingen beherzt ins Gesicht und suchen wir uns mit ihnen abzufinden! Mit jedem Neuerer durch dick und dünn zu gehen brauchen wir deshalb noch lange nicht. Aber wenn wir so weiterwirtschaften wie bisher, geraten wir unfehlbar auf ein totes Gleis. Das ist meine Meinung. Dixi et salvavi animam meam."

Sintrop schmunzelte vielsagend, Mertens nickte zustimmend, Blumhardt lächelte nachsichtig-überlegen. „Freund Korte hat wieder einmal seinen revolutionären Tag," meinte er. „Er kommt trotz seinen fünfundfünfzig Jahren aus dem Sturm und Drang nicht heraus. Na, ich hoffe, einmal wird er sich doch die Hörner ablaufen. Gewiß,

in mancher Beziehung hast du gar nicht so unrecht, Gevatter, aber wir können doch nicht von heute auf morgen einen andern Kurs einschlagen. Ich bin immer für langsame Übergänge gewesen. Wer die ‚Aurora‘ hält, bekundet doch, daß er mit unsern Anschauungen einverstanden ist. Wollen wir also sämtliche Abonnenten vor den Kopf stoßen, indem wir mit den andern Journalen in die große Trompete blasen? Kommen wir also auf unsre Tagesordnung zurück! Das Heft wäre soweit fertig; sprechen wir jetzt über die Manuskripte! Was haben Sie uns mitgebracht, Herr Oberstudienrat?“

Sintrop entnahm seiner Mappe ein umfangreiches Blätterpaket. „Die Redlichsche Arbeit über Turkestan. Scheint mir ganz vorzüglich zu sein.“

„Das sagte Professor Rasch, dem ich sie zuerst vorgelegt hatte, auch,“ bemerkte Blumhardt mit Genugtuung. „Der Verfasser ist uns vom Auswärtigen Amt empfohlen. Er kennt Land und Leute aus jahrelanger eigener Anschauung. Wird also akzeptiert?“

„Unter allen Umständen.“

„Das wird Redlich freuen. Er hat schon ein paarmal angefragt, was aus seiner Sendung geworden wäre. Was sich solche Leute nur denken! Als ob man sich in drei oder vier Wochen über Annahme oder Ablehnung eines solchen Wälzers entscheiden könnte! Haben Sie sonst noch etwas?“

„Mit der ‚Bedeutung der Alpenpässe für den Handel des Mittelalters‘ bin ich noch nicht ganz

fertiggeworden," berichtete Sintrop. „Scheint aber ebenfalls sehr brauchbar zu sein."

„Um so besser! Da haben wir gleich einen guten Beitrag für die Reisezeit. Nun, und du, Gevatter Korte? Was bringst du uns Schönes?"

„Nicht allzuviel. Zunächst Grünbergs Studie über die Shakespearesche Bühne. Ginge zur Not, sagt aber kaum etwas Neues. Ist auch nicht gerade besonders gut geschrieben. Ich habe deshalb am Manuskript auch noch nichts korrigiert."

„Dann zurück damit! Was nicht ganz prima ist, halten wir uns vom Halse. Du hast wohl notiert, was wir dem Manne schreiben können?"

„Natürlich, mein Gutachten liegt bei. Außerdem ist Herr Schröter wohl so freundlich, die Bemerkung einzuflechten, daß die ‚Aurora' den Gegenstand bereits vor nicht zu langer Zeit einmal behandelt hätte und deshalb vorläufig nicht darauf zurückkommen wolle."

„Was hast du sonst noch, Gevatter?"

„Das Novellchen von Heidenreich."

„Heidenreich? Darauf kann ich mich gar nicht mehr besinnen. Wie lautet doch der Titel?"

„‚Der Goldschmied vom Ponte Vecchio'."

„Richtig! Das ist die Renaissancegeschichte. Aber die mußt du lange unter den Händen gehabt haben! Donnerwetter, das ist doch mindestens ein Vierteljahr her, daß ich das Ding gelesen habe."

„Bewahre! Ich habe das Manuskript allerhöchstens sechs Wochen zu Hause gehabt," verteidigte sich Korte, dem Blumhardt immer wieder

vorwarf, daß er die zur Prüfung mitgenommenen Beiträge gern ein wenig ablagern ließe, bevor er daran ginge. „Ich muß allerdings gestehen, daß mich anfangs die furchtbare Klaue abgeschreckt hat. Als ich mich jedoch ein wenig hineingelesen hatte, kam ich nicht wieder davon los.“

„Das ist immer ein gutes Zeichen. Mir hat die Geschichte auch gefallen. Dann sind wir uns also darüber einig, daß sie genommen wird?“

„Ich bin jedenfalls dafür. Viel zu verbessern war nicht daran.“

„Na, hör' mal, Gevatter, dann will ich sie doch lieber vorher selbst einmal noch lesen. Ich kenne dich, Spiegelberg. Du gehörst zu den Leuten, die sich durch den Inhalt bestechen lassen und darüber die Form vergessen.“

Korte lächelte ein wenig säuerlich. „Meinetwegen lies das Ding selbst noch einmal. Du wirst mir schon recht geben, wenn ich behaupte, daß es glatt und sauber geschrieben ist. Was ist denn eigentlich aus dem Roman geworden, den ich dir vor etwa drei Wochen zurückgab? Ich meine den ‚König Laurin‘ von Kurt Arnold Schlick.“

Blumhardt legte den Bleistift aus der Hand, lehnte sich weit zurück und schaute eine Weile sinnend zur Decke empor, ehe er antwortete. „Ja, der ‚König Laurin‘! Der geht mir Tag und Nacht im Kopf herum. Mir hat der Roman sofort gefallen. Wenn auch ein paar schwache Stellen darin sind: alles in allem scheint mir die Arbeit ein Meisterwerk. Wenn ich nur wüßte, wer dieser

Schlick ist! Im Kürschner steht er nicht, er muß also wohl ein homo novus sein. Kennt ihn vielleicht einer von Ihnen, meine Herren?"

Schröter behauptete, den Namen im Feuilleton des Tageblatts gelesen zu haben, konnte sich jedoch der näheren Umstände nicht mehr entsinnen. Die andern mußten bekennen, daß Kurt Arnold Schlick für sie eine unbekannte Größe sei.

„Aber du willst den Roman doch nehmen?" fragte Korte. „Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich druckte ihn sofort."

„Ja — fest entschlossen bin ich doch noch nicht. Das Buch ist ja brillant, aber es ist so ganz anders, als alles, was ich bisher herausgebracht habe. Das ist ja eben die Tragik von uns Verlegern, daß wir für das Neue keinen Maßstab haben. Was gut war, wissen wir ganz genau, was gut sein wird, wissen wir nicht."

„Eritis sicut deus, scientes bonum et malum", zitierte Sintrop mit unverkennbarem Behagen.

„Mephisto hat nur zu recht," fuhr Blumhardt fort, „und es wäre eine Lust, Verleger zu sein, wenn man in die Zukunft sehen könnte. Aber wir haben leider außer unserm recht unzuverlässigen dunkeln Instinkt kein anderes Hilfsmittel zur Beurteilung eines Buches als unsere sogenannte kaufmännische Erfahrung, und die weist uns nur in die Vergangenheit. Sieht ein Werk anders aus als eins, mit dem wir einmal Erfolg gehabt haben, so stehen wir wie der Ochse vorm neuen Scheunentor."

„Ich würde es mit dem ‚König Laurin‘ getrost wagen“, bemerkte Korte.

„Kannst du leicht sagen, Gevatter. Aus deiner Tasche geht's ja nicht. Und wenn ich auf der Auflage sitzen bleibe, reibst du dir die Hände und denkst, Gott sei Dank, daß ich als Schulmeister auf sicherere Einnahmen rechnen darf als Gevatter Blumhardt mit seiner Bücherlotterie. Nein, alter Junge, so etwas will reiflich überlegt sein.“

„Haben Sie sich schon mit dem Autor in Verbindung gesetzt?“ fragte Mertens.

„Noch nicht. Ich bin, wie gesagt, noch zu keinem Entschlusse gekommen. Manchmal sage ich mir: du mußt das Buch unter allen Umständen verlegen, und wenn du auch ein paar tausend Mark dabei zusetzt, denn es wäre Sünde, wenn du der Welt eine solche Arbeit vorenthalten wolltest, und dann sagt mir wieder eine innere Stimme: laß die Finger davon, Waldemar; dein individueller Geschmack würde dich unfehlbar wieder hineinreiten. Was soll man da nun tun? Ich habe das Manuskript Hilde gegeben, und sie hat mir versprochen, es zur heutigen Redaktionssitzung wieder herzubringen und uns ihre Meinung darüber zu sagen. Sie ist ja für mich eine Vertreterin des unbefangenen Publikums.“

Daß Blumhardt seine Tochter zum „unbefangenen Publikum“ zählte, war auch einer der großen Irrtümer, von denen ihn seine Berater nicht abzubringen vermochten. Wenn man als einziges Kind in einem Hause aufgewachsen ist, worin schon seit

drei Generationen über nichts anderes als über Literatur und Kunst gesprochen wurde, wenn man überdies einen Vater hat, der jederzeit seinen ästhetischen Überzeugungen mit der an Unfehlbarkeit grenzenden Selbstverständlichkeit eines Propheten Ausdruck zu verleihen pflegte, dann ist man in solchen Dingen niemals unbefangen gewesen, sondern hat sich unbewußt durch Anschauungen beeinflussen lassen, von denen man sich nicht so leicht frei macht, und über deren Berechtigung man nur dann nachzudenken geneigt ist, wenn man durch irgendeine Schicksalsfügung unter den Bann eines anders gerichteten stärkeren Geistes gerät. In diese Lage war jedoch Hilde Blumhardt bis jetzt noch nicht gekommen.

„Wo das Mädel nur bleibt!“ sagte der Vater mit einem Blick auf die zierliche Empireuhr, die in ihrem weißen Marmorgehäuse auf einer Konsole zwischen Fenster und Altantür leise tickte, „sie wollte doch um sechs schon hier sein. Sie ist heute freilich ein bißchen aus der Kontenance geraten, denn sie bekam mit der Frühpost die Nachricht, daß sich für die kleine Landschaft, die sie im Kunstverein ausgestellt hat, ein Käufer gefunden habe.“

„Das ist ja sehr erfreulich,“ bemerkte Pfarrer Mertens, der schon vor Jahren, als Hildens mit Entschiedenheit ausgesprochene Absicht, sich der Kunst zu widmen, bei den Eltern auf Widerstand gestoßen war, nachdrücklich auf ihr Talent für die Malerei hingewiesen und es durchgesetzt hatte, daß sie bei einem Professor der Akademie Stunden

nehmen durfte. „Das ist also wohl das erste Bild, das sie verkauft?“

„Das erste. Ein glänzendes Geschäft ist es gerade nicht. Zweihundert Mark bekommt sie dafür. Aber es ist doch ein Anfang, und die Hauptsache dabei scheint mir, daß sie durch den Erfolg ermutigt wird.“

„Weiß sie, wer der Käufer ist?“ fragte Sintrop.

„Sie hat keine Ahnung. Aber ich denke, man wird es beim Kunstverein erfahren können.“

„Sie muß auf jeden Fall einmal anfragen. Es ist für einen Künstler immer von Wert, seinen Mäzen zu kennen,“ meinte Korte. „Ich bin nur gespannt, was Hilde zu dem Roman sagen wird. Ich fürchte fast, sie wird nicht so ganz einverstanden damit sein. Es ist doch eine kräftigere Kost, als sie gewöhnt ist.“

„Abwarten, Gevatter, abwarten!“ sagte Blumhardt, dessen Vaterstolz durch den Bildverkauf nicht wenig gesteigert worden war. „Über die Wildermuth ist das Mädel hinaus; das müßtest du doch auch schon gemerkt haben. Aber ich schlage vor, wir machen jetzt eine kleine Pause; sehr viel ist ohnehin nicht mehr zu erledigen. Die Herren müssen sich auch unbedingt einmal den Phyllocactus crenatus ansehen, der gerade in voller Blüte steht.“ Er erhob sich, nahm die Gießkanne, die, mit abgestandenem Wasser gefüllt, während des Sommers jederzeit zur Hand sein mußte, und trat, von den Freunden gefolgt, auf den Altan hinaus.

Der „hängende Garten der Semiramis“ lag

jetzt im Schatten, aber die Sonnenglut, die der Kiesbelag während des Tages eingesogen hatte, wirkte noch nach, und die stille warme Luft war mit dem feinen Jasmin- und Vanilleduft der mannigfachen Katteenblüten gesättigt. Steif und ohne Grazie standen die bizarren Kinder einer fremden Flora in langen Reihen auf ihren Treppengestellen, die einen wie aus Blech geschnitten, die andern gleich borstenbesetzten Polstern, kandelaberartigen Gebilden oder stachlichten Seetieren. Viele von ihnen prangten im rasch vergänglichen Schmuck ihrer wunderbaren Blüten, in die die Laune der Natur bei diesen Pflanzen für kurze Stunden oder Tage die Schönheit zusammendrängt, die sie keinem ihrer Geschöpfe versagt, und vom reinsten Milchweiß, von der zartesten Elfenbeinfarbe bis zum schärfsten Schwefelgelb, zum leuchtendsten Orange, zum brennendsten Scharlach und zum sattesten Purpur fehlte kaum eine Abstufung. Daß Blumhardt trotzdem heute nur für den Phyllocactus crenatus ein Auge hatte, mußte man ihm schon verzeihen; war es doch seit Jahren das erstemal, daß ihm die Pflanze die auf sie verwandte Sorgfalt mit Blüten lohnte.

„Sieh mal, Gevatter, die Kastanie hat schon einzelne gelbe Blätter," sagte Professor Korte, der am Geländer lehnte und in den Hof hinuntersah, ganz unvermittelt. „Jetzt, im Juni, schon gelbe Blätter!"

Blumhardt stellte die Gießkanne beiseite und unterwarf den Baum einer eingehenden Be-

trachtung. „Sonderbar! So früh hat er noch nie welkes Laub gehabt,“ sagte er. „Daß er im Juli einzelne Blätter verliert, ist nichts Ungewöhnliches, daran ist die Großstadtluft schuld. Aber im Juni — das ist doch gar zu zeitig. Da wird wohl Bölte vergessen haben, ihn zu bewässern. Na, den alten Freund werde ich mir einmal vornehmen, wenn er nachher die Korrekturen abholt. Es würde mich schmählich ärgern, wenn der Baum anfinge, zu kränkeln. Den hat mein Großvater an dem Tage gepflanzt, wo er das Geschäft aufmachte.“ Und da wie immer, wenn das Gespräch auf die Geschichte der Familie und der Firma kam, eine Fülle von Erinnerungen auf ihn einströmte, so begann er von den Vertrauten des Hauses zu erzählen, die einst als anspruchslose Gäste seiner Eltern und Großeltern im Schatten der Kastanie gerastet hatten. Da war Ottilie von Goethe eines Tages ganz unerwartet am Kaffeetisch erschienen und hatte mit ebenso tiefem Verständnis von ihrem großen Schwiegervater gesprochen wie mit anmutiger Leichtfertigkeit über den Weimarer Hof geplaudert; da hatten Mahlmann, Rochlitz und Heinrich Laube mit jugendlichem Ungestüm die literarischen Zeitfragen erörtert, Tieck mit viel Sarkasmus seine Dresdner Theatererfahrungen zum besten gegeben, Roßmäßler aus dem noch feuchten Manuskript seiner „Vier Jahreszeiten“ vorgelesen, Gustav Freytag den Plan zu seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ entwickelt, Friedrich Gerstäcker mit überwältigend

komischer Mimik seine brasilianischen und abessinischen Reiseabenteuer erzählt. Da hatten in lauen Sommernächten beim Schein eines Windlichtes Marschner und Robert Schumann, Lortzing und Mendelssohn, Moritz Hauptmann und Ferdinand David ihre musiktheoretischen Ansichten verfochten, und Pius Alexander Wolff, Amalie Haizinger und Wilhelmine Schröder-Devrient die Glanzstellen aus ihren Rollen rezitiert. Ach, wenn Waldemar Blumhardt auf diese Zeiten zu reden kam, dann fand er so leicht kein Ende!

Und das war gut, wenigstens heute, wo er mit einiger Ungeduld auf seine Tochter und das von ihr geprüfte Romanmanuskript wartete. Daß sie sich so sträflich lange verspätete, hatte seine triftigen Gründe. Sie war, als sie kurz nach sechs das Geschäftsgebäude betreten hatte, mit Hans Hennig, dem jungen Prokuristen der Firma Wernicke und Kompanie, zusammengetroffen, und beide standen nun, in ein Schwätzchen vertieft, auf dem ersten Treppenabsatz und merkten nicht, daß eine Minute nach der andern im Meer der Ewigkeit versank.

Hennig, ein gutgewachsener blonder Naturbursche mit einem frischen Gesicht und allzeit fröhlichen Augen, und die schlanke, dunkelhaarige Hilde kannten einander beinahe schon ein Jahrzehnt, und der nun Zweiunddreißigjährige verkehrte mit dem um acht Jahre jüngeren Mädchen noch immer in dem harmlosen Neckton, der dem ein bißchen altklugen Backfisch von ehedem gegenüber ganz angebracht gewesen war. Da er wußte, daß sie

gelegentlich Manuskripte für die „Aurora“ prüfte, spielte er, wenn sie, was übrigens nicht allzu häufig geschah, im Treppenhaus oder auf dem Korridor des zweiten Geschosses zusammenstießen, auf ihre „redaktionelle Tätigkeit“ an und übte dabei gewöhnlich die freimütigste Kritik an den letzten Heften der „Aurora“, die er ziemlich regelmäßig las. Auch heute bewegte sich die Unterhaltung der beiden jungen Menschen wieder in dem gewohnten Gleis, und Hilde, die begreiflicherweise in besonders glücklicher Stimmung war, parierte Hennigs kleine Ausfälle gegen den ihm allzu konservativ erscheinenden Geist der väterlichen Wochenschrift mit großer Schlagfertigkeit, obgleich sie diesmal wirklich Anlaß zu haben glaubte, ihm so halb und halb recht geben zu müssen. Der Roman, der sich seit dem Januar in einer langen Reihe von Fortsetzungen durch die „Aurora“ zog, kam ihr, seit sie Schlicks „König Laurin“ gelesen hatte, in der Tat ein wenig abgestanden vor. Aber sie hätte dies um keinen Preis zugeben mögen, wenigstens ihm gegenüber nicht, der sie durch sein Verhalten zwang, jederzeit eine Verteidigungsstellung einzunehmen.

Plötzlich fiel ihr ein, daß der Vater und seine Mitarbeiter auf sie warteten. Sie verabschiedete sich rasch und eilte die Treppe hinauf.

Hennig war stehengeblieben und sah ihr lächelnd nach. „Eine Frage noch, Fräulein Hilde!“ rief er.

„Nun?“

„Haben Sie einen Verwandten, der Maler ist?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Merkwürdig! Der Name Blumhardt ist doch ziemlich ungewöhnlich."

„Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Ja, wissen Sie, ich bin gestern leichtsinnig gewesen und habe mir im Kunstverein ein Bildchen von einem Hermann oder Heinrich Blumhardt gekauft, eine kleine feine Landschaft, die mir gleich auf den ersten Blick in die Nase stach, und die mir, je öfter ich sie ansah, desto mehr gefiel."

Hilde hatte Mühe, ihre Fassung zu bewahren. „Sie wollen sich wohl eine Galerie zulegen?" fragte sie leichthin.

„Ach nein, dazu fehlen mir leider die Mittel. So glänzend bezahlen Wernicke und Kompanie ihre Angestellten nicht. Aber ich bin ein passionierter Wanderer und bilde mir ein, Verständnis für landschaftliche Schönheiten zu haben. Und da das Bild die Erinnerung an einen besonders schönen Frühlingstag in mir wachrief, habe ich einmal einen beherzten Griff in meinen Beutel getan."

„Und Sie haben sich nicht einmal den Namen des Künstlers genau gemerkt?"

„Wie konnte ich? Das Bild ist nur ‚H. Blumhardt' gezeichnet."

Einen Augenblick dachte sie daran, sich ihm als die Schöpferin der kleinen Landschaft zu erkennen zu geben. Sie unterließ es jedoch, teils aus einer keuschen Scheu vor dem Eingeständnis ihrer Urheberschaft, teils, weil sie sich durch seine Mitteilung ein wenig enttäuscht fühlte. Daß er das Bild gekauft hatte, war ja recht hübsch, aber im Grunde

ihres Herzens wäre es ihr doch lieber gewesen, wenn ihr Erstling in die Hände eines wirklichen Kunstkenners geraten wäre. Daß der Wernickesche Prokurist das Landschaftchen als Mittel zur Auffrischung einer vielleicht ganz unkünstlerischen Reiseerinnerung zu benutzen gedachte, erschien ihr keineswegs sehr schmeichelhaft. Und so sagte sie denn im gleichgültigsten Tone, der ihr zur Verfügung stand: „Nun ja, die Hauptsache ist, daß Ihnen das Bild gefällt. Auf den Namen des Malers kommt es wirklich nicht an.“ Damit war sie auf der nächsten Treppenwendung verschwunden.

Als Hilde in das Privatkontor trat, hatten die Herren ihre Plätze am Redaktionstisch gerade wiedereingenommen. Man beglückwünschte sie zu ihrem künstlerischen Erfolg, und Pfarrer Mertens, der sich in seiner Protektorrolle gefiel, hielt eine kleine Rede, worin er das junge Mädchen ermahnte, nun nicht etwa in seinem Eifer nachzulassen, sondern nach immer höherer Vervollkommnung zu streben.

„Und der ‚König Laurin‘? Hat er dir gefallen?“ fragte Blumhardt, dem man die Ungeduld anmerkte, mit der er dem Urteil der Tochter entgegensah.

„Der Roman scheint mir das Beste zu sein, was ich je gelesen habe,“ erwiderte sie, während sie das Manuskript auswickelte und dem Vater hinschob. „Er hat mich von der ersten bis zur letzten Seite geradezu hingerissen. Und geschrieben ist er glänzend.“

„Nun weiß ich, was ich zu tun habe," erklärte der Vater überglücklich. „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Morgen setze ich mich hin und schreibe an Schlick. Das muß ein Bombengeschäft werden. Gebt einmal acht, Leute: an diese Stunde werden wir noch oft denken! Heute beginnt eine neue Ära des Hauses Friedrich Ambrosius Blumhardt."

„Na du, auf den äußern Erfolg des Buches setze ich nun doch keine so übermäßig großen Hoffnungen," bemerkte Korte, der angesichts des Blumhardtschen Optimismus das Bedürfnis empfand, sich beizeiten den Rücken zu decken. „Es ist ja ohne Frage ein ungewöhnlich gutes Buch, aber daß es etwas für das große Publikum wäre, möchte ich doch bezweifeln. Dazu ist es zu fein und zu tief. Von hohen Auflagen wird dabei niemals die Rede sein können."

„Alte Unke!" knurrte Blumhardt. „Jetzt, wo es Ernst wird, willst du wohl kneifen? Und dabei hast du mir doch selbst zugeredet, ich solle den ‚Laurin' drucken!"

„Gewiß! Weil ich's für ein Verdienst um die Literatur halte, einen solchen Autor einzuführen."

„Ach was! Von Verdiensten um die Literatur kann ich nicht leben. Darauf pfeife ich. Ich brauche Bücher, die mir Geld einbringen. Ich bin der opferfreudige Idealist gar nicht, für den ihr mich haltet. Und wenn ich diese Arbeit hier drucke, so tu ich's nur, weil ich davon überzeugt bin, daß das Buch gehen wird, weil ich den festen Glauben hege,

daß alles Gute schließlich doch die ihm gebührende Anerkennung findet."

In der Freude seines Herzens, nun aus dem wochenlangen Schwanken erlöst und zu einem entscheidenden Entschlusse gelangt zu sein, führte er die Redaktionssitzung heute schneller zu Ende, als es sonst seine Gepflogenheit war. Hilde wurde mit Dank entlassen, und ein Druck auf die elektrische Klingel rief den alten Markthelfer Bölte herbei, das in manchem Jahrzehnt bewährte Faktotum des Hauses, dem die Pflicht oblag, an den Mittwochabenden die Korrekturabzüge der Beiträge für das nächste Heft in die Markertsche Buchdruckerei zu bringen, wo man der „Aurora" wegen Überstunden machen mußte.

„Sagen Sie mal, Bölte, was ist denn mit unserer Kastanie los? Die kriegt ja schon gelbe Blätter — mitten im Juni?" wandte sich der Prinzipal an den Alten.

„Das ist mir auch schon aufgefallen, Herr Blumhardt," erwiderte Bölte mit einem sorgenvollen Blick über die verbogene Stahlbrille, deren Nasenstütze mit grauer Strumpfwolle dick umwickelt war. „Und fix geht das mit den Blättern. Heute grün, morgen gelb!"

„Na ja, da werden Sie wohl vergessen haben, den Baum mit Wasser zu versorgen?"

„Nu nee, Herr Blumhardt! Vergessen — das giebt's bei Bölten nicht. Die Kastanie kriegt, mit Respekt zu sagen, jeden Tag ihre drei Eimer. Wenn i c h mich nicht drum bekümmere — ein

andrer tut's ja nicht. Was wissen die bei Wernickes davon, wie einem so'n bißchen Grünzeug ans Herz wachsen kann! Die sind doch schuld daran, daß der Baum kaputt geht."

„Wernickes? Wieso?"

„Nu, das ist doch klar wie Kloßbrühe! Wenn einer um Sie so 'nen hohen Mauerkasten herumbaute, dann würden Sie wohl auch gelbe Blätter kriegen, Herr Blumhardt."

„Schon gut, Bölte. Sorgen Sie nur dafür, daß der Baum so lange, wie eben möglich, am Leben bleibt. Und bestellen Sie in der Druckerei, daß wir den Umbruch zum neuen Heft unbedingt am Freitag haben müßten. Das letztemal hat ihn Markert erst am Sonnabend geschickt."

„Erst am Sonnabend? So'n Luderchen! Da hört sich doch alles auf! Wie sollen wir denn da am Dienstag schon fertige Exemplare haben? Na, Herr Blumhardt, verlassen Sie sich drauf: diesmal will ich schon, mit Respekt zu sagen, ein bißchen Dampf dahinter machen."

Bölte ging mit dem Korrekturpaket ab, und nachdem Blumhardt Manuskripte und Briefschaften in den Geldschrank verschlossen hatte, brachen sämtliche Redaktionsmitglieder auf, um an dem berühmten Stammtisch der „Aurorafalter" im „Thüringer Hof" die übliche feuchte Nachsitzung abzuhalten.

Zweites Kapitel

In Konsul Wernickes Privatkontor suchte man vergebens nach einer persönlichen Note. Der ganze Raum war so nüchtern wie nur möglich, die Einrichtung nach amerikanischer Art nur auf das Praktisch-Geschäftliche gestimmt. Die Wände waren bis zur halben Höhe mit einer Täfelung aus hellem Eichenholz verkleidet, durch die allerlei Schränke für Briefordner, Schreibmaterial und Bände mit Papierproben, aber auch Gelasse zur Kleiderablage, eine Waschgelegenheit und sogar der sehr massive „Feuerfeste" den Blicken der Besucher entzogen wurden. In der Mitte des Raumes stand, von Klubsesseln umgeben, ein mit grünem Tuch bespannter Konferenztisch, auf dem in peinlich genau bemessenen Abständen Schreibunterlagen, Bleistifte und Notizblocks verteilt waren, während an jedem der beiden breiten Fenster ein wuchtiger Diplomatenschreibtisch das gleichmäßig kalte Licht aus Norden empfing. Als einziger Wandschmuck prangte über der Täfelung ein in Eiche gerahmtes Diplom der Weltausstellung von Saint Louis, viel zu hoch freilich, als daß man die Einzelheiten dieses Kunstblattes zu erkennen, oder gar den Text zu lesen vermocht hätte. Nichts verriet, daß an dieser Stätte der Inhaber eines der größten Verlagshäuser sein Tagewerk verbrachte. Der Raum hätte ebensogut

das Privatkontor einer Ledergroßhandlung, eines Speditionsgeschäftes oder einer Bankfirma sein können.

Jetzt — es war kurz nach acht Uhr vormittags — saß, mit der Durchsicht der ersten Post beschäftigt, an dem einen der Schreibtische der Konsul. Er war ein untersetzter Mann in der Mitte der Fünfziger, dessen einst dunkelblond gewesenes, jetzt mißfarben graues und etwas spärlich gewordenes Haar mit weiser Ökonomie über den auffallend runden Schädel verteilt war. Sein glattrasiertes Gesicht mit den hinter den dicken Gläsern einer goldenen Brille doppelt ausdruckslos erscheinenden Augen und den fest zusammengekniffenen schmalen Lippen hatte etwas ebenso Unpersönliches wie seine tadellos gearbeitete Kleidung, auf der niemals das kleinste Stäubchen sichtbar war. Ein Mienenspiel schien ihm die Natur versagt zu haben, und das einzige, was, freilich selten genug, einmal eine innere Erregung bei ihm verriet, war die weit ausholende Armbewegung, mit der er in Augenblicken der Überraschung oder des Zornes einen Klemmer aus der Westentasche holte und hinter die Brillengläser schob.

Am andern Schreibtische hockte auf dem mit einem dicken Polsterkissen belegten Drehsessel Albrecht Wernicke, der um etliche Jahre jüngere Bruder des Chefs, ein beinahe zwerghaft verkümmertes, noch immer semmelblondes Männchen mit ausgesprochenem Wasserkopf und greisenhaft faltigem, dabei jedoch bartlosem und rosigem Antlitz. Er galt auch

geistig für nicht völlig normal, erledigte aber seine Arbeit mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit, bezog als Ressortchef der Personalabteilung ein nicht gerade glänzendes Gehalt und führte als alter Junggeselle ein bescheidenes, nach der Uhr geregeltes Leben. Er ging stets einfach und sauber gekleidet und trug zu jeder Jahreszeit eine frische Blume im Knopfloch. Obwohl ein Stiefkind der Natur, war er, was man einen anständigen Kerl zu nennen pflegt, machte sogar seinem selbstherrlichen Bruder gegenüber das Recht der eigenen Meinung geltend und bildete sich nicht wenig auf den ihm von den Angestellten beigelegten Spitznamen „Albrecht der Beherzte" ein, den er dem Umstande verdankte, daß er bei einem vor Jahr und Tag infolge eines Kurzschlusses entstandenen Brande und der panikartigen Flucht des Personals mit vollkommener Gelassenheit an seinem Pulte sitzengeblieben war und, ohne sich um Flammen und Rauch zu bekümmern, die Zahlenkolumnen seiner Gehaltslisten weiter addiert hatte.

Konsul Wernicke war mit der Durchsicht der Post fertig geworden, legte den Tintenstift, mit dem er in seiner nur für Eingeweihte leserlichen Schrift kurze Vermerke auf die Eingänge gekritzelt hatte, aus der Hand und beschied Herrn Eisold, den Leiter der Propagandaabteilung, durch das Telephon zu sich.

Ein paar Minuten später trat Eisold ein. Er war früher Reisender gewesen, galt bei den Mitarbeitern für einen servilen Streber und bekannte sich zu

dem auch vom Chef vertretenen Grundsatz, daß die Reklame die Seele des Geschäftes, alles andere jedoch von nebensächlicher Bedeutung sei. Zu seinen besonderen Kennzeichen gehörten auffallende Magerkeit, nervöses Gesichtszucken, ein Spitzbart und eine pflaumenblaue Künstlerkrawatte.

Wernicke erwiderte Eisolds Gruß mit einem kaum merkbaren Kopfnicken und sagte, während er in einem gewaltigen Stoß neueingegangener Rezensionsbelege wühlte: „Sagen Sie mal, Herr Eisold, was ist denn da mit ‚Wilken, Roulette' passiert? Ich lese hier in mindestens zwanzig Zeitungen von einem Roman, ‚der in edelster, geklärter Stille eines Eheschicksals seidendunkle Fäden ineinanderwirrt und mit feinfühligen Künstlerfingern wieder löst'; das ist ja wundervoll gesagt, aber soweit ich mich auf das Manuskript besinnen kann — gelesen habe ich's natürlich nicht, sondern nur darin geblättert —, ist doch in dem ganzen Buche von keiner Ehe die Rede. Soviel ich weiß, handelt sich's um einen Berliner Referendar, der in Monte Carlo zwei Pariser Chansonetten in die Hände fällt. Da muß doch wieder einmal mit dem Waschzettel eine Dummheit passiert sein."

Eisold fuhr zusammen, richtete sich jedoch sofort wieder straff auf und entgegnete, die Rechte in den Ausschnitt seiner Weste schiebend: „Ganz recht, Herr Konsul, das heißt, wenn Herr Konsul gestatten: ‚Dummheit' ist vielleicht doch zuviel gesagt. Der Waschzettel deckt sich allerdings nicht so ganz mit dem Inhalt des Buches. Aber er ist sehr

wirksam. Ganz außerordentlich wirksam sogar. Der Roman wird, wie mir Herr Nümbrecht sagt, rasend bestellt. Herr Konsul äußerten den Wunsch, er sollte noch rechtzeitig vor der Reisesaison herausgebracht werden; da ging's ein wenig eilig. Doktor Finkenstein war gerade nicht zu erreichen; ich hatte niemand, der den Wisch liefern konnte, und habe deshalb den Waschzettel verwandt, der ursprünglich für ‚Frau Marthe Imhoff' bestimmt war, und der dann durch die Selbstanzeige des Autors ersetzt wurde. Selbstverständlich habe ich das Ding ein wenig zurechtgestutzt. Herr Konsul dürfen davon überzeugt sein, daß das Buch einschlägt, und das liegt einzig und allein an dem phänomenalen Waschzettel."

Der Konsul streifte seinen Angestellten mit einem Blick, worin eigentlich mehr Anerkennung als Tadel lag, und meinte: „Na ja, ganz schön! Aber man darf dem Publikum auch nicht zuviel zumuten."

Eisold lächelte beinahe mitleidig. „Verzeihen der Herr Konsul, wenn ich mir die Freiheit nehme, in diesem Punkte doch anderer Meinung zu sein. Nach meinen Erfahrungen darf man dem Publikum nicht weniger als alles zumuten. Es kommt selbstverständlich darauf an, daß man die Zumutung in die opportune Form kleidet. Ich darf wohl daran erinnern, daß ich zwei Jahre lang die Beka-Glühstrumpf-Gesellschaft, Hannover-Linden, vertreten habe. Das Fabrikat war miserabel, dennoch gelang es mir, ihm in der allerkürzesten Zeit den Markt zu erobern. Alle Welt wollte nur

noch Beka-Strümpfe. Dann bekam ich mit dem Direktorium Differenzen wegen der Spesenberechnung und ging, da die Herren bockbeinig blieben, zu den Sirius-Glühstrumpfwerken, Gleiwitz, über. Was die machten, war noch schlechter, aber in kaum vier Monaten hatte ich die Sirius-Strümpfe, obwohl sie höchstens acht Tage brannten, in ganz Norddeutschland eingeführt, und von den Bekas wollte kein Mensch mehr etwas wissen. Suggestion, Herr Konsul! Das ist das ganze Geheimnis."

„Glaube ich Ihnen alles, Herr Eisold, aber schließlich dürfen Sie Glühstrümpfe und Bücher nicht in einen Topf werfen", bemerkte Wernicke, der, während der Leiter der Propagandaabteilung sprach, schon etwas ungeduldig auf der Tischplatte getrommelt hatte.

„Warum nicht, Herr Konsul? Ware ist Ware. Was ihr den Marktwert gibt, ist die Reklame. Glühstrümpfe, die nicht gekauft werden, sind wertloses Thoriumoxyd, Bücher, die nicht gehen, sind Makulatur."

„Im Prinzip mögen Sie ja nicht so ganz unrecht haben, aber gegen eine derartig materialistische Auffassung sträubt sich mein Verlegergewissen. Wir Verlagsbuchhändler haben nun einmal die Pflicht, Idealisten zu sein. Aber, um auf die Waschzettelangelegenheit zurückzukommen: haben Sie denn wirklich für solche Arbeiten nur den Finkenstein? Ich meine, es könnte gar nicht schaden, wenn wir für derartige Zwecke noch eine zweite Kraft zur Verfügung hätten."

„Finkenstein ist ein außerordentlich befähigter und dabei zuverlässiger Mensch. Er ist der einzige, der einen Waschzettel zu schreiben versteht, ohne das Buch vorher gelesen zu haben. Und das ist in eiligen Fällen sehr viel wert.“

„Wenn auch, Herr Eisold. Mit Finkenstein kann einmal etwas passieren, und dann sitzen wir da. Wenn ich nicht irre, sprach mir Herr Hennig vor einiger Zeit von einem recht brauchbaren jungen Mann, von dem er meinte, daß er sich uns ganz gern zur Verfügung stellen würde. Jedenfalls werde ich mit Hennig einmal darüber reden. Das wäre einstweilen alles. Ich danke Ihnen!“

Wenn Konsul Wernicke „ich danke Ihnen“ sagte, so war das ein untrügliches Zeichen, daß er eine Unterredung als beendet ansah und nicht geneigt war, über deren Gegenstand noch ein weiteres Wort zu verlieren. Das wußte keiner besser als der in solchen Dingen ungemein feinfühlige Eisold, und deshalb zog er sich auch jetzt auf leisen Sohlen zurück, obgleich er für sein Leben gern noch ein kräftiges Wort über den Wert der wohlorganisierten Reklame und damit zugleich auch über seine eigene Bedeutung, aus der er nie ein Hehl machte, gesprochen hätte.

Ein neuer telephonischer Anruf zauberte den Prokuristen herbei. Wernicke begrüßte ihn um eine Note freundlicher als den Propagandamann, in dem er, so bereitwillig er dessen Geschäftseifer anerkannte, im Grunde doch nur einen Angestellten untergeordneten Ranges sah. „Haben Sie ein

paar Augenblicke Zeit, Herr Hennig?" fragte er, und fuhr, ohne erst die Antwort abzuwarten, fort: „Ich möchte noch vor der Postkonferenz einige Sachen mit Ihnen besprechen. Zunächst einmal unsere Zeitschriften! Ich habe mir gestern von Nümbrecht die Auslieferungslisten geben lassen und mit Schrecken gesehen, daß bei allen beiden die Abonnentenzahl zurückgegangen ist. Woran liegt das?"

„Es ist eine Erscheinung, die sich gegen den Hochsommer hin alljährlich zeigt, Herr Konsul. Sehr bedeutend kann der Rückgang übrigens nicht sein."

„Rückgang ist eben Rückgang. Darüber müssen wir uns klar sein. Bei der ‚Monatsschrift für Feinmechanik' gebe ich zu, daß der Sommer uns ein paar hundert Abonnenten kosten kann, obschon man auch das zu verhindern suchen müßte, aber die ‚Blätter für Kaninchenfreunde' sollten doch gerade in dieser Jahreszeit am meisten gelesen werden. Daß bei denen jetzt beinahe zweihundert Leser abgesprungen sind, ist kein gesunder Zustand."

„Bei den ‚Blättern' wird es wohl die Konkurrenz machen. Poppe legt sich für seinen ‚Kaninchenzüchter' gewaltig ins Zeug."

„Was Poppe kann, müssen wir auch können. Besprechen Sie die Angelegenheit freundlichst einmal mit Eisold. Er soll uns Vorschläge machen, wie wir an die kleinen Züchter auf dem platten Lande herankommen, besonders an die, die nicht zu Vereinen zusammengeschlossen sind. Vielleicht

läßt sich an den „Blättern' auch noch manches verbessern. Ich denke zum Beispiel an farbige Bilderbeilagen. Im Notfalle müßten wir uns einmal zu einem Preisausschreiben für die Abonnenten entschließen, obwohl so etwas eigentlich nicht nach meinem Geschmack ist. Sie verstehen mich hoffentlich, Herr Hennig: ich wünsche nicht, daß unsere Zeitschriften ins Hintertreffen geraten, gerade weil sie der Grundstock des Verlages sind, auf dem sich alles übrige aufgebaut hat. Haben Sie also die Güte, die Sache im Auge zu behalten. Es ist ja schon der Inserate wegen, die ja bisher eine ganz hübsche Rente abgeworfen haben. Und dann: Sie sprachen mir vor einigen Wochen von einem jungen Mann, den Sie mir zur Anfertigung von Waschzetteln und derartigen kleinen Arbeiten empfahlen. Könnten Sie sich mit ihm nicht einmal in Verbindung setzen?"

Hennig sann einen Augenblick lang nach. „Ach, Sie meinen jedenfalls Volkenhahn, Herr Konsul!" sagte er. „Ein junger Mann ist der aber nicht mehr. Mindestens Mitte der Fünfziger."

„Ist er Akademiker?"

„Nein, er kommt aus dem Buchhandel und lebt schon eine Reihe von Jahren als freier Schriftsteller. Mit seinen eigenen Büchern hat er nicht viel Glück gehabt, vermutlich, weil seine Begabung für größere Werke doch nicht ausreicht. Aber mit der Feder ist er recht gewandt, und, was für uns ja die Hauptsache ist, er weiß auch im Verlagsbetriebe Bescheid. Vormittags ist er in der Propa-

gandaabteilung der Sächsischen Verlags-Anstalt beschäftigt, und nachmittags schreibt er Zirkulare und Waschzettel für andere Firmen, und zwar, je nach der Höhe des Honorars, in allen Abstufungen der ehrlichen Begeisterung."

Wernicke lächelte. „Dann wäre dieser Herr Bolkenhahn wohl der rechte Mann für uns," meinte er. „Eisold, der mir einreden will, er käme ganz gut mit seinem Doktor Finkenstein aus, und der offenbar die ganz unberechtigte Befürchtung hegt, es könne ihn jemand aus dem Sattel heben, will freilich keinen andern in seinen Kram hineinriechen lassen und wird sich auch Ihrem Schützling gegenüber ablehnend verhalten, aber darum brauchen wir uns nicht zu kümmern. Könnten Sie Bolkenhahn nicht einmal herbestellen?"

Hennig nahm den Hörer des Telephons, ließ sich durch die Zentrale mit der Sächsischen Verlags-Anstalt verbinden und bat, als der Anschluß hergestellt war, den Literaten an den Apparat. Nach wenigen Worten der Verständigung konnte er dem Chef berichten, daß sich Bolkenhahn um halb eins zu einer Besprechung einfinden werde.

Wernicke hatte inzwischen in einer der letzten Nummern des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel" geblättert. „Da zeigt Blumhardt eine zweite Auflage von ‚Rehwald, Auf karger Scholle' an," sagte er. „Ich dächte, es wäre noch gar nicht so lange her, daß das Buch als Novität erschienen ist. Es scheint einzuschlagen. Man sollte sich's doch einmal genauer ansehen." Er griff zum Hörer. „Hier

Wernicke. Bitte das Kommissionsgeschäft! — Herr Blau? — Ach, sagen Sie mal, da ist im Börsenblatt vom Mittwoch eine neue Auflage von ‚Rehwald, Auf karger Scholle' angekündigt. Laufen denn Bestellungen darauf ein? — Jawohl, bei Blumhardt. Das Zirkular muß schon länger versandt sein. — So, es wird also gut bestellt. — Hauptsächlich nach Thüringen und — bitte wiederholen Sie noch einmal! — Russische Ostseeprovinzen. — Krüger in Dorpat zwei Partien bar? Schön! Das genügt mir. Ich danke Ihnen!" Er legte den Hörer wieder hin und wandte sich an Hennig. „Das Buch scheint in der Tat verlangt zu werden. Wollen uns doch gleich einmal über diesen Rehwald informieren!" Er schlug den Literaturkalender auf. „Im Kürschner steht er noch nicht. Also jedenfalls ein neues Talent. Wenn so einer sogar bei Blumhardt einschlägt, der doch, weiß Gott nicht viel Trara macht, so muß schon etwas daran sein. Was meinen Sie, Herr Hennig, man hätte eigentlich die Verpflichtung, für einen solchen hoffnungsvollen jungen Autor etwas zu tun? Bei Blumhardt, der bei seinen kleinen Auflagen natürlich keine hohen Honorare zahlen kann und in seinem Absatz ja mehr oder weniger auf den kleinen Kreis der ‚Aurora'-Leser beschränkt ist, kommt so einer ja doch auf keinen grünen Zweig. Wenn ich bestimmt darauf rechnen könnte, daß dieser Rehwald eine Zukunft hat, würde ich ihm ja gern ein Opfer bringen."

„Er wird bei Blumhardt aber wohl in festen Händen sein, Herr Konsul", bemerkte Hennig, der

von Wernickes Absicht, dem Berufs- und Hausgenossen so ohne weiteres einen Autor abspenstig zu machen, durchaus nicht erbaut war.

„Glauben Sie doch das nicht, lieber Hennig! Ich weiß aus ganz zuverlässiger Quelle, daß Blumhardt mit seinen Autoren niemals Verträge macht. Er steht auf dem seltsamen Standpunkt, daß für Ehrenmänner eine einfache mündliche oder briefliche Abmachung hinreichend bindend sei, und daß jemand, der es darauf ablege, den andern übers Ohr zu hauen, auch durch die engsten Maschen eines Vertrages zu schlüpfen wisse. Sie sehen daraus, daß Blumhardt absolut kein Geschäftsmann ist, und daß er deshalb seinen Autoren auch nicht die geringste Garantie für eine rationelle Fruktifizierung ihrer Arbeit zu bieten vermag."

„Mag sein. Trotzdem würde es mir im höchsten Grade widerstreben, wenn wir uns direkt an einen Blumhardtschen Autor wenden wollten."

„Warum denn? Glauben Sie wirklich, so einer würde uns ein höheres Honorarangebot übelnehmen?"

Albrecht der Beherzte, der längst unruhig geworden war und seiner entschiedenen Mißbilligung der brüderlichen Realpolitik durch allerlei unartikulierte Laute Ausdruck verliehen hatte, schlug plötzlich, puterrot vor Zorn, auf die Tischplatte und rief mit seiner merkwürdig hohen und blechernen Stimme: „Das wäre einfach eine Gemeinheit!"

Der Konsul zog den Klemmer heraus, zwängte ihn hinter die Brille und sah bald Hennig, bald den

Bruder mit grenzenlosem Erstaunen an. „Ja, Kinder, ich weiß gar nicht, was ihr nur habt!“ sagte er. „Wenn mir einer ein Manuskript anbietet, bin ich doch auch nicht sicher, daß er nicht schon vorher damit bei Blumhardt oder Staackmann oder irgendeinem andern war. Soll ich denn alles an mich herankommen lassen? Soll ich rein gar nichts aus eigner Initiative unternehmen? Gewiß, Anstand ist eine sehr schöne Sache, die sich im Privatleben jeder leisten kann, der die Mittel dazu hat. Aber im geschäftlichen Leben ist sich jeder selbst der Nächste. Da gibt es keine Rücksichten. Ich bin ganz entschieden dafür, daß wir uns das Rehwaldsche Buch einmal kommen lassen. Ist was daran, und ist es für die große Masse nicht zu hoch und zu fein, so schreiben wir dem Mann, ob er nicht auch einmal etwas für uns hat. Sie haben wohl die Güte, Herr Hennig, und bestellen ein Exemplar auf Ihren Namen. Buchhändlerischen Angestellten liefert Blumhardt ja zur Probe mit fünfzig Prozent. Vielleicht sagen Sie den übrigen Herren, daß ich pünktlich um halb zehn zur Konferenz bitten lasse. Ich danke Ihnen.“

Hennig ging. Als die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, wandte sich Wernicke an seinen Bruder. „Hör' mal, Albrecht, eine so schroffe Kritik meiner Maßnahmen, wie du sie vorhin, und noch dazu in Gegenwart eines meiner Angestellten, beliebtest, möchte ich mir für die Zukunft doch nachdrücklich verbitten“, sagte er in beinahe väterlichem Tone.

„Das Recht, meine Meinung zu äußern, lasse ich mir nicht nehmen, Paul," erwiderte das Männchen mit dem verhutzelten Kindergesicht, noch immer vor Erregung zitternd. „Wenn dir das nicht paßt, kannst du mich ja an die Luft setzen."

„Ach was! Davon ist keine Rede. Du sollst nur nicht immer gleich mit einer Grobheit herausplatzen."

„Da soll der Teufel nicht aus der Haut fahren, wenn du eine so niederträchtige Absicht äußerst! Diese Autorenausspannerei ist mir in der Seele zuwider. Pfui Spinne noch einmal! Aber seit du die sechs Wochen in Amerika warst, bist du vollkommen zum Amerikaner geworden und bildest dir noch etwas darauf ein, daß du mit deiner brutalen Rücksichtslosigkeit kleinere Existenzen ruinierst."

„Übertreibe doch nicht immer, Albrecht! Ich denke gar nicht daran, den kleinen Verlegern die Existenzberechtigung abzusprechen. Im Gegenteil, diese Leute haben meiner Meinung nach eine ganz bestimmte Kulturaufgabe zu erfüllen, die darin besteht, daß sie uns Großen die Wege bahnen. Wir, die wir auf den Druck von Massenauflagen angewiesen sind, können unmöglich das Risiko übernehmen, einen noch völlig unbekannten Autor einzuführen. Das muß dem Idealismus der Kleinen vorbehalten bleiben, die ja weder geneigt noch dazu befähigt sind, große Geschäfte zu machen, sondern sich durch einen gelegentlichen moralischen Erfolg vollauf für ihre Arbeit entschädigt sehen. Und was deine Bemerkung über Amerika betrifft, so muß

ich allerdings sagen, daß einer, der Augen und Ohren aufmacht, da drüben in sechs Wochen mehr lernen kann als hier in zwanzig Jahren."

Der Zwerg lachte ingrimmig. „Das sieht man freilich," erwiderte er. „Es fragt sich nur, ob deine amerikanische Weisheit für uns das Richtige ist. Du hast längst aufgehört, Verleger zu sein, du bist Bücherfabrikant geworden. Ob die Bücher, die du herausbringst, gut oder schlecht sind, danach fragst du nicht. Die Aussicht auf den finanziellen Erfolg ist für dich einzig und allein bestimmend."

„Selbstverständlich! Was sollte es denn sonst sein? Verlangst du etwa, daß ich mir das Lager mit Makulatur vollstopfen soll? Wenn man Geschäftsmann ist, will man doch Geld verdienen, und zwar so viel, wie nur irgend möglich. Wie man das macht, ist völlig Nebensache."

„Schön, daß du das eingestehst! Wie reimt sich aber damit zusammen, daß du bei jeder Gelegenheit von deiner hohen Kulturaufgabe redest?"

„Na, erlaube mal, Albrecht, ist denn das etwa keine Kulturaufgabe, Hunderten von Angestellten und Arbeitern einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu schaffen? Du freilich, der du einfach deine Kontorstunden absitzest und dann sorgenlos nach Hause gehst, hast keine Ahnung davon, was dazu gehört, einen Betrieb wie den unsrigen im Gange zu erhalten und, was die Hauptsache ist, ihn auch weiterzuentwickeln. Ich habe längst erkannt, daß auch das Verlagsgeschäft nach Industrialisierung drängt, und arbeite seit Jahr und Tag an

einem Plane, wie sich diese unabweisbare Forderung des Zeitgeistes auf der Grundlage der gegebenen Verhältnisse erfüllen läßt. Ich werde voraussichtlich schon bald in der Lage sein, dir Näheres darüber mitzuteilen."

„Kann mir schon denken, worauf deine Absicht hinausläuft. Wenn du selbst schon von Industrialisierung redest, dann muß ich allerdings das Schlimmste befürchten. Da werde ich wohl kaum mehr mittun können."

„Das mußt du selbst am besten wissen. Ich halte dich nicht, wenn es dir bei mir nicht mehr gefällt. Wir sind ja glücklicherweise nicht miteinander verheiratet. Ich empfehle dir nur: laß dich durch deine Oppositionslust nicht zu einem unüberlegten Streiche hinreißen. Ein Mensch, der so wenig repräsentabel ist wie du, findet nicht so leicht eine andere Stelle."

Dem Kleinen trat eine Blutwelle ins Gesicht. Jede Bemerkung über sein unvorteilhaftes Äußere traf ihn wie ein Peitschenhieb, besonders, wenn sie von seinem Bruder ausging, der einen solchen Hinweis gewöhnlich als letzten Trumpf ausspielte. „Ob ich eine Stelle finde oder nicht, das ist meine Sache," krächzte er im höchsten Diskant. „Jedenfalls habe ich's satt, mich von dir als dummen Jungen behandeln zu lassen. Das merk' dir gefälligst!"

Konsul Wernicke zuckte die Achseln und setzte sich mit einem nachsichtigen Lächeln wieder an den Schreibtisch. Die Drohung des Bruders, er werde

seine Tätigkeit im Hause Wernicke und Kompanie aufgeben, machte, da sie das Ende jeder Auseinandersetzung zu sein pflegte, schon längst keinen sonderlichen Eindruck mehr auf ihn.

Pünktlich um halb eins fand sich Herr Bolkenhahn ein und wurde durch Hennig dem Konsul vorgestellt. Es war ein etwas ungepflegt aussehender großer und grobknochiger Mann mit gebeugtem Rücken und schwerfälligen Bewegungen.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie sich herbemüht haben," sagte Wernicke, indem er sich auf einen der Klubsessel niederließ und den Besucher durch eine Handbewegung aufforderte, ebenfalls Platz zu nehmen. „Ich weiß nicht, ob Ihnen mein Prokurist schon angedeutet hat, worum es sich handelt?"

„Es war von Waschzetteln die Rede", erwiderte der Literat, mit den Fingern auf seine Knie trommelnd.

„Ich setze voraus, daß Ihnen Arbeiten dieser Art liegen, und daß Sie Lust und Zeit haben, uns Ihre schätzbare Kraft zu widmen."

„Mir liegt alles, was von mir verlangt wird", versicherte Bolkenhahn mit einem schwachen Versuch, zu lächeln.

„Sehr schön. Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß wir an solche Propagandamittel ganz bestimmte Anforderungen stellen."

„Und die wären —?"

„Erstens darf der Text nicht zu lang sein —"

„Natürlich! Sonst druckt die Presse den Wisch

nicht ab oder streicht gerade die Stellen, auf die es ankommt."

„Sehr richtig! Sodann sollen die Waschzettel als ernsthafte Kritiken frisiert werden. Das Buch als Ganzes muß selbstverständlich in den höchsten Tönen gelobt werden, aber irgendeine belanglose Einzelheit ist zu beanstanden."

„Verstehe vollkommen. Solche kritische Waschzettel sind ja in den Zeitungen auch leichter unterzubringen als nackte Lobhudeleien."

„Endlich legen wir besonderen Wert darauf, daß jeder Text seine individuelle Note hat. Mit Schablonenarbeit ist uns nicht gedient."

Bolkenhahn seufzte. „Auch darüber dürfen Sie beruhigt sein," sagte er. „Ich verfüge über die ganze Skala von der trocken-sachlichen Anerkennung bis zum glühendsten Enthusiasmus."

„Was meinen Sie, Herr Hennig," wandte sich Wernicke an seinen Prokuristen, „das beste wäre doch wohl, wir bäten Herrn Bolkenhahn, uns zunächst einmal eine Probearbeit zu liefern? Ich denke da an unsere erste Herbstnovität, die ‚Badebekanntschaften'."

„Ich werde gleich ein Exemplar in Aushängebogen bestellen", erwiderte Hennig, während er zum Telephon griff.

„Ein Roman?" fragte Bolkenhahn.

„Nein, ein Novellenband. Von Gustav Sartorius."

„Sartorius?" Bolkenhahn wiederholte den Namen unter allen Anzeichen peinlicher Überraschung.

„Sie kennen Sartorius wohl schon?“

„Allerdings, und nicht gerade von der angenehmsten Seite. Er hat einmal ein Buch von mir im ‚Literarischen Beobachter‘ fürchterlich heruntergerissen.“

„Da werden Sie ihm gegenüber wohl etwas befangen sein?“ meinte der Konsul.

„Durchaus nicht. Wenn ich dafür bezahlt werde, lobe ich alles, sogar die Werke von Leuten, denen ich am liebsten den Hals umdrehen möchte. Es scheint nun einmal mein Schicksal zu sein, gerade den Autoren, die mir in der Seele zuwider sind, zum Erfolge zu verhelfen. Haben Sie im letzten Börsenblatt gelesen, daß die Verlags-Anstalt das achtzigste bis neunzigste Tausend von Holzbauers ‚Großstadtmärchen‘ anzeigt? Das verdankt Holzbauer nur dem von mir geschriebenen Waschzettel, den so ziemlich die ganze Presse abgedruckt hat. Und dieser Mensch hat es zu hintertreiben gewußt, daß Wilkens und Schubert, bei denen er damals als literarischer Beirat tätig war, meinen zweibändigen Roman ‚Tantalidenlos‘ akzeptierten! Man gewöhnt sich ja nachgerade an solche Dinge, aber sein ganzes Leben im Interesse anderer schuften zu müssen, ist wirklich kein Vergnügen.“ Er war in Erregung geraten und fuchtelte während des Sprechens mit seinen großen Händen beängstigend lebhaft in der Luft herum.

„Ja, lieber Herr, glauben Sie denn, es sei für mich ein Vergnügen, jedes Jahr ein paar Dutzend Bücher auf den Markt zu werfen?“ fragte Wernicke

kühl. „Haben Sie eine Ahnung davon, welche Kämpfe ich mit meinem Personal, mit Papierhändlern, Sortimentern, Konkurrenz und Kritik zu bestehen habe? Wenn ich meine persönlichen Gefühle sprechen lassen dürfte, hätte ich mich längst zur Ruhe gesetzt. Aber ich kenne meine Pflicht und harre tapfer auf meinem Posten aus. Und ich darf sagen: das Bewußtsein, eine hohe Kulturaufgabe erfüllen zu müssen, gibt mir die Kraft dazu. Kämpfen müssen wir eben alle." Wie er so dasaß, wenn auch nicht gerade marmorschön, so doch marmorkalt, machte er durchaus den Eindruck eines Mannes, der aus tiefster Überzeugung redet, und zugleich den eines Märtyrers, der weiß, wofür er leidet, und der sich mit seinem Lose abgefunden hat.

Bolkenhahn, ein ganz und gar unkritisch angelegtes Gemüt, streifte ihn mit einem Blick scheuer Bewunderung. Aber der Konsul, der schon wieder an andere Dinge dachte, und für den die Unterredung mit dem literarischen Kärrner längst beendet war, nahm keine Notiz davon, sondern erhob sich und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Als der Mann aber auch dann noch sitzenblieb, wandte sich ihm Wernicke noch einmal zu und sagte: „Wir haben uns doch recht verstanden, Herr Bolkenhahn? Herr Hennig wird Ihnen draußen im Hauptkontor die Aushängebogen geben, und Sie haben dann wohl die Güte, uns den Waschzettel so bald als möglich zu senden. Es sollte mich freuen, wenn eine dauernde Verbindung zwischen uns zustande kommen würde. Ich danke Ihnen."

Bolkenhahn war nicht so feinfühlig, daß er einen so deutlichen Wink, er könne sich nun verabschieden, übelgenommen hätte. Im Gegenteil: Wernicke hatte ihn mit seinem selbstsichern Auftreten und seiner kühlen Verbindlichkeit so stark für sich eingenommen, daß er dem Prokuristen, während ihm dieser an seinem Pulte die Bogen einwickelte, ein ums andremal versicherte, es müsse doch ein wahres Vergnügen sein, unter einem Chef von so vornehmer Gesinnung zu arbeiten.

Drittes Kapitel

Man kann beleibt wie eine Tonne sein und doch den Familiennamen „Hunger" führen. Das bewies der Erste Gehilfe des Blumhardtschen Verlags, ein alter Hagestolz, der in seinem Fett beinahe erstickte, trotz seiner Körperfülle aber von der Beweglichkeit eines Wiesels war und als geborener Nörgler mit allen übrigen Angestellten beständig auf Kriegsfuß lebte. Herr Waldemar Blumhardt bekümmerte sich um rein geschäftliche Dinge so gut wie nie, und so war es freilich nötig, daß der alte Gehilfe überall nach dem Rechten sah. Da er jedoch teils seiner die Spottlust des jüngeren Personals herausfordernden Erscheinung wegen, teils, weil sich seine Anordnungen und Rügen meist nur auf ganz nebensächliche Dinge erstreckten, und weil er selbst mit Vorliebe Arbeiten verrichtete, die eigentlich untergeordneten Kräften zukamen, so war es trotz seinem in sechsunddreißig Jahren bewährten Pflichteifer mit seiner Autorität nicht weit her. Man ließ ihn schelten und tat doch, was man wollte. Er war ein Buchhändler der alten Schule, hatte seine Vaterstadt nie verlassen und gab seiner Abneigung gegen alle geschäftlichen Neuerungen in sehr drastischer Weise Ausdruck.

Auch heute schnauzte er wieder nach seiner Gewohnheit umher, ärgerte sich über jede Fliege

und suchte nach neuen Opfern seines Zorns. Und damit hatte er Glück, denn neben dem Pulte des Lehrlings entdeckte er auf dem ohnehin nicht sehr saubern Boden eine kleine Lache frischvergossener Tinte. „Wer hat denn die Schweinerei da wieder gemacht?“ fragte er, den mutmaßlichen Übeltäter mit einem giftigen Blicke musternd.

Der Lehrling — er hieß von Krossentin und war der Sohn eines Reichsgerichtsrats — rutschte von seinem Drehschemel herab und betrachtete den blanken schwarzen Spiegel, als habe er von dessen Vorhandensein erst jetzt Kenntnis erhalten. „Das werde ich wohl gewesen sein, Herr Hunger. Aus dem Tintenkruge gießt sich's so schlecht“, sagte er.

„Na ja, hab' mir's schon denken können. Sie wollen die Blüte der Nation vorstellen und können nicht einmal Tinte umfüllen? Wenn man freilich nur Tanzstunden und solche Albernheiten im Kopf hat, dann ist man zu keiner ernsthaften Arbeit zu gebrauchen. Ich will Gott danken, wenn Sie erst ausgelernt haben und wir Sie wieder loswerden. Nun latschen Sie wenigstens nicht noch drin herum! Nehmen Sie eine Handvoll Makulatur und wischen Sie's auf!“

Der Lehrling knurrte etwas Unverständliches, holte verdrossen aus der unter seinem Pulte stehenden Kiste einen Bausch zerknüllten Papiers und schob ihn mit dem Fuße ein paarmal durch die Tinte hin und her, ein Reinigungsakt, der mehr symbolische Bedeutung hatte, trotzdem aber den dicken Herrn vollkommen zu befriedigen schien.

„Hat denn die Buchbinderei die dreihundert ‚Erstarrte Seelen' in Halbfranz abgeliefert, Herr Seifert?" wandte sich Hunger jetzt an einen der jüngeren Gehilfen. Der Gefragte wußte es nicht, ging aufs Lager und kam mit dem Bescheide zurück, daß es nicht der Fall sei.

Hunger geriet ganz aus dem Häuschen. „Das ist ja eine unerhörte Bummelei!" rief er, so laut es ihm seine Kurzatmigkeit erlaubte. „Sie sollten die Bände doch schon vorige Woche reklamieren. Haben Sie denn das nicht getan?"

„Doch, Herr Hunger. Sie sollten am Dienstag abgeliefert werden."

„Und heute haben wir schon Freitag! Mit wem haben Sie denn gesprochen?"

„Ich weiß es nicht. Ich war mit dem Kontor verbunden."

„Sie sind also gar nicht selbst hinübergegangen?"

„Nein, Herr Hunger, ich habe telephoniert."

„Telephoniert! Na ja, dann braucht man sich allerdings nicht zu wundern. Das verfluchte Telephon! Der alte Herr wußte schon, weshalb er nie was davon wissen wollte. Gleich gehen Sie einmal selbst hin und machen Dampf dahinter! Aber ein bißchen energisch, das bitte ich mir aus! Was nützen uns die schönen Bestellungen, wenn wir nicht liefern können?" Er war an sein eigenes Pult zurückgekehrt, blätterte in einem Päckchen unerledigter Korrespondenz und rief einen rothaarigen und sommersprossigen jungen Mann an, der auf der entgegengesetzten Seite des Kontors

neben dem Tische von Fräulein Meta Scholz, der einzigen weiblichen Angestellten des Hauses, seinen Platz hatte. „Ach bitte, Herr Drillhose, was ist denn Gräfe in Hamburg geschrieben worden, der die zehn ‚Goethe, Auswahl‘ umgetauscht haben wollte?“

Der Jüngling ließ einen Zettel, den er gerade eifrig mit kurzen Zeilen bekritzelte, in der Tasche verschwinden und wandte sich nach Hunger um. „Ich werde gleich einmal die Kopie heraussuchen“, erwiderte er.

„Kopie!“ grollte es zurück. „Was man geschrieben hat, muß man doch auch so wissen. Aber Sie haben auch weiter nichts als Dummheiten im Kopf. Als ich in den Buchhandel kam, dachte noch niemand an Kopierbücher, geschweige an Durchschläge und solchen neumodischen Unfug. Damals hatten die jungen Leute allerdings auch noch Interesse am Geschäft. Jetzt weiß niemand mehr etwas, weil sich jeder auf die Durchschläge verläßt. Es ist ein wahres Elend.“

Die Tippdame, die sich mit den „jungen Leuten“ solidarisch fühlte, und die wohl wußte, daß Hunger zu dem „neumodischen Unfug“ auch sie und ihre Schreibmaschine rechnete, hatte einen Bogen eingespannt und klapperte, um den Dicken zu reizen, mit Feuereifer drauf los.

„Haben Sie denn immer noch zu schreiben, Fräulein?“ schallte es aus dem Hintergrund. „Der ewige Spektakel macht mich ganz verrückt.“

Die Scholz, eine zierliche Brünette von koketter Aufmachung, lächelte halb gekränkt, halb triumphierend. „Ja, Herr Hunger, was soll ich nun eigentlich tun?“ fragte sie. „Wenn ich schreibe, schimpfen Sie, und wenn ich nicht schreibe, schimpfen Sie erst recht.“

„Faulenzen sollen Sie natürlich nicht, aber Sie brauchen doch auch nicht so schauderhaft laut zu klappern.“

„Wollen Sie mir das nicht einmal vormachen, Herr Hunger? Denken Sie vielleicht, ich schlüge zu meinem Vergnügen auf die Tasten? Ich habe noch sechs Briefe für den Chef zu schreiben. Wenn Ihre schwachen Nerven das nicht vertragen, muß ich mich mit meiner Maschine eben ins Privatkontor setzen.“

„Da würde Sie Herr Blumhardt wohl bald wieder herausbefördern, Fräulein.“

„I bewahre! Der Chef ist ein sehr humaner Mann; der freut sich, wenn er mal jemand bei sich hat, der nicht so muffig aussieht wie gewisse andere Leute.“

„Werden Sie nicht unverschämt, Fräulein!“

„Unverschämt? Wieso? Fühlen Sie sich etwa getroffen?“

„Lassen Sie das Geschwätz! Arbeiten Sie, oder halten Sie wenigstens nicht andere von der Arbeit ab. Seit Sie bei uns sind, wird überhaupt nichts mehr getan.“

Fräulein Scholz brach in ein silberhelles Lachen aus. „Dafür kann ich doch nicht, Herr Hunger“,

sagte sie. „Wenn Sie sich durch die Anwesenheit einer Dame von Ihrer Arbeit abhalten lassen, so ist das nur ein bedauerlicher Mangel an Beherrschung und gefestigtem Charakter."

Das war für den Dicken zuviel. „Bilden Sie sich nur nichts ein, Fräulein!" rief er. „Sie bringen mich nicht aus der Fassung, und wenn Sie noch so schön nach Heliotrop riechen."

„Bitte sehr, Herr Hunger, wonach ich rieche, geht Sie gar nichts an. Das ist eine reine Privatangelegenheit. Daß Sie auf weibliche Angestellte nicht gut zu sprechen sind, weiß ich längst, aber ich muß mir von Ihnen jede Kritik meiner Person verbitten."

Drillhose, der bei Zwistigkeiten zwischen dem alten Gehilfen und Fräulein Scholz gewöhnlich das Bedürfnis empfand, sich zum Ritter der Tippdame aufzuwerfen, hustete bedeutsam und meinte, auf Hungers Frühstückspaket anspielend: „Heliotrop riecht immer noch besser als alter Käse."

In der Regel pflegte Hunger, wenn er's mit zwei Gegnern zu tun hatte, schleunigst das Feld zu räumen, diesmal aber nahm er den ihm von dem sommersprossigen Jüngling hingeworfenen Handschuh auf.

„Bekümmern Sie sich lieber um Ihre Arbeit, Herr Drillhose, und liefern Sie nicht fortwährend Werke, die seit langem nur noch bar abgegeben werden, bedingungsweise aus!" sagte er. „Und das will ich Ihnen auch sagen: die Fakturen der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt sind nicht

dazu da, von Ihnen mit miserabeln Versen vollgeschmiert zu werden."

Der Gerügte lachte höhnisch auf. „Sollten Sie wirklich beurteilen können, ob Verse gut oder schlecht sind?" entgegnete er sehr von oben herab. „Sie haben sich doch in Ihrem ganzen Leben noch nicht mit literarischen Dingen abgegeben. Haben Sie überhaupt Sinn für Höheres? Bei Ihnen langt's doch nur zum Doppelkopf."

Jetzt hielt es der Dicke für geraten, sich auf's Lager zurückzuziehen, wo der größte Teil des Personals heute mit der Inventuraufnahme beschäftigt war. Seifert und der Lehrling folgten ihm.

Die beiden im Kontor Zurückgebliebenen benutzten den Umstand, daß sie jetzt ganz unter sich waren, zu einer gemeinsamen Herzenserleichterung, die für Hunger nicht allzu schmeichelhaft ausfiel. Sie verstummten erst, als Richter, der Zweite Markthelfer, der in dem Rufe stand, sich durch Angebereien bei Hunger lieb Kind zu machen, im Kontor erschien, mit neugierigen Blicken an den verlassenen Pulten vorbeistrich und sich schließlich über einen auf dem Platze des Ersten Gehilfen liegenden Stoß Verlangzettel hermachte.

„Sie wollen wohl Fakturen ausschreiben, Richter?" fragte Drillhose, der sich über den Schnüffler ärgerte.

„Ich denke gar nicht dran. Machen Sie Ihr Krämchen nur hübsch allein!" erwiderte der Mann, ohne sich bei der Durchsicht der Zettel stören zu lassen. „Ich will bloß sehen, was es heute zu

packen gibt, damit ich mich mit meiner Arbeit einrichten kann. Wenn bei uns mal was Extraordinäres los ist wie so 'ne Inventuraufnahme, geht ja gleich alles drüber und drunter."

Nach einer Weile verzog sich der Markthelfer wieder, und Drillhose und die Scholz setzten ihr Gespräch fort.

„Still! Der Alte telephoniert," bemerkte der Gehilfe mit einem Blick auf die Tür des Privatkontors. „Können Sie verstehen, mit wem er spricht?"

Beide lauschten.

„Wohl mit der Druckerei?"

„Nein, mit dem Architekten", entschied die Tippdame, die entweder ein schärferes Gehör hatte, oder im Lauschen geübter war.

„Mit dem Architekten?" Drillhosens Gesicht verklärte sich und bekam dadurch ein ganz annehmbares Aussehen. „Wahrhaftig, Sie haben recht, Fräulein Meta," sagte er, jetzt dicht an der Tür stehend. „Es ist wieder von den Plänen zu einer Villa die Rede. Wissen Sie auch, was das bedeutet?"

„Daß der Chef wieder einmal große Hoffnungen auf ein neues Buch setzt. Das haben wir doch schon oft genug erlebt."

„Stimmt! Aber wissen Sie auch, auf welches Buch?"

„Keine Ahnung!"

„Fräulein Meta, können Sie schweigen?"

„Selbstverständlich!"

„Ich möchte Ihnen nämlich etwas anvertrauen. Bisher habe ich noch mit keiner Menschenseele darüber gesprochen. Sie sollen die erste sein, die davon erfährt."

„Schießen Sie los, Herr Drillhose! Haben Sie sich etwa verlobt?"

„Verlobt! Was Sie nur denken! Verloben setzt die Absicht des Heiratens voraus, und davor werde ich mich schön hüten. Ein Dichter soll sich unter kein Joch beugen, am allerwenigsten unter das der Ehe."

„Na, was haben Sie denn sonst auf dem Herzen?"

„Sie entsinnen sich doch, daß ich einen Roman geschrieben habe?"

„So?"

„Das wissen Sie nicht mehr?"

„Ach ja, ich glaube, Sie sprachen schon einmal davon."

„Ich habe Ihnen doch, als ich Sie am Kantatemontag vom Kristallpalast nach Hause begleitete, den ganzen Plan entwickelt."

„Kann sein. Ich war damals ein bißchen abgespannt und habe nicht ganz aufmerksam zugehört. Wie hieß das Ding doch gleich?"

„‚Titanensturz'."

„Richtig — ‚Titanensturz'! Jetzt kann ich mich so dunkel wieder darauf besinnen. Und was ist aus Ihrem Roman geworden?"

„Vorige Woche habe ich ihn beendet und dann gleich an die Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt geschickt. Natürlich nicht unter meinem

Namen. Unter einer Deckadresse. Sie wissen doch, ich habe einen Onkel in Schkeuditz."

„Sie haben Mut, das muß ich sagen."

„Erst wollte ich gleich damit zu Cotta gehen, aber dann dachte ich, bei dem kannst du's ja immer noch probieren. Und Friedrich Ambrosius Blumhardt ist auch nicht der schlechteste Anfang."

„Na, hören Sie! Wenn Sie da nur Glück haben!"

„Weshalb nicht, Fräulein Meta? Es ist keine Frage, daß der Chef, der einen fabelhaft feinen Instinkt für literarische Qualitäten hat, von dem Manuskript entzückt ist. Daß er die Ideen, die ich in meinem Buch entwickelt habe, bis in ihre letzten Konsequenzen erfassen wird, muß ich allerdings bezweifeln. Mit sechzig Jahren hat man ja nicht mehr die geistige Elastizität, um die Jugend, der die Zukunft gehört, ganz zu verstehen, aber Blumhardt hat jedenfalls gemerkt, daß etwas dahintersteckt. Vorab wird er sich durch meinen Stil haben bestechen lassen. Darauf gibt er nämlich etwas. Ja, Fräulein Meta, ich werde wohl die längste Zeit Fakturen geschrieben haben, und es ist leicht möglich, daß am 1. September an diesem Pult schon ein andrer sitzt. Der Chef wird Augen machen, wenn ich die Maske fallen lasse und mich ihm als den Autor des Buches zu erkennen gebe. Sie müssen es einzurichten suchen, daß Sie dabei zugegen sind. Das wird ein erhebender Augenblick werden, und wenn ich's jemand gönne, die Geburtsstunde einer neuen Ära unseres Schrifttums mitzuerleben, so sind Sie's, Fräulein Meta."

„Ich möchte nur wissen —"

Was die Tippdame zu wissen wünschte, sollte in ewiges Dunkel gehüllt bleiben, denn in diesem Augenblick erschien Hilde Blumhardt im Kontor, um sich von Fräulein Scholz, die die Portokasse führte, einige Freimarken geben zu lassen. Als sie dann zu ihrem Vater hineingegangen war, bemerkte Drillhose mit aufrichtiger Anerkennung: „Großartiges Weib, diese Hilde! Durch und durch vornehm und rassig! Die wäre so mein Geschmack. Haben Sie eine Ahnung, wie alt die sein kann?"

„Ich schätze sie auf drei- oder vierundzwanzig."

„So alt schon? Schade! Die könnte ich vom Fleck weg heiraten, wenn sie fünf Jahre jünger wäre, und wenn ich nicht den festen Entschluß gefaßt hätte, ein freier Mann zu bleiben."

„Vorausgesetzt, daß Fräulein Blumhardt Sie überhaupt nehmen würde, Herr Drillhose."

„Weshalb nicht? Bin ich denn keine ganz ansehnliche Erscheinung?"

„O ja — bis auf die roten Haare und die Sommersprossen."

„Sie haben wohl nie eine Schillerbiographie gelesen, Fräulein Meta?"

„Warum meinen Sie?"

„Nun, weil Sie dann jedenfalls wüßten, daß auch Schiller rote Haare und Sommersprossen und trotzdem ein fabelhaftes Schwein bei den Weibern hatte. Aber, wie gesagt, an Heiraten denke ich gar nicht; ich habe nur andeuten wollen, daß Fräulein

Blumhardt ein Mädel nach meinem Geschmack wäre."

„Ach, Sie! Nach Ihrem Geschmack ist doch jede! Was hatten Sie denn gestern abend auf der Treppe mit dem blonden Fräulein aus Wernickes Telephonzentrale?"

„Blondes Fräulein? Sie meinen jedenfalls die kleine Landgraf? Unter uns gesagt: ganz unbedeutendes Tierchen! Unglaublich naiv. Sie fragte mich, ob ich ihr nicht ein Gedicht zur silbernen Hochzeit ihrer Eltern machen könnte. Habe natürlich abgewinkt. Gelegenheitsgedichte! Könnte mir gerade passen!"

„Als ich an Ihnen vorbeiging, sprachen Sie mit Fräulein Landgraf aber gar nicht von Gedichten. Es war, wenn ich recht gehört habe, von einer Ruderpartie auf der Pleiße die Rede."

„Mag sein. Wir haben uns neulich einmal beim ‚Wassergott' getroffen. Es war ein reiner Zufall. Ich glaube, Sie halten mich für einen Don Juan, Fräulein Meta. Das bin ich ganz und gar nicht. Für mich haben die Frauen hauptsächlich theoretisches Interesse. Als Dichter kann man gar nicht genug weibliche Wesen kennen lernen. Das Problem ‚Weib' ist ja das wichtigste von allen." Er hatte sich wieder der Tür zum Privatkontor genähert. „Hören Sie? Der Alte spricht jetzt auch mit Fräulein Hilde von der Villa, die er sich bauen lassen will", sagte er.

Drillhose hatte recht. Das Gespräch zwischen Vater und Tochter drehte sich in der Tat um

Blumhardts alten Lieblingsplan, den er immer hervorzuholen pflegte, wenn ihm sein unerschütterlicher Optimismus einen großen buchhändlerischen Erfolg in nahe Aussicht stellte. Blieb dieser Erfolg dann aus — und das war bis jetzt noch immer der Fall gewesen —, so wurde des Villenbaus eine Zeitlang mit keinem Worte weiter gedacht, bis mit einem neuen vielversprechenden Manuskript die lockende Fata Morgana einer beschaulichen Muße in ländlicher Abgeschiedenheit vor den Augen des sechzigjährigen Kindes wieder auftauchte.

„Eine geräumige Diele, die im Sommer auch als Wohnraum zu benutzen wäre, denke ich mir sehr behaglich," erklärte Blumhardt der Tochter, „und ich freue mich, daß Bösenthal in dieser Beziehung so bereitwillig auf meine Anregung eingeht. Die Treppe würde dann an die eine Seite zu liegen kommen und müßte entsprechend künstlerisch ausgestaltet werden, etwa so, wie man's in den alten niederdeutschen Patrizierhäusern findet. Die Hauptsorge macht mir vorläufig noch die Heizungsfrage. Bösenthal ist unbedingt für Luftheizung, die ja freilich manchen Vorteil bietet und vor allem auch die Staubbildung einschränkt, aber ich möchte die gemütlichen Kachelöfen, die die Luft nicht so trocken machen, und an die wir doch auch nun einmal gewöhnt sind, nicht gern missen. Was meinst du dazu, Hilde?"

Die Tochter, die keine Spur von dem sanguinischen Temperament ihres Vaters geerbt hatte und die Dinge mit recht nüchternen Augen betrachtete,

schien durchaus nicht geneigt zu sein, für Luftheizung oder Kachelöfen Partei zu ergreifen. „Das ist ja alles recht schön, aber ich habe immer gehört, daß zum Bauen wie zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld gehöre. Wie steht es damit, Vater? Liegen die geschäftlichen Verhältnisse bei uns denn überhaupt so, daß du an die Bauerei ernstlich denken kannst?"

Auf jeden andern würde diese Frage wie ein Guß kalten Wassers gewirkt haben, Herr Waldemar Blumhardt jedoch, der längst an solche Duschen gewöhnt und daher abgehärtet war, blieb vollkommen gelassen und erwiderte heiter: „Einstweilen handelt es sich ja nur um ein Projekt, dessen Verwirklichung davon abhängt, ob der neue Roman einschlägt. Meiner Ansicht nach muß er gehen. Ich habe vorhin erst wieder in dem Manuskripte gelesen und komme immer mehr zu der Überzeugung, daß das Buch in der Tat ein Meisterwerk ist. (Bei diesen Worten bekam hinter der Tür jemand vor freudiger Erregung einen roten Kopf, warf sich in die Brust und bemerkte zu Fräulein Scholz: „Haben Sie gehört, was der Alte da gesagt hat? Das Buch wäre ein Meisterwerk. Mehr Anerkennung kann man doch unmöglich verlangen.") Ich hoffe nur, daß ich mich mit dem Autor über die Bedingungen einige. Er wird ja ein anständiges Honorar beanspruchen, aber für eine solche Arbeit kann man ja auch etwas zahlen. (Hinter der Tür begann jemand einen Indianertanz.) Wer so klar die letzten und tiefsten

Empfindungen unserer Zeit ausspricht, der muß ja in den breitesten Schichten des deutschen Volkes Verständnis und begeisterte Zustimmung finden."

„Wir halten es wenigstens für die Empfindungen unserer Zeit, Vater," wandte Hilde ein. „Ob mit Recht, ist eine andere Frage. Ich glaube, wir haben die Fühlung mit der Außenwelt verloren, vorausgesetzt, daß wir sie überhaupt einmal gehabt haben. Sogar das möchte ich bezweifeln. Wir leben jahraus, jahrein ohne jede nähere Berührung mit Andersdenkenden, haben uns in einen Ideenkreis eingekapselt, worin wir uns zwar wohl fühlen, der uns jedoch den Blick für alles trübt, was sich außerhalb unserer vier Wände abspielt. Und deshalb sind mir Zweifel darüber aufgestiegen, ob der Roman wirklich da draußen einen so starken Widerhall finden wird."

„Wie du nur heute redest, Mädel! Hast du letzten Mittwoch nicht selber gesagt, er schiene dir das Beste zu sein, was du je gelesen hättest?"

„Allerdings, Vater. Und dabei bleibe ich auch heute noch. Aber ich habe dieses Urteil doch nur auf Grund meines persönlichen Geschmackes gefällt, und wer sagt mir, daß der wirklich maßgebend ist? Gerade daß das Buch dir und Mutter und mir so gefällt, macht es mir verdächtig und erfüllt mich mit einem gewissen Mißtrauen dagegen. Wir sind nämlich — du mußt den Ausdruck schon verzeihen, Vater — in mancher Beziehung ein bißchen rückständig."

Jetzt wurde Blumhardt, der bisher mit Engels-

geduld zugehört hatte, doch stutzig. Es waren Töne aus einer fremden Welt, die da an sein Ohr schlugen. „Wie kommst denn du zu dem albernen Modewort, ‚rückständig'? Das hast du doch von mir nie vernommen", sagte er beinahe streng.

„Ein Modewort mag es wohl sein, aber ich wüßte kein anderes, das den Begriff, den man damit verbindet, klarer ausdrückt. Sieh, Vater, als ich am Mittwoch zur Redaktionssitzung kam, traf ich auf der Treppe Herrn Hennig. Wir sprachen über die ‚Aurora'. Er hatte die letzten Hefte gelesen, und zwar, wie es schien, recht aufmerksam. Die politischen Artikel fand er gut geschrieben, aber reichlich konservativ, die Aufsätze über Hans von Marées und über Eisenkonstruktion und Eisenstil hatten ihm gefallen, ebenso der über den Rastatter Gesandtenmord, aber der Roman, meinte er, röche wie die meisten belletristischen Beiträge in der ‚Aurora' nach Lavendel. Er fragte mich, ob für uns denn die deutsche Literatur wirklich mit den Klassikern und ihren Epigonen abgeschlossen sei. Das hat mir doch zu denken gegeben."

Blumhardt sah seine Tochter eine Weile nachdenklich an. „Ja, wenn du deine Weisheit freilich von diesem Herrn Hennig beziehst, dann kann ich mir verschiedenes erklären!" sagte er. „Gegen seine Person habe ich nicht das geringste; im Gegenteil, ich halte ihn für einen sehr tüchtigen und wohl auch befähigten jungen Mann, der mir, wenn ich einmal geschäftlich mit ihm zu tun hatte, immer mit großem Takt begegnet ist, aber du darfst nicht ver-

gessen: er ist Prokurist bei Wernicke und Kompanie, und so etwas färbt auch auf den Geschmack ab. Und dann: Hennig stammt aus einfacheren Verhältnissen, und wenn er auch eine ganz gute Erziehung genossen haben mag — das merkt man ihm ja an —, so ist er doch ohne alle Kulturtraditionen aufgewachsen. Ich glaube, bei ihm zu Hause haben sie nicht einmal eine vollständige Ausgabe von Goethes Werken gehabt, und wenn es wirklich der Fall gewesen sein sollte, so hat doch sicher niemand darin gelesen."

„Da wirst du allerdings recht haben, Vater," erwiderte sie lächelnd „aber eben deshalb sieht er alles mit unbefangenen Augen an. Du glaubst gar nicht, wie eifrig er an seiner Weiterbildung arbeitet, wieviel er liest, ein wie feines Verständnis er für die Kunst hat. Ich wollte ja eigentlich nicht darüber reden, aber nun muß ich dir's doch sagen: Hennig ist es, der meine Landschaft gekauft hat."

„Sieh da! Also er ist dein Mäzen! Nun ja, dann verstehe ich auch, daß du plötzlich auf seine Meinung schwörst. Ich bin nur gespannt, ob er aus dem neuen Roman auch Lavendelduft herauswittert. Mir kann das übrigens ziemlich gleichgültig sein. Das Urteil dieses Herrn Hennig ist für mich durchaus nicht maßgebend."

Das Gespräch verstummte. Hilde ging.

Drillhose, der in der Stimmung war, die ganze Welt zu umarmen, war vom Indianertanz zu gewagten turnerischen Übungen an seinem Drehschemel übergegangen. Er klammerte sich an dem

blankpolierten Holzsitz fest, stemmte die Füße gegen das Pult und versetzte seinen Thron in eine so rasend schnelle Drehung, daß ihm die roten Haarsträhnen wie eine Scheibe um den Kopf standen. Dabei vergaß er, daß auch das längste Schraubengewinde einmal ein Ende nimmt, und so genoß die Tippdame das ergötzliche Schauspiel, den Dichter des „Titanensturzes“ immer höher steigen und dann mit furchtbarem Gepolter unter seinem Pulte verschwinden zu sehen, eine Szene, deren tiefe Symbolik sie freilich kaum verstand.

Blumhardt, den der Lärm aus seinen Villenträumen aufgeschreckt hatte, erschien in der Tür, betrachtete halb ärgerlich, halb belustigt die gefallene Größe und zog sich, etwas von „Dummenjungenstreichen“ murmelnd, wieder in sein Allerheiligstes zurück.

Der Jüngling stand auf, bekam nachträglich einen roten Kopf und rieb sich die Glieder. Aber seine Seligkeit war durch das kleine Mißgeschick nicht im geringsten beeinträchtigt worden, und er sagte mit strahlenden Augen: „Ach, Fräulein Meta, Sie ahnen ja gar nicht, wie glücklich ich bin! Sehen Sie, acht Tage habe ich zwischen Hoffnung und Verzweiflung gelebt — jetzt weiß ich, daß mein Buch gedruckt wird. Es ist doch ein eigenes Gefühl, wenn man ein Kind, das man monatelang mit sich herumgetragen hat, in die Welt entläßt. Sie werden sich das gar nicht vorstellen können. Aber dieser Tag muß gefeiert werden. Ich lade Sie hiermit für heute abend zum Theater und hinterher zu einem

kleinen Souper bei Aeckerlein ein. Nicht wahr, Sie machen mir doch die Freude und kommen mit?"

„Warum nicht, Herr Drillhose?" erwiderte das kleine Fräulein, das keine Kostverächterin war und bei solchen Anlässen sogar über rote Haare und Sommersprossen hinwegsah. „Ich setze voraus, daß Ihre Kasse solche Extravaganzen auch verträgt."

„Seien Sie doch nicht so philiströs, Fräulein Meta! Heute soll's mir auf ein bißchen Schlemmerei nicht ankommen. Wer weiß, in drei oder vier Tagen bin ich ja höchstwahrscheinlich ein Krösus!"

Da ließ Fräulein Scholz alle Bedenken fahren und nahm die Einladung an.

Viertes Kapitel

Es war Rennsonntag, und das bedeutete nach einer alten Erfahrung zugleich, daß sich über der Buchhändlerstadt an der Pleiße ein wolkenloser Himmel ausspannte.

Hennig, der mit seiner Mutter zusammen im Nordviertel wohnte, war auf dem Wege zur Rennbahn. Vom Pferdesport verstand er zwar nichts, aber er empfand das Bedürfnis, den schönen Nachmittag im Freien zu verbringen, im Gewühl der sonntäglich geputzten Menschen unterzutauchen und als leidenschaftsloser Beobachter seine Betrachtungen anzustellen.

Auf dem Promenadenring herrschte schon der lebhafteste Verkehr. Autos, herrschaftliche Kutschen und Droschken erster und zweiter Klasse rollten in rascher Folge südwärts, überholten einander und wichen in scharfer Kurve den ihnen begegnenden Straßenbahnwagen aus. Im Schatten der Linden und Platanen flutete der Strom der Fußgänger dahin, vereinigte sich vor dem hochragenden Rathausbau mit dem aus dem Ostviertel anrückenden Scharen und ergoß sich in die Karl-Tauchnitz-Straße, deren von Gärten umgebene vornehme Villen in der Hitze des Sommernachmittages träumten. Es schien beinahe, als wären die meisten dieser Prachtbauten unbewohnt; nur bei ganz

über die Brüstungen, und auf den Treppen bewegten sich helle Gestalten aufwärts. Immer neue Autos und Kutschen fuhren vor, entledigten sich ihrer Insassen und ordneten sich auf dem Wagenplatz und unter den blühenden Linden der Sachsenallee zu langen Reihen. Zwischen der Tribüne und dem Sattelplatz im Innern der Bahn flutete die elegante Welt geschäftig hin und her; hier waren es vor allem die Uniformen, die die Farben des Bildes bestimmten. Alles gab sich der freudigsten Spannung hin; die Herren erwarteten für die nächsten Stunden allerlei sportliche Überraschungen, die Damen genossen schon in vollen Zügen das Glück, zu sehen und gesehen zu werden.

Was Hennig hier suchte, war etwas anderes. Er wollte sich, nicht allzusehr von Menschen umdrängt, des heute doppelt heiteren Gesamteindruckes freuen, den die an der Nordseite vom Wald umklammerte grüne Wiesenfläche mit der dahinterliegenden Stadt auf den Beschauer ausübte, und so nahm er bescheiden eine Eintrittskarte zum Dammstehplatz, wo er die Tribüne zur Linken hatte und das gewaltige Rasenoval mit seinen vereinzelten Baumgruppen, den verschiedenen Bahnen, Hecken und Hürden bequem überschauen und das Treiben auf dem Sattelplatz, wenn auch aus einiger Entfernung, gut beobachten konnte.

Als er an den Sitzplätzen vorüber kam, bemerkte er gleich in der ersten Reihe Blumhardt und Hilde. Er begrüßte sie und machte aus seiner Verwunde-

rung, sie hier zu sehen, kein Hehl. Der alte Herr, der offenbar nicht in den Geruch kommen wollte, als nehme er am Rennsport tieferen Anteil, versicherte mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, er habe sich nur seiner Tochter zuliebe dazu entschlossen, den schönen Nachmittag hier draußen zu verbringen, da sie aus künstlerischen Gründen Wert darauf lege, einmal das bunte Getriebe eines Rennens im vollen Sonnenlichte eines Sommertages auf sich wirken zu lassen.

„Aus künstlerischen Gründen?" fragte der Wernickesche Prokurist.

„Gewiß, meine Tochter befleißigt sich ja der Malkunst", erklärte Blumhardt, ohne Hildens entsetzte Blicke zu beachten.

„Aber Vater, das darf Herr Hennig doch gar nicht wissen!" sagte das junge Mädchen in komischer Verzweiflung.

Hennig machte nicht gerade das geistreichste Gesicht. „Das darf ich nicht wissen?" fragte er, bald den alten Herrn, bald dessen Tochter anschauend. Plötzlich schien ihm eine Erleuchtung zu kommen. „Ach — nun verstehe ich! Das Bildchen im Kunstverein war also ein Werk von Ihnen, Fräulein Hilde? Aber weshalb tun Sie denn so geheimnisvoll damit?"

„Ich wollte Ihnen Ihre Illusionen nicht rauben, Herr Hennig. Wenn man ein Bild kauft, das, wie Sie mir neulich auseinandersetzten, nur von einem Heinrich oder Hermann Blumhardt gemalt sein kann, dann muß man sich ja enttäuscht fühlen,

„Das hellbraune und das dunkelbraune, die einstweilen noch ganz hinten sind."

„Von denen sollte eins siegen? Die sehen doch aus, als ob sie sich gar nicht recht ins Zeug legten."

„Wird schon noch kommen, gnädiges Fräulein. Sie sparen vorläufig ihre Kräfte. Ganges, ein Sproß unseres ausgezeichneten Hannibal, ist allerdings schon ein älteres und etwas verbrauchtes Pferd, aber doch ein Pferd mit einer schönen Vergangenheit, dem man immer noch etwas zutrauen darf. Ich persönlich würde mehr Meinung für Angriff haben. Dieser Hengst ist ein Fünfjähriger, der manche recht achtenswerte Rennleistung gezeigt hat. Vor allem scheint er viel von seinem Vater Saraband zu haben, der ja meist Pferde für kurze Distanzen geliefert hat, wie wir sie gerade auf unserer Leipziger Bahn brauchen."

Das Feld hatte die den Dammplätzen gegenüberliegende Seite passiert, und die acht Pferde kamen näher und näher. Das Publikum, das Kopf an Kopf auf dem Damm bei den Schrebergärten stand, war schon in höchster Erregung und brach in laute Ermunterungsrufe aus, die sich in der Richtung nach der Tribüne hin fortpflanzten.

Als sich das Feld den Dammplätzen näherte, trat eine große Veränderung ein: Angriff machte seinen Vorstoß und war mit ein paar Sprüngen an der Spitze, dann schlossen sich ihm zwei Füchse an, die bisher niemand sonderlich beachtet hatte, und auch Ganges, der sich auf seinen alten Ruhm zu besinnen schien, drängte mit sichtlichem Ehrgeiz

vorwärts. Die übrigen Pferde, unter ihnen auch Bonbonniere, fielen zurück.

Wenige Augenblicke später ging Angriff als Sieger mit zwei Längen vor Hand in Hand, einem der beiden Füchse, die zuletzt noch so gut aufgekommen waren, durchs Ziel, während Ganges den dritten Platz, den er ein paar Sekunden lang behauptet hatte, an die Fuchsstute Assalide abtreten mußte.

Hildens Mentor wandte sich lächelnd nach dem jungen Mädchen um. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, Angriff hat mein Vertrauen nicht getäuscht, und ich bedauere nur, nicht gewettet zu haben. Es wäre kein übles Geschäft gewesen. Dem Hannibalsohn hätte ich allerdings ein besseres Los gewünscht. Ich habe immer etwas für ihn übrig gehabt.“ Er wartete noch ab, bis die Nummern der plazierten Pferde aufgezogen wurden, machte sich in seinem Programm Notizen und schlenderte dann zum Totalisator, um sich nach dem Wettergebnis zu erkundigen.

Blumhardt sah ihm ein wenig belustigt nach und bemerkte, es sei ihm unfaßbar, daß ein gebildeter Mann in gesetzten Jahren eine Sache von so fragwürdigem Wert wie den Rennsport zum Gegenstand seines Studiums machen und mit so großem Ernst darüber reden könne. Wenn Kavallerieoffiziere und Leute, die sich berufsmäßig mit der Pferdezucht beschäftigten, in solchen Dingen aufgingen, so sei das begreiflich, daß aber ein Mensch, der weder das eine noch das andere sei, und der

„Das hellbraune und das dunkelbraune, die einstweilen noch ganz hinten sind."

„Von denen sollte eins siegen? Die sehen doch aus, als ob sie sich gar nicht recht ins Zeug legten."

„Wird schon noch kommen, gnädiges Fräulein. Sie sparen vorläufig ihre Kräfte. Ganges, ein Sproß unseres ausgezeichneten Hannibal, ist allerdings schon ein älteres und etwas verbrauchtes Pferd, aber doch ein Pferd mit einer schönen Vergangenheit, dem man immer noch etwas zutrauen darf. Ich persönlich würde mehr Meinung für Angriff haben. Dieser Hengst ist ein Fünfjähriger, der manche recht achtenswerte Rennleistung gezeigt hat. Vor allem scheint er viel von seinem Vater Saraband zu haben, der ja meist Pferde für kurze Distanzen geliefert hat, wie wir sie gerade auf unserer Leipziger Bahn brauchen."

Das Feld hatte die den Dammplätzen gegenüberliegende Seite passiert, und die acht Pferde kamen näher und näher. Das Publikum, das Kopf an Kopf auf dem Damm bei den Schrebergärten stand, war schon in höchster Erregung und brach in laute Ermunterungsrufe aus, die sich in der Richtung nach der Tribüne hin fortpflanzten.

Als sich das Feld den Dammplätzen näherte, trat eine große Veränderung ein: Angriff machte seinen Vorstoß und war mit ein paar Sprüngen an der Spitze, dann schlossen sich ihm zwei Füchse an, die bisher niemand sonderlich beachtet hatte, und auch Ganges, der sich auf seinen alten Ruhm zu besinnen schien, drängte mit sichtlichem Ehrgeiz

vorwärts. Die übrigen Pferde, unter ihnen auch Bonbonniere, fielen zurück.

Wenige Augenblicke später ging Angriff als Sieger mit zwei Längen vor Hand in Hand, einem der beiden Füchse, die zuletzt noch so gut aufgekommen waren, durchs Ziel, während Ganges den dritten Platz, den er ein paar Sekunden lang behauptet hatte, an die Fuchsstute Assalide abtreten mußte.

Hildens Mentor wandte sich lächelnd nach dem jungen Mädchen um. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, Angriff hat mein Vertrauen nicht getäuscht, und ich bedauere nur, nicht gewettet zu haben. Es wäre kein übles Geschäft gewesen. Dem Hannibalsohn hätte ich allerdings ein besseres Los gewünscht. Ich habe immer etwas für ihn übrig gehabt." Er wartete noch ab, bis die Nummern der plazierten Pferde aufgezogen wurden, machte sich in seinem Programm Notizen und schlenderte dann zum Totalisator, um sich nach dem Wettergebnis zu erkundigen.

Blumhardt sah ihm ein wenig belustigt nach und bemerkte, es sei ihm unfaßbar, daß ein gebildeter Mann in gesetzten Jahren eine Sache von so fragwürdigem Wert wie den Rennsport zum Gegenstand seines Studiums machen und mit so großem Ernst darüber reden könne. Wenn Kavallerieoffiziere und Leute, die sich berufsmäßig mit der Pferdezucht beschäftigten, in solchen Dingen aufgingen, so sei das begreiflich, daß aber ein Mensch, der weder das eine noch das andere sei, und der

offenbar nicht einmal daran denke, seine Sachkenntnis am Totalisator zu verwerten, Geschmack daran finde, sich die Familienverhältnisse und Leistungen von Gäulen einzuprägen, müsse er als eine bedauerliche Verirrung betrachten.

„Wer weiß, ob der Herr unser Interesse an literarischen Dingen nicht ebenso seltsam und erheiternd finden würde, wie wir seine Begeisterung für Rennpferde!" meinte Hennig.

„Oho, bester Freund, das werden Sie doch wohl nicht im Ernst behaupten wollen!" erwiderte der Verlagsbuchhändler beinahe gereizt. „Sie dürfen Bücher und Pferde nicht in einen Topf werfen. Darüber sind sich unzweifelhaft alle Gebildeten einig, daß die geistige Arbeit, besonders soweit sie nicht letzten Endes materiellen Zwecken dient, die Grundlage aller Kultur, mithin für die Menschheit das Allerwichtigste ist."

„Nun, Vater, so ganz allgemein, wie du glaubst, wird diese Ansicht doch wohl nicht verbreitet sein," sagte Hilde, die das Bedürfnis empfand, Hennigs Partei zu ergreifen. „Ich meine, es gibt viele sonst ganz vernünftige Leute, die das Konkrete dem Abstrakten unter allen Umständen vorziehen, und denen die ernsthafte Beschäftigung mit Philosophie, Literatur und Kunst zum mindesten sehr überflüssig erscheint."

„Und solche Menschen nennst du noch ganz vernünftige Leute?" fragte Blumhardt erstaunt.

„Warum nicht? Sie haben nur eine andere Weltanschauung als wir, und wer weiß, ob sie nicht genau

so berechtigt ist wie die unsere! Jedenfalls bin ich schon längst dahintergekommen, daß man über Dinge, mit denen man sich nicht eingehend beschäftigt hat, gar nicht urteilen sollte, und daß auch das scheinbar Unwesentliche an Bedeutung gewinnt, wenn man sich erst damit vertraut gemacht hat. Früher habe ich zum Beispiel über jeden gelächelt, der zum Rennen ging, um zu wetten, jetzt, wo ich erfahren habe, daß es sich dabei gar nicht um ein reines Glücksspiel handelt, daß man vielmehr nur etwas von der Sache zu verstehen braucht, um die Aussichten der Pferde mit einer gewissen Sicherheit berechnen zu können, begreife ich vollkommen, welcher Reiz darin liegen muß."

Der Vater sah die Tochter kopfschüttelnd an. „Du machst ja in deiner Weiterentwicklung erstaunlich schnelle Fortschritte," sagte er. „Willst du nicht gleich einmal dein Glück am Totalisator versuchen?"

„Am sogenannten Glück liegt mir nichts, aber es könnte mich schon locken, meine Sachkenntnis, die ich mir natürlich erst erwerben müßte, auf die Probe zu stellen. Schade, daß der freundliche Herr nicht mehr da ist!"

„Der wird gewiß bald wieder auftauchen," meinte Hennig. „Er scheint mir zu den Leuten zu gehören, die sich glücklich fühlen, wenn sie andere belehren dürfen, und da er schwerlich ein dankbareres Publikum finden wird als Sie, Fräulein Hilde, so können wir wohl darauf rechnen, daß er wiederkommt."

Inzwischen hatte das zweite Rennen — es war

ein Herren-Jagd-Rennen — seinen Anfang genommen, aber die drei Zuschauer, denen jetzt niemand mit Erklärungen zur Seite stand, fanden es, obwohl die Pferde mit Schneid eine Reihe von Hecken und Hürden nahmen, viel weniger unterhaltend als das vorangegangene. Zum Glück stellte sich, noch ehe die Entscheidung fiel, der sachkundige Herr wieder ein, so daß man wenigstens noch einige Aufklärungen über das Wesen der Hindernisrennen erhielt. Für die diesmal laufenden Pferde schien er sich nicht allzusehr zu interessieren, wie er denn auch darauf hinwies, daß das Wetten bei dieser Art von Rennen sehr unsicher sei, da der Zufall eine große Rolle dabei spiele und die schönsten Berechnungen über den Haufen werfe. Dann erzählte er mit Genugtuung, daß der Totalisator den Leuten, die auf Angriff gesetzt hätten, für ihre zehn Mark hundertundsiebzehn zurückgezahlt habe, was als eine ziemlich hohe Quote zu betrachten sei.

Hilde wurde Feuer und Flamme. „Wenn ich Geld bei mir hätte, würde ich auch einmal zehn Mark wagen,“ sagte sie zu ihrem neuen Freunde, „aber ich würde es natürlich nur tun, wenn ich darauf rechnen könnte, daß Sie mir Ihren guten Rat nicht vorenthielten.“

„Zehn Mark sollst du haben, Mädel,“ rief Blumhardt, seine Börse ziehend. „Das Geld wird auf alle Fälle gut angelegt sein, denn wenn du gewinnst, machst du ein Geschäft, und wenn du verlierst, bist du wahrscheinlich für dein ganzes Leben

gegen etwaige Wettgelüste gesichert. Und das scheint mir wertvoller als der erhoffte Profit."

Der Fremde lächelte nachsichtig. „Raten will ich Ihnen gern, gnädiges Fräulein, aber irgendeine Bürgschaft für den Erfolg kann ich selbstverständlich nicht übernehmen. Es ist eben leider nicht möglich, die Chancen eines Pferdes mit apodiktischer Bestimmtheit vorauszusagen, selbst nicht für jemand, der die Rennleistungen regelmäßig verfolgt. Ich selbst wende als Sohn eines Landwirts, der sich eifrig mit Pferdezucht befaßte, mein Interesse in der Hauptsache der züchterischen Seite des Rennsports zu und verfolge eigentlich nur die großen Rennen. Von den heute laufenden Pferden kenne ich daher keineswegs alle. Sehen Sie, jetzt kommt das Rennen um den sächsischen Staatspreis an die Reihe, eigentlich die einzige bemerkenswerte Veranstaltung des heutigen Tages. Es werden nur vier Pferde konkurrieren; vor Überraschungen kann man also ziemlich sicher sein. Ich würde Ihnen empfehlen, auf Flittergold zu setzen. Der Hengst, der in manchen guten Rennen Sieger gewesen ist, hat immer großen Speed — ich meine große Schnelligkeit — bewiesen; das Gewicht, das ihm zugeteilt worden, ist nicht ungünstig; zudem hat er denselben Jockei im Sattel, der vorhin Angriff steuerte. Sein schärfster Konkurrent dürfte Gauß sein. Soviel ich weiß, gehört er nicht zu den Schlechtesten seines Stalles, und wenn Graditz ein Pferd hierher schickt, muß schon etwas daran sein. Der Jockei ist auch tüchtig. Natürlich läßt Graditz

seinen ersten Jockei heute im Derby in Hamburg — so nennt man die Hauptprüfung der Dreijährigen — reiten, aber wie gesagt, auch der Reiter von Gauß ist keine zu unterschätzende Kraft. Sie sehen schon, gnädiges Fräulein, wie vielerlei bei einer solchen Sache gegeneinander abzuwägen ist. Zwischen den beiden genannten Pferden dürfte das Ende liegen; ich persönlich würde mich für Flittergold entscheiden."

„Gradit!" sagte Blumhardt, wie aus einem Traum erwachend. „Dort starb am 18. Juni 1828 Karl August von Weimar. Er, der unter den größten Männern seiner Zeit gelebt hatte, hauchte seinen Geist unter Pferden aus."

„Was ihn schwerlich bekümmert haben wird," bemerkte der Fremde. „Er war sein Lebenlang ein großer Tierfreund, wie er denn überhaupt sehr fest in der diesseitigen Welt wurzelte und keineswegs als der Schöngeist gelten darf, als den ihn spätere Lobredner so gern gefeiert haben. Wäre er nicht der gesunde Wirklichkeitsmensch gewesen, der seine dichtenden Freunde immer wieder aus den Wolken herunterholte und auf den sichern Boden des Realen stellte, er hätte weder als fortschrittlich gesinnter Regent noch als Beschützer von Literatur und Kunst so Großes leisten können. Goethe hat einmal von ihm zu Eckermann gesagt: ‚Er war ein Mensch aus dem Ganzen; es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle'."

Blumhardt glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Dieser Mann, der nur Sinn für Pferde

zu haben schien, kannte Karl August, zitierte Goethe! Und als er dem Herrn, um zu erfahren, wessen Bekanntschaft er gemacht habe, nun seinen Namen nannte, gab sich ihm der Fremde als Professor Wortmann zu erkennen, der schon einigemal ganz vortreffliche literargeschichtliche Beiträge für die „Aurora“ gesandt hatte.

Hilde war mit Gesprächen über Karl August jetzt freilich nicht gedient. Sie stand auch auf dem sichern Boden der Wirklichkeit, brannte darauf, ihr Geld beim Totalisator anzulegen, und lehnte es nicht ab, als sich Hennig erbot, sie zu dem von Menschen umdrängten Fachwerkhäuschen zu begleiten, das hier der Glücksgöttin als Tempel diente.

Als die beiden zurückkehrten, hatten die vier Pferde des Staatspreises die Parade vor der Tribüne beendet und spritzten in kurzem Galopp zum Start heran, der sich unmittelbar vor den Dammplätzen befand. Der Starter richtete das Feld aus und konnte sehr bald die Fahne zum Ablauf schwenken. Die Pferde stürmten davon.

Hilde hatte Gelegenheit gehabt, sich den Fuchshengst, der nun, wo sie die Wettkarte in Händen hielt, auch i h r Glück trug, genau anzusehen. Sie war von ihrem Mentor auf die Vorzüge von Flittergolds Exterieur: auf den starken Buckel, die muskulöse Hinterhand und die schräge Schulter aufmerksam gemacht worden und hatte auch Vergleiche mit den übrigen Pferden angestellt, die natürlich zugunsten ihres Favoriten ausgefallen

waren. Jetzt, da sie gewissermaßen persönlich bei der Sache beteiligt war, verfolgte sie den Verlauf des Rennens mit ganz anderen Augen als bisher, und sie kostete die bei jeder Phase wechselnden Hoffnungen und Befürchtungen mit leidenschaftlicher Teilnahme.

Eine Zeitlang schien es, als sollten die schwarzweißen Streifen des Gradiger Stalles, die die Führung übernommen hatten, diese bis zum Schlusse behalten, dann aber machte in der Geraden Flittergold seinen Vorstoß, ging leicht an Sauß vorüber und landete das Rennen unter dem brausenden Jubel seiner Freunde, in den auch Hilde und Hennig begeistert einstimmten, mit drei vollen Längen.

So bescheiden der Gewinn auch war, so vergnügt strich das junge Mädchen die neunundzwanzig Mark, die es ausbezahlt erhielt, ein, war aber charakterfest genug, das Glück oder vielmehr Wortmanns Sachkenntnis nicht noch einmal auf die Probe zu stellen, weil es einen ungetrübt angenehmen Eindruck mit nach Hause nehmen wollte.

Blumhardt, auf den die ihm bisher unbekannt gewesene „Stallwissenschaft", wie er's nannte, keinen geringen Eindruck gemacht hatte, stellte tiefsinnige Betrachtungen darüber an, warum die Menschheit noch immer nicht in der Lage sei, die Chancen eines Buches mit ähnlicher Sicherheit wie die eines Pferdes zu berechnen. Daraufhin vertrat der Professor, wie zu erwarten gewesen war, den alten Autorenstandpunkt, indem er be-

hauptete, bei den Büchern käme es noch mehr als bei den Pferden auf den Trainer an, und das sei natürlich der Verleger. Wenn dieser das ihm vom Autor gelieferte Material richtig zu „arbeiten" verstehe, so könne ein Buch nicht so leicht versagen, aber die Herren vom Verlag erwarteten gewöhnlich, daß die Bücher von selber liefen, und das täten nicht einmal die allerbesten Pferde. Da machte Blumhardt ein etwas säuerliches Gesicht und war gar nicht so ungehalten darüber, daß sich der Herr nach einer Weile mit ein paar höflichen Redensarten verabschiedete.

Was die drei Zuschauer nun noch zu sehen bekamen, ließ sie ziemlich kühl, denn sie hatten ja niemand mehr, der ihnen zu den Vorgängen auf der Bahn Erklärungen gab. Daß ein Pferd, das mit einer vollen Länge durchs Ziel gegangen war, doch nicht als Sieger anerkannt wurde, blieb ihnen, da sie sein Kreuzen nicht bemerkt hatten, unverständlich, und so waren sie schon nahe daran, die Sache ein wenig langweilig zu finden, wenn sich nicht beim vorletzten Rennen ein Reiter nach einem Hürdensprung von seinem Gaul getrennt hätte, und das Pferd das weitere Rennen bis zum Ende reiterlos mitgelaufen wäre, was sie als eine kleine Abwechslung beinahe freudig begrüßten.

Jetzt war alles vorüber. Die Menge strömte den Ausgängen zu, staute sich hier eine Weile und floß nach allen Seiten ab oder nahm am Straßenrand Aufstellung, um der Abfahrt der Autos und Kutschen beizuwohnen.

Als Blumhardt, Hilde und Hennig am Wagenplatz vorbeikamen, trafen sie mit der Familie Wernicke zusammen, die, vornehm wie immer, vom Sattelplatze kam und ihren Mercedeswagen aufsuchte. Eine Begrüßung ließ sich nicht vermeiden, und wenn auch der Konsul ein wenig erstaunt darüber schien, seinen Prokuristen in Blumhardts Gesellschaft zu sehen, so gab seine Liebenswürdigkeit der seiner Damen doch kaum etwas nach. Seine Gattin, deren gutmütiges, aber recht unbedeutendes Gesicht gegen die kostbare, oder doch wenigstens kostspielige Toilette stark abstach, war etwas erschöpft und beeilte sich, Hilde zu versichern, sie wäre bei dieser Hitze am liebsten zu Hause geblieben, aber wenn man zu einem solchen Anlaß einmal die Kleider angeschafft habe, müsse man eben alle Unbequemlichkeiten auf sich nehmen. Irmgard, die achtzehnjährige Tochter, ein schönes, wenn auch schon etwas üppiges Wesen mit kastanienbraunem Haar, regelmäßigen Zügen und großen, aber ziemlich ausdruckslosen Augen, das ein wenig auffallend gekleidet ging, ließ seine Blicke mit unverhohlener Neugier zwischen Hilde und Hennig hin und her gehen, während Otto, der Husarenleutnant, gelangweilt und verdrossen dabei stand und die an ihn gerichteten Fragen zerstreut und mit erzwungener Verbindlichkeit beantwortete.

Das Gespräch bewegte sich in alltäglichen Bahnen, aber Blumhardt konnte sich doch nicht enthalten, von seiner Begegnung mit dem Pferdekenner zu erzählen und sein Bedauern darüber, daß man

die Aussichten eines Buches nicht mit ebenderselben Sicherheit wie die eines Rennpferdes berechnen könne, zu wiederholen. Bei dem Berufsgenossen glaubte er für seinen hübschen Einfall mehr Verständnis zu finden als bei dem Professor. Aber der Konsul war auch nicht der Mann, bei dem der Geistesblitz zündete. „Teufel auch! Von der Zuverlässigkeit der Chancenberechnung bei Gäulen habe ich noch nichts gemerkt," sagte er. „Bei Büchern bin ich meiner Sache gewöhnlich sicher, zudem hat man's ja auch in der Hand, ein wenig nachzuhelfen, aber bei Pferden scheint mir doch das meiste glorious uncertainty zu sein. Mein Junge, der natürlich auch etwas davon verstehen will, hat mir Tips gegeben und mich veranlaßt, mein sauer verdientes Geld auf Assalide, Gruna, Petrucchio, Lindenwirtin und wie die vierbeinigen Herrschaften sonst noch heißen mögen, zu setzen, aber ich bin jedesmal dabei hereingefallen. Das ist ein kostspieliger Nachmittag für mich geworden."

Der Sohn zuckte die Achseln. „Ja, Papa, Dusel gehört natürlich auch dazu," meinte er. „Wer den nicht hat, dem helfen die schönsten Tips nichts. Nun, ich denke, du wirst deshalb nicht gleich deinen Konkurs anzumelden brauchen."

Man war beim Auto angekommen. Die Wernickeschen Damen nahmen ihre Plätze ein, während der Konsul mit der ihm eigenen herablassenden Freundlichkeit seinem Hausgenossen die Hand schüttelte. Blumhardts wollten in einer Droschke heimfahren, und so mußte sich Hennig von beiden

Familien verabschieden. Da wandte sich Frau Wernicke, nachdem sie mit Irmgard einen Blick der Verständigung gewechselt hatte, mit der Frage an ihren Gatten, ob er Herrn Hennig nicht bitten wolle, an ihrem kleinen Diner im Restaurant des Zentraltheaters teilzunehmen. Der Prokurist, der den Rest des Tages lieber nach seinem Geschmack verbracht hätte, machte verzweifelte Versuche, der ihm zugedachten Ehre zu entrinnen, aber Vater, Mutter und Tochter nötigten ihn mit so bestrickender Eindringlichkeit, daß er, ohne unhöflich zu werden, die Einladung nicht ablehnen konnte und sich, von der Übermacht besiegt, an der Seite seines Chefs auf einem der Rücksitze verstauen ließ, während der Leutnant, von dieser Anordnung nicht gerade erbaut, neben dem Chauffeur Platz nahm.

Bei der Fahrt hatte der arme Hennig keinen leichten Stand. Die Damen, deren Lebensgeister im frischen Luftzuge wieder erwachten, fragten unermüdlich, ob er auch diese und jene Theatergröße gesehen hätte, was er dazu sage, daß der junge Wiedenberg gleich zwei Schauspielerinnen in seinem Wagen gehabt, und ob er nicht auch finde, daß Frau von Luckau für eine weiße Tülltoilette doch schon ein bißchen zu alt sei. Der Konsul aber, der offenbar schwer darunter litt, daß er volle vier Stunden lang mit seinen Gedanken nicht in der Erasmus-Reich-Straße hatte sein können, erkundigte sich fortwährend nach geschäftlichen Dingen.

Im Zentraltheaterrestaurant, wo für Wernickes

ein Tisch belegt war, herrschte schon ein lebhaftes Getriebe. Schwitzende Kellner wanden sich, die silbernen Speiseplatten auf gespreizten Fingern im Gleichgewicht haltend, durch die an ein buntes Blumenbeet gemahnende, aber ganz unblumenhaft auf ihr leibliches Wohl bedachte Menschheit, unter der die Uniformen der Kavalleristen und die duftigen Kleider der eleganten Damenwelt vorherrschten. Immer neue Gäste kamen, irrten, nach ihren Tischen suchend, umher, begrüßten Bekannte, musterten auffallende Fremde und wichen scheu den Schwarzbefrackten aus, die jede Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit höchst ungnädig vermerkten. In die nicht allzu laute Tafelmusik mischten sich wenig harmonisch, aber unter den gegenwärtigen Umständen sogar in der Stadt Johann Sebastian Bachs und der Gewandhauskonzerte kaum als störend empfunden, das Klappern der Teller und Bestecke und das Geräusch der Unterhaltung, das zu einem wahren Gebrause anschwoll, als die telegraphische Mitteilung aus Hamburg eintraf, daß der Graditzer Orient beim Derby einen glänzenden Sieg erstritten habe.

Hennig fand das Diner, so auserlesen die Speisen auch waren, und so wenig der Konsul den Sekt schonte, durchaus nicht sehr gemütlich. Wenn die beiden Damen nicht gerade die Toiletten der Vorübergehenden kritisierten, mußte er Irmgard, die sich in dieser Umgebung offenbar wohl fühlte, Rede und Antwort stehen. Angeregt durch das bunte Treiben und befriedigt von dem Eindruck,

den sie auf die Männerwelt machte, sah sie strahlend glücklich aus, und da sie im Grunde genommen ein gutherziges Geschöpf war, das auch die lieben Mitmenschen gern in guter Stimmung wußte, verschwendete sie ihre Liebenswürdigkeit sehr freigebig an den Prokuristen des väterlichen Geschäfts. Der freilich vermochte dieser Auszeichnung nicht recht froh zu werden. Wenn er auch unter der Wirkung des Weines und der einschmeichelnden Musik zeitweise in den Bann des jetzt wirklich verführerisch schönen Mädchens geriet, so hatte er doch eine ziemlich deutliche Empfindung dafür, daß die Huld, die da auf ihn niederstrahlte, keineswegs nur seiner eigenen Person, sondern dem männlichen Geschlecht in seiner Gesamtheit galt. Und so wurde er von Minute zu Minute kühler und war schließlich beinahe so schweigsam wie der Leutnant, der sich an der Unterhaltung kaum mit einem Worte beteiligte und sehnsüchtige Blicke nach einer sehr geräuschvoll tafelnden Gesellschaft junger Kameraden warf.

Irmgard fragte Hennig nach der Ursache seines Verstummens. Er entschuldigte sich damit, daß ihn der ungewohnte Lärm, das beständige Kommen und Gehen der vielen Menschen und die Hitze im Saal ein wenig ermüdet hätten, und daß er überdies durch eine Bemerkung ihres Vaters veranlaßt worden sei, über eine geschäftliche Maßnahme nachzudenken.

Sie sah ihn spöttisch und, wie ihm schien, sogar etwas argwöhnisch an und brachte das Gespräch

ganz unvermittelt auf Hilde Blumhardt, die sie nur flüchtig kannte, und über die sie nun alles mögliche wissen wollte. Und dann sagte sie mit der ganzen Überhebung ihrer achtzehn Jahre: „Schade, daß so ein hübsches und gewiß auch liebenswürdiges Mädchen den Anschluß verpaßt hat!“

Durch diese Bemerkung zugleich belustigt und geärgert, wollte er etwas Boshaftes erwidern, da legte ihm der Konsul, sich hinter dem Stuhl der Tochter zu ihm hinüberbeugend, bedeutsam die Hand auf die Schulter. „Morgen werden Sie Augen machen, Herr Hennig; ich bin jetzt mit meiner Idee vollständig im reinen. Sie verstehen schon, was ich meine: die ganz große Sache, über die ich Ihnen schon vor einem Vierteljahr einmal Andeutungen machte,“ orakelte er. „Kommen Sie doch vor der Postkonferenz in mein Kontor; ich werde Ihnen dann den Plan in großen Zügen entwickeln.“ Er blinzelte dem Prokuristen durch die scharfen Gläser seiner Brille vergnügt-geheimnisvoll zu, nickte wohlgefällig und hob das Sektglas, um auf das Gedeihen des Zukunftsunternehmens einen langen Zug zu tun.

Als sich Hennig wieder Irmgard zuwandte, erschien ihm diese wie ausgetauscht. Sie saß mit rotem Kopfe da, spielte mit einem Brotkügelchen und ließ, so oft sie sich unbeobachtet glaubte, den Blick nach einem entfernten Tische wandern, an dem sie offenbar einen Bekannten entdeckt hatte. Ihr Nachbar kam bald dahinter, wem das Geäugel galt: es war ein baumlanger junger

Mensch mit allen Rassemerkmalen eines Nordländers.

Der Dämmer der kurzen Sommernacht senkte sich schon auf die Stadt, als Hennig den Heimweg antrat. Draußen in der frischen Luft machte sich erst die Wirkung des reichlich genossenen Schaumweins bei ihm bemerkbar, und als er nun auf der noch immer belebten Promenade dahinging, den süßen Duft der Lindenblüten einsog und sich an dem letzten Orangeschein des versunkenen Tages weidete, war ihm, als wandle er im Traum. Er bemerkte die ihm begegnenden Menschen nicht, sah dafür aber zwei Gestalten, die, nur von ihm wahrgenommen, schemenhaft an seiner Seite gingen und deren Auge mit seltsamem, halb spöttischem, halb fragendem Ausdruck auf ihm ruhte: Hilde und Irmgard.

Fünftes Kapitel

Der Markthelfer Bölte hatte derbe Fäuste und wußte seinen fünfundsechzig Jahren zum Trotz mit Kisten und Ballen noch wie ein Jüngling umzugehen. Aber so zyklopenhaft er auch in der Packkammer und auf dem Lager schaltete, so fein und rücksichtsvoll benahm er sich, wenn er, was jeden Montag und Donnerstag geschah, früh vor Geschäftsbeginn im Privatkontor Ordnung zu schaffen hatte. Kein gutgeschultes Stubenmädchen hätte mit größerer Hingebung Staub wischen und dabei jeden Gegenstand sorgfältiger wieder an seinen Platz stellen können, als er es tat. Nie aber ging er behutsamer zu Werke, als wenn er die Bildnisse von Blumhardts Vater und Großvater der üblichen Behandlung mit dem Federwedel unterzog. Dann sprach jede seiner Bewegungen den liebevollsten Respekt aus, und er fuhr sowohl Friedrich Ambrosius wie Georg Immanuel so zart über Wangen und Nase, daß wohl kein Zeuge dieses Aktes der Pietät sonderlich erstaunt darüber gewesen wäre, wenn die beiden alten Herren ihre würdigen Gesichter zu einem herzhaften Niesen verzogen hätten.

Am heutigen Montag kam Herr Waldemar Blumhardt gerade dazu. Er war zeitiger als sonst

aufgestanden, denn der in der frischen Luft verbrachte Nachmittag hatte ihm, der sonst nur seinen täglichen Geschäftsweg zurücklegte und dabei gewöhnlich noch die Straßenbahn benutzte, wunderbar wohlgetan und ihm zu einer Nachtruhe verholfen, wie er sich deren seit langem nicht mehr zu erfreuen gehabt hatte. Infolgedessen war er jetzt in der heitersten Stimmung und knüpfte sogar, noch bevor er nach seinen Katteen sah und einen Blick auf die eingelaufene Post warf, ein Gespräch mit dem alten Mitarbeiter an, dessen freimütige Redeweise für ihn immer eine Quelle stillen Ergötzens war. „War das gestern nur ein schöner Tag, Bölte!“ sagte er, seinen Panama auf den Knopf des Kleiderständers stülpend.

„Nu ja, Herr Blumhardt, dafür war auch Rennen“, bemerkte der alte Markthelfer.

Der Prinzipal sah ihn erstaunt an. „Sie waren wohl auch draußen?“

„Und ob, Herr Blumhardt! So 'n bißchen Sport muß der Mensch doch treiben. Das ist er, mit Respekt zu sagen, seiner Gesundheit schuldig.“

„Sie haben wohl auch gewettet?“

„Nu ja. Zwanzig Mark hab' ich mal riskiert.“

„Haben Sie denn gewonnen?“

„Nu nee. Damit war's Essig. Nischt gewonnen und nischt verloren. Aber man hat doch seinen Spaß gehabt. Ums Geld war's mir daderbei auch gar nicht zu tun.“

„Denken Sie sich, Bölte, meine Tochter, die doch von solchen Dingen keine Bohne versteht, hat zum

Scherz zehn Mark gesetzt und neunundzwanzig dafür wiederbekommen."

„Das glaub' ich. Die Dummen haben bei so was allemal das meiste Glück. Sehen Sie, ich hatte mich auf Abgott gespitzt, den ich für totsicher hielt, aber das Pferd hat's nicht gemacht. Das heißt, zuerst ankommen tat das Luderchen ja, aber wie's zum Klappen kam, wurde das Rennen für ungültig erklärt, weil der Gaul nach der Innenseite vor dem Zweiten vorbeigegangen war. Wenn das nicht passiert wär', hätt' ich einen feinen Schnitt gemacht. So ein Esel von Jockei!"

„Mir war es nur darum zu tun, das Menschengewühl da draußen ein wenig zu beobachten!"

„Nu freilich! Das war auch der Mühe wert gestern. Das Gedränge und Geschubse, Herr Blumhardt! Da konnte Sie kein Apfelschimmel zur Erde fallen. Und wissen Sie auch, wen ich getroffen habe? Den langen Hermsdorf."

„Den langen Hermsdorf? Wer ist denn das?"

„Der früher drinnen am zweiten Pult stand, wissen Sie? Dicht beim Fenster. Und der dann zu ‚Welt und Haus' ging. Aber der ist auf den Windhund gekommen! Ei Herrjeses, sah Sie der Mensch aus! Hier hatte er immer die große Klappe und spielte den Nobeln, und wenn die Radieschen noch drei Neugroschen kosteten — er mußte jeden Morgen welche haben. Ja, ja, Herr Blumhardt, es ist schon dafür gesorgt, daß die Spargel nicht in den Himmel wachsen."

Der Prinzipal, der zu seinem Kontorpersonal

nie in besonders nahen Beziehungen stand, und dessen Gedächtnis sich die Namen, Gestalten und Gesichter von Leuten, die für eine kürzere oder längere Frist in seinem Geschäfte tätig waren, bei weitem nicht so unauslöschlich einprägten wie die gelegentlichen stilistischen Entgleisungen der „Aurora“-Mitarbeiter, trat, um die Kakteen zu begießen, auf den Altan hinaus und ließ sich dann zur Durchsicht der Post am Redaktionstische nieder. „Sie könnten mir wohl Herrn Drillhose einmal hereinschicken, Bölte!“ rief er dem Markthelfer nach, der gerade mit Besen, Federwedel und Staubtuch im Kontor verschwand.

Einen Augenblick später erschien der junge Mann mit den Sommersprossen im Allerheiligsten.

„Sie haben doch wohl schon gelegentlich Briefe an Autoren geschrieben, Herr Drillhose?“ fragte der Chef, während er die mitgebrachte Ledermappe öffnete und ein gewichtiges Manuskript herausholte, das dem Gehilfen nur zu bekannt war.

„Jawohl, Herr Blumhardt, Autorenbriefe habe ich schon öfters geschrieben“, erwiderte er ein wenig unsicher.

„Schön! Dann schicken Sie doch einmal diesen Wälzer zurück. Aber schleunigst, daß wir das Machwerk so bald wie möglich aus dem Hause bekommen! Es ist ja eine Dreistigkeit sondergleichen, einem so ein kindisches Gefasel anzubieten. Ich bin sonst immer ganz entschieden dafür, daß wir unbrauchbare Arbeiten in höflicher Form ablehnen, aber in diesem Falle schadet es nicht im geringsten, wenn

der Mensch einen sackgroben Wisch kriegt. Schreiben Sie ihm ruhig, wir betrachteten seine Einsendung als einen schlechten Scherz; er solle sich erst einmal die elementarsten Kenntnisse der deutschen Sprache aneignen, ehe er sich an Tinte und Papier versündigte. Sie können den Brief ja Fräulein Scholz diktieren; ich möchte ihn aber noch heute vormittag zur Unterschrift vorgelegt erhalten."

Der aus allen Himmeln gestürzte Jüngling wankte, seelisch völlig gebrochen, mit seinem Manuskript ins Kontor und ließ sich, ohne die fragenden Blicke der Tippdame zu beachten, müde auf seinem Drehstuhl nieder. Jetzt hatte er einen Titanensturz am eigenen Leibe erfahren, einen Schicksalsschlag, gegen den ihm die kühnsten Ausgeburten seiner Dichterphantasie matt und schal erschienen.

Eine geraume Weile saß er mit aufgestütztem Haupte da und starrte wie geistesabwesend durch das offene Fenster in den blaßblauen Morgenhimmel. Dann aber ermannte er sich, strich mit einer entschlossenen Bewegung die roten Haarsträhnen aus der Stirn und sagte mit rauher Stimme zu seiner Nachbarin: „Hätten Sie wohl ein paar Minuten Zeit, Fräulein Meta? Ich habe Ihnen einen eiligen Brief zu diktieren."

„Meinetwegen!" antwortete die Scholz gleichgültig, schlug ihr Stenogrammheft auf und setzte sich gähnend in Bereitschaft.

Er glaubte, ihr eine nähere Erklärung schuldig zu sein, und bemerkte kaltblütig: „Da hat so ein

obskurer Schmierfink dem Alten einen Roman angeboten, und ich soll das Ding nun zurückschicken, und zwar mit einem saugroben Brief. Wundern Sie sich also nicht, wenn ich kräftige Ausdrücke wähle. Mir persönlich geht ja eine solche Behandlung der Autoren gegen den Strich, aber der Chef will es nun einmal, daß der Kerl eine hahnebüchene Antwort bekommt. Na, mir kann's ja Wurst sein! Sind Sie so weit, Fräulein Meta? Dann also los!" Er begann zu diktieren: „Sehr geehrter Herr! Von Ihrer gefälligen Einsendung habe ich Kenntnis genommen —"

„Kommt denn keine Adresse darüber?" fragte die Typhoine, noch immer heftig gähnend.

„Nein — die werde ich handschriftlich einfügen. Es macht einen besseren Eindruck", behauptete Drillhose kühn.

„Mir auch recht! Also weiter! — habe ich Kenntnis genommen —"

„— kann mir jedoch nicht versagen, Ihnen mein Erstaunen darüber auszudrücken, daß Sie den Mut finden, mir ein derartiges, in jeder Beziehung unreifes und nach Anlage wie Ausführung völlig verfehltes Produkt zum Verlage anzubieten. Haben Sie?"

„— zum Verlage anzubieten."

„Wenn ich nicht aus Ihrem, den elementarsten Regeln der Grammatik hohnsprechenden Stile den Eindruck gewonnen hätte, daß es sich bei Ihrer Einsendung um das Erstlingswerk eines blutigen Dilettanten handelte, müßte ich annehmen, Sie

hegten die Absicht, sich mit mir einen unpassenden Scherz zu erlauben. Ich halte es unter diesen Umständen nicht für angebracht, an Ihrem Machwerk eine eingehende Kritik zu üben, sondern empfehle Ihnen nur, es einige Jahre liegen zu lassen und sich dann, nachdem Sie ein reiferes Urteil und ein ausreichendes Maß von Selbstkritik erlangt haben, mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß die Drucklegung Ihres Manuskriptes ein Ding der Unmöglichkeit ist. Selbstverständlich liegt es nicht in meiner Absicht, Ihnen hiermit jede schriftstellerische Begabung abzusprechen — haben Sie, Fräulein Meta?"

„— Begabung abzusprechen —"

„— ich fühle mich jedoch verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß Aufgaben wie ein Roman dieses Umfangs vorläufig noch außerhalb des Bereiches Ihrer Fähigkeiten liegen, und daß Sie meines Erachtens gut daran tun würden, sich zunächst einmal erreichbare Ziele zu stellen. Vor allem aber möchte ich Ihnen das sorgfältige Studium einer guten deutschen Grammatik und der Wustmannschen ‚Sprachdummheiten' anraten, denn ein anständiger Stil ist doch das wenigste, was man billigerweise von einem Schriftsteller verlangen kann."

„— verlangen kann. Kommt noch was?"

„Ich wüßte nicht, Fräulein Meta. Es ist ja wohl im großen und ganzen das, was der Alte in solchen Fällen selbst zu schreiben pflegt."

„Soll ‚mit vorzüglicher Hochachtung' drunter?"

„Selbstverständlich. Und links unten in die

Ecke schreiben Sie: Ein Manuskript von 522 Blättern."

„Alle Achtung! Das muß aber ein Schinken sein! Kann ich das Ding nicht einmal sehen?"

Bei dieser Frage der Tippdame wurde es Drillhose etwas unbehaglich. „Ich weiß nicht, ob ich dazu berechtigt bin, die Arbeit aus den Händen zu geben," sagte er. „Der Chef legt Wert darauf, daß solche Angelegenheiten diskret behandelt werden."

Fräulein Scholz musterte den Sommersprossigen mit einem argwöhnischen Blick. „Hören Sie mal, davon habe ich noch nie etwas gemerkt, wie es auch noch nie vorgekommen ist, daß die Adresse eines Ablehnungsschreibens handschriftlich eingetragen wurde. Wissen Sie, was ich vermute?"

„Nun?"

„Daß der Schinken Ihr ‚Titanensturz' ist, und daß der Brief, den Sie mir da diktiert haben, an Sie selbst geschickt werden soll. Hab' ich nicht recht?"

Der unglückliche Dichter wollte den so lieblos geäußerten Verdacht mit aller Entschiedenheit zurückweisen, aber er fühlte, daß er über und über rot wurde, und sah die schwarzen Augen des kleinen Fräuleins mit so unbarmherziger Eindringlichkeit auf sich gerichtet, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als die Waffen zu strecken. „Nun ja, da Sie's ja doch schon geahnt haben, so will ich's nur eingestehen: es handelt sich allerdings um mein Manuskript. Sie mit Ihrem Scharfsinn bekommen aber auch alles heraus, Fräulein Meta."

„Du lieber Himmel! Dazu gehört doch nicht viel

Scharfsinn, Herr Drillhose! Was los war, merkte ich gleich, als Sie aus dem Privatkontor kamen. Sie sahen ja aus wie ein Gerber, dem die Felle davongeschwommen sind."

„Das war aber auch ein Wochenanfang, wie ich ihn nicht erwartet hatte. Was sagen Sie nur dazu, daß der Chef eine solche Arbeit ablehnt?"

„Ja, was soll ich dazu sagen! Ich habe Ihren Roman nicht gelesen und kann also auch nicht darüber urteilen."

„Aber Sie werden mir doch hoffentlich zutrauen, daß ich keinen Mist schreibe? Wissen Sie auch, daß ich die Idee zu dem Buche länger als ein Jahr mit mir herumgetragen habe, ehe ich ans Ausarbeiten ging? Und das soll nun blutiger Dilettantismus sein!"

Der arme Mensch sah so todunglücklich aus, daß sogar Fräulein Scholz, die im allgemeinen keinen Überfluß an Gemüt hatte, so etwas wie Mitleid mit ihm empfand. „Trösten Sie sich, Herr Drillhose," sagte sie, „verkannt zu werden ist ja nun einmal das Los des Dichters. Sie sind nicht der erste, dem es so ergeht."

„Sie haben recht," erwiderte er mit leuchtenden Augen. „Es ist das Los des Dichters. Ich denke auch, der Chef wird es noch einmal bitter bereuen. Der Mann kann einem leid tun. Er ist eben nicht mit der Zeit fortgeschritten und hat für die neue Kunst nicht das geringste Verständnis. Es ist nicht zu glauben! Eine solche Arbeit einfach abzulehnen! Unter dem alten Herrn wäre so etwas nie und

nimmer vorgekommen." Den „alten Herrn" — gemeint war Georg Immanuel Blumhardt — hatte mit Ausnahme Hungers und Böltes niemand von den Angestellten mehr persönlich gekannt, aber er spukte, da er ein ebenso tatkräftiger und unternehmungslustiger wie eigenwilliger Mann gewesen war, noch immer im Geschäft herum und wurde als höchste Autorität gerade von denen am häufigsten zitiert, die von seinem Wesen und Wirken nur höchst unklare Vorstellungen hatten.

Als die Tippdame, die sich jetzt an ihrer Maschine zu schaffen machte, wieder einmal zu Drillhose aufsah, stellte sie zu ihrem Erstaunen fest, daß ihr Hinweis auf das Los des Dichters den jungen Mann offenbar rasch und gründlich über sein Mißgeschick getröstet hatte. Er war mit seinem Frühstück beschäftigt, bezwang, während er die Frucht der Ähren kostete, wie Niobe das etwa noch vorhandene Schmerzgefühl und las, mit vollen Backen kauend, das Zeitungsblatt, worin die Bemmen eingewickelt gewesen waren. Plötzlich stieß er ein paar unartikulierte Laute aus, würgte den Brocken, den er gerade im Munde hatte, hinunter und wandte sich an seine Nachbarin. „Da finde ich eben in einem astronomischen Artikelchen die Behauptung, daß infolge der langsamen Abkühlung der Sonne voraussichtlich auch auf der Erde in siebzig Millionen Jahren alles Leben erlöschen sein wird," sagte er ernst. „Was hat es da noch für einen Zweck, sich mit Romanen abzuschinden, wenn schließlich niemand mehr da ist, der sie liest?"

Fräulein Scholz lachte hell auf. „Bis dahin hat's noch gute Weile," meinte sie. „Jedenfalls sollten Sie sich durch solche Bedenken nicht abhalten lassen, ruhig weiterzudichten."

„Sie haben also doch noch Vertrauen zu mir?"

„Ich würde es wenigstens lächerlich finden, wenn Sie sich durch Blumhardts Ablehnung Ihres Romans entmutigen lassen wollten. Es gibt doch noch andere Verleger. Wenn Ihre Arbeit wirklich etwas taugt, so wird sie schon einer nehmen. Versuchen Sie's doch einmal bei Staackmann oder Fleischel oder Cotta."

Drillhosens Mienen erheiterten sich. „Sie haben eigentlich recht, Fräulein Meta," sagte er. „Ich glaube sogar, der Umstand, daß der Chef, der doch einen recht rückständigen Geschmack hat, mein Buch ablehnt, spricht für dessen Wert. Ich werde es an Cotta schicken. Das heißt: vor dem ersten Juli wird wohl nichts draus werden. Ein Paket nach Stuttgart mit entsprechend hoher Wertangabe kostet siebzig Pfennig, und dann muß ich ja auch erst nach Schkeuditz, um mir das Manuskript wiederzuholen. Kostet hin und zurück auch wieder sechzig Pfennig. Sagen Sie mal, Fräulein Meta — Sie dürfen mir die Frage nicht übelnehmen! — wäre es Ihnen nicht möglich, mir bis zum ersten mit ein paar Mark auszuhelfen? Ich habe mich nämlich bis auf den letzten Groschen ausgegeben."

„Sehen Sie? Habe ich Sie neulich nicht gewarnt, als Sie so toll drauflos wüsteten? Zweiter Rang hätte es auch getan, aber Sie bestanden auf

Proszeniumsloge, und statt zu Aeckerlein hätten wir ganz gut in den „Thüringer Hof" gehen können."

„Das läßt sich nun nicht mehr ändern, Fräulein Meta. Ein Schaffender soll nicht immer an den Mammon denken; das lähmt ihm die Schwingen. Und am allerwenigsten soll er dem ausgegebenen Gelde eine Träne nachweinen. Was weg ist, ist eben weg. Ich bin, weiß Gott, anspruchslos und brauche im allgemeinen so gut wie nichts. Jetzt zum Beispiel würden mir fünf Mark schon aus aller Not helfen. Und dafür werde ich Ihnen doch wohl gut sein. Wenn Sie aber Wert darauf legen, kann ich Ihnen ja auch meine Schlipsnadel verpfänden. Echtes Katzenauge; hat mich bare fünfzehn Mark gekostet."

Die Tippdame ließ sich erweichen. „Ihre Nadel behalten Sie nur," sagte sie, in ihrer Handtasche nach der Börse suchend. „Ich denke, Sie werden mir mit fünf Mark nicht gleich durchgehen."

Als Drillhose den schweren Silberling in seiner Hand fühlte, war er wieder ganz der alte, und kein Mensch würde ihm angemerkt haben, daß er kaum eine halbe Stunde zuvor einen so niederschmetternden Schlag erlitten hatte.

Jetzt erschien ein Herr im Kontor, der in der Mitte der dreißiger Jahre stehen konnte und, wenn man davon absah, daß er einen mächtigen Schlapphut und — trotz der Junihitze — einen Lodenmantel trug, einen ziemlich alltäglichen Eindruck machte. Er wünschte Herrn Blumhardt zu sprechen. Auf Drillhosens Frage, wen er melden dürfe, gab

er sich als den Schriftsteller Kurt Arnold Schlick zu erkennen.

Der Prinzipal, der sonst jeden Besuch als eine lästige Störung empfand, kam diesmal selbst, um den Angemeldeten in das Allerheiligste zu geleiten.

„Sie waren so gütig, mich zu einer Besprechung in Sachen meines Romans herzubitten", sagte Schlick, seinen Hut ohne weitere Umstände auf Blumhardts Panama stülpend.

Der Verleger wies auf einen der Mahagonistühle. „Nehmen Sie Platz, Herr Schlick! Sie rauchen doch?" Er schob ihm die Zigarettenschachtel hin. Der Besucher griff schweigend hinein und steckte sich eine Zigarette an, wobei er das Streichholz auf den Boden warf, obgleich ein Aschenbecher vor ihm stand.

„Ich kann nicht leugnen, daß ich Ihren ‚König Laurin' mit lebhaftem Interesse gelesen habe", erklärte Blumhardt.

„Sehr schmeichelhaft!" erwiderte Schlick mit einer leichten Verneigung. „Ich hatte gleich das Gefühl, daß ich bei Ihnen vor die rechte Schmiede kommen würde. Sie sind ja einer der wenigen Verleger, die bei einem Buch auf den inneren Wert, auf Qualitäten sehen. Dadurch unterscheiden Sie sich zum Beispiel vorteilhaft von Wernicke und Kompanie. Mein Gott, unter all den Büchern, die die jedes Jahr auf den Markt werfen, ist doch kaum eins von literarischer Bedeutung! Alles Kitsch, alles Spekulation auf das Sensationsbedürfnis des großen Publikums!"

Blumhardt zuckte die Achseln. „Ein Großbetrieb wie der Wernickesche muß sich allerdings von ganz anderen Grundsätzen leiten lassen," meinte er. „Der Zuschnitt des Geschäfts erfordert Massenauflagen, und die setzen natürlich wieder eine im größten Stile organisierte Propaganda voraus. Daran kann ein kleiner Verleger wie ich selbstverständlich nicht denken. Bei mir muß ein Buch eben selbst Reklame für sich machen. Es muß so gut sein, daß jeder einsichtsvolle Leser es in seinem Bekanntenkreise weiterempfiehlt. Aber ebendeshalb finden meine Verlagswerke bei den wirklichen Kennern auch die gebührende Beachtung. Es fragt sich nun, Herr Schlick, ob Ihnen damit gedient wäre, oder ob die finanzielle Seite der Sache für Sie nicht ausschlaggebend ist."

„Über diesen Punkt kann ich Sie beruhigen, Herr Blumhardt. Der finanzielle Erfolg kommt für mich erst in zweiter Linie in Betracht. Ich darf auch sagen: ich habe das Vertrauen zu meiner Arbeit, daß sie sich durchringen wird."

„‚König Laurin' ist wohl Ihr erstes Buch?"

„Allerdings. Bisher habe ich nur kleinere Arbeiten, zumeist Novellen und Skizzen in der Tagespresse und in verschiedenen Wochenschriften veröffentlicht."

„Um so besser. Ich betrachte es immer als eine besondere Ehre, einen jungen Autor einführen zu können. Wenn bisher auch nicht alle Blütenträume in Erfüllung gegangen sind, so habe ich doch die Genugtuung, daß sich eine nicht allzu

kleine Zahl meiner Autoren heute der allgemeinen Anerkennung erfreut. Sie kennen doch Roderich Mieglau?"

„Selbstverständlich!"

„Nun ja, von Mieglau habe ich zwei Bücher herausgebracht, beides sehr feine Sachen. Von beiden ist die erste Auflage noch lange nicht verkauft, aber es werden täglich ein paar Exemplare verlangt, und ich bin überzeugt, daß er sich durchsetzt. Die ‚Augsburger Abendzeitung' hat neulich ein Feuilleton über Mieglau gebracht, worin sie seine Bücher dem Besten gleichstellte, was Storm geschrieben habe. Und dann: Sie kennen vielleicht auch Rehwalds Roman ‚Auf karger Scholle'? Sehen Sie, davon erscheint jetzt die zweite Auflage. Bei der ersten habe ich bares Geld zugesetzt; vielleicht komme ich bei der zweiten wenigstens auf die Kosten. Sie dürfen nämlich nicht denken, daß ich nur zu meinem Vergnügen verlege. Gott bewahre, ich will verdienen. Ich muß mir zum mindesten bei jedem Unternehmen die Frage vorlegen, wieviel ich schlimmstenfalls dabei verlieren kann. Um ins Blaue hinein wirtschaften zu können, dazu bin ich leider nicht bemittelt genug."

„Verstehe ich vollkommen", beeilte sich Herr Schlick zu versichern, der Blumhardts Auseinandersetzungen nur mit geteilter Aufmerksamkeit gefolgt war.

Der Verleger hatte das Manuskript aus dem Geldschrank geholt und blätterte darin. „Was nun Ihren Roman betrifft, so muß ich bekennen, daß

mir der gesunde Idealismus, der sich darin ausspricht, außerordentlich zusagt," erklärte er. „Das vierte Kapitel mit der Bekehrungsgeschichte ist in seiner Art klassisch. Auch das Gespräch zwischen Ilse und dem alten Doktor hat mich gepackt. So etwas muß ja auf den Leser wirken. Dagegen scheint mir — Sie verzeihen wohl, daß ich auch darauf hinweise! — der Bruch Ilsens mit Riccardo, ich glaube, es handelt sich um das elfte Kapitel, nicht sorgfältig genug motiviert. Der Brief allein scheint mir nämlich zur Begründung einer so vollkommenen Sinnesänderung nicht auszureichen. Ich würde an Ihrer Stelle schon vorher, vielleicht bei der Enthüllung des Dante-Denkmals in Trient, einen inneren Gegensatz zwischen den beiden jungen Leuten angedeutet haben. Überlegen Sie sich die Sache freundlichst einmal, Herr Schlick. Ich bin überzeugt, Sie werden mir zugeben, daß ich das richtige Gefühl habe. Und dann noch eins: ich habe mir erlaubt, hier auf diesem Blatt eine Anzahl Stellen anzumerken, die wohl noch einer kleinen stilistischen Durchfeilung bedürfen. Es sind ja in der Hauptsache unwesentliche Dinge, aber doch solche, an denen sich ein aufmerksamer Leser stoßen könnte. Und ich lege großen Wert darauf, daß meine Verlagswerke auch in der äußern Form den strengsten Anforderungen genügen. Es ist ja eine der wesentlichsten Aufgaben meines Verlages, der immer bedenklicher um sich greifenden Sprachverlotterung entgegenzuwirken."

Herrn Schlick schien das, was dem alten Herrn

am meisten am Herzen lag, am allerwenigsten zu interessieren. „Sie sind also grundsätzlich nicht abgeneigt, den ‚König Laurin‘ zu verlegen?“ fragte er, indem er den Aschenbecher, mit dem er bis jetzt ein wenig zerstreut gespielt hatte, geräuschvoll auf den Tisch stellte.

„Durchaus nicht. Aber, wie gesagt, auf den stilistischen Änderungen müßte ich allerdings bestehen.“

„Schön. Darüber ließe sich reden. Aber nun möchten wir auch einmal auf die geschäftliche Seite der Angelegenheit kommen. Wie ich schon bemerkte, betrachte ich diese durchaus nicht als die Hauptsache, da ich jedoch von der Feder leben muß, ist die Honorarfrage für mich natürlich von einer gewissen Bedeutung.“

„Sie haben also keinen andern Beruf, der Ihnen ein sicheres Einkommen gewährleistet?“

Schlick warf sich in die Brust. „Ich bin freier Schriftsteller, Herr Blumhardt, und meine, eine derartige Tätigkeit sei geeignet, ein Menschenleben vollständig auszufüllen. Ich war vorher ausübender Musiker, habe aber noch rechtzeitig erkannt, daß meine Begabung auf einem andern Gebiete liegt.“

„Ich verstehe schon,“ meinte der Verleger mit bedeutsamem Lächeln, „Sie haben sich jedenfalls mit der Entwicklung, die die Musik seit Wagner genommen hat, nicht befreunden können.“

Schlick sah sein Gegenüber etwas unsicher an. „Nun ja, in mancher Hinsicht mag das auch zutreffen,“ sagte er. „Aber, ganz abgesehen davon:

ich glaube mehr Verstandes- als Gefühlsmensch zu sein. Und für Verstandesmenschen ist das geschriebene Wort das gegebene Ausdrucksmittel."

Blumhardt schmunzelte. „Zum Glück ist von dem Überwiegen des Verstandesmäßigen in Ihrem Buche nicht viel zu merken", sagte er.

„Schon möglich. Aber ich glaube, wir sind von unserm Thema abgekommen. Welches Honorar würden Sie mir für den Roman bewilligen können?"

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, bei dem keiner von uns zu kurz kommt, da wir das Risiko und den Gewinn teilen würden. Ich habe Ihr Manuskript kalkuliert. Es würde so etwa vierundzwanzig Bogen ergeben, also einen Band, der gebunden fünf Mark kosten müßte. Ladenpreis natürlich. Ich würde Ihnen für jedes abgesetzte Exemplar fünfundsiebzig Pfennig zahlen. Abrechnung alljährlich nach der Ostermesse."

„Und wie hoch soll sich die Auflage belaufen?"

„Ich dachte, auf zweitausend."

Schlicks ohnehin nicht sehr rundes Gesicht zog sich merklich in die Länge. „Zweitausend mal fünfundsiebzig — das wären fünfzehnhundert Mark Honorar," sagte er. „Glänzend finde ich das gerade nicht."

„Sie müssen bedenken, daß die erste Auflage ja gewissermaßen auch nur als Ballon d'essai dient. Sehen wir, daß der Roman geht, so drucken wir die zweite natürlich höher", erklärte Blumhardt, ohne sich durch Schlicks deutlich erkennbare Abkühlung beirren zu lassen.

Der Schriftsteller schob den Aschenbecher weit von sich. „Ganz recht. Aber, wenn ich offen sein soll: ich hatte eigentlich ein günstigeres Honorarangebot erwartet. Wie gesagt, die Geldangelegenheit spielt ja für mich nur eine untergeordnete Rolle, aber deshalb darf ich sie doch nicht als Bagatelle behandeln. Von der Luft leben kann ich leider nicht, und schließlich muß man doch auch an seine Zukunft denken. Ich hatte gedacht, Sie würden mir wenigstens gleich eine runde Summe als Honoraranzahlung bewilligen."

„Bester Herr, ich glaube ja selbst, daß Ihr Buch gehen wird, aber wer bürgt mir dafür, daß ich mich nicht irre?" erwiderte der Verleger, indem er sich bemühte, in seine Mienen den Ausdruck des Zweifels zu legen, was ihm gar nicht so leicht fiel. „Wenn wir das Risiko gemeinsam tragen, kann keiner von uns dem andern einen Vorwurf machen. Ich will Sie gar nicht zu einer schnellen Entscheidung drängen. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag in aller Ruhe und sagen Sie mir dann Bescheid."

Schlick erhob sich. „Nun ja, ich werde mir die Sache einmal überlegen," sagte er. „Jedenfalls bitte ich Sie, mir mein Manuskript einstweilen wieder mitzugeben, damit ich die von Ihnen gewünschten Änderungen, soweit ich sie für gerechtfertigt halte, vornehmen kann."

Wäre Blumhardt ein Menschenkenner gewesen, so hätte er dem Verfasser des „König Laurin" angemerkt, daß ihm nur darum zu tun war, seine Arbeit zurückzuerhalten, um sie schleunigst einem

andern Verleger anbieten zu können. Aber auf diesen Gedanken kam der alte Optimist gar nicht, betrachtete vielmehr Schlicks Bereitwilligkeit, auf seine Änderungsvorschläge einzugehen, als ein günstiges Zeichen und hielt ihm, während er das Manuskript mit liebevoller Umständlichkeit einpackte, einen längeren Vortrag über allerlei stilistische Feinheiten. Ja er erwies in der Freude seines Herzens dem mutmaßlichen neuen Autor eine Gunst, deren sich sonst nur die Vertrauten des Hauses zu erfreuen hatten: er führte ihn auf den Altan und zeigte ihm seine Katteensammlung.

Sechstes Kapitel

An demselben Montagmorgen, wo Drillhose den an ihn selbst gerichteten groben Brief diktierte und Blumhardt seine mit einem magern Wurm beköderte Angel nach Herrn Kurt Arnold Schlick auswarf, fanden im Privatkontor von Wernicke und Kompanie wichtige Besprechungen statt.

Albrecht der Beherzte, der seinem Bruder gegenüber jederzeit das Interesse des Personals vertrat, hatte dem Konsul eine Aufstellung der am 1. Juli zu gewährenden Reisestipendien vorgelegt und bei dieser Gelegenheit auch eine Anzahl Gehaltszulagen für die älteren Angestellten befürwortet. Wie immer in solchen Fällen verhielt sich der Chef zunächst ablehnend, und es bedurfte einer ziemlich erregten Auseinandersetzung, bevor er sich dazu bereit finden ließ, wenigstens für die Herren in leitenden Stellungen angemessene Aufbesserungen zu bewilligen. „Du weißt, Albrecht, daß mir an den untergeordneten Kräften gar nicht so viel liegt,“ erklärte er, als sich der kleine Mann mit diesem Zugeständnis noch nicht zufrieden gab, „diese Leute sind, wenn es ihnen bei uns nicht mehr behagt, immer leicht durch andere zu ersetzen.“

„Jawohl, Paul, aber immer nur durch minderwertige, die sich erst einarbeiten müssen. Ich bin

der Meinung, daß niedrige Gehälter keine Ersparnis bedeuten. Gutbezahlte Angestellte wissen, wofür sie arbeiten. Bei der Ausdehnung, die das Geschäft in den letzten Jahren genommen hat, und bei der immer schwieriger werdenden Beaufsichtigung des Personals ist es sehr wichtig, daß man zuverlässige Leute hat, diese aber auch ihren Leistungen entsprechend bezahlt."

„Ja, wenn man wirklich auf besondere Leistungen rechnen könnte! Aber wenn die Angestellten gut bezahlt werden, tun sie genau so wenig, als wenn sie schlecht bezahlt werden." Wernicke sprach diese Behauptung mit der Bestimmtheit aus, über die er immer verfügte, wenn es für ihn darauf ankam, sich einer lästigen Pflicht zu entziehen.

In diesem Augenblick trat Hennig ein, um sich die ihm vom Konsul am Abend zuvor versprochenen Mitteilungen über das geplante große Verlagsunternehmen zu erbitten.

„Wie wird es denn in diesem Jahre mit Ihrem Urlaub, Herr Hennig?" fragte der Chef. „Gedenken Sie wieder eine größere Reise zu unternehmen?"

„Davon will ich diesmal absehen, Herr Konsul," erwiderte der Prokurist. „Ich möchte lieber im Spätsommer ein paar Tage in den Harz gehen und mich vorläufig, wenn es das Wetter erlaubt, an den Sonnabenden frei machen. Dann habe ich jedesmal zwei Tage zum Wandern, und das erfrischt mich kaum weniger als eine mehrwöchige Reise."

„Ganz wie Sie wollen. Es ist mir auch lieber, daß ich Sie in diesem Sommer nicht auf längere Zeit zu entbehren brauche, denn ich werde in den nächsten Monaten vielerlei mit Ihnen zu besprechen haben. Es ist übrigens gut, daß Sie gerade da sind. Ich sprach eben mit meinem Bruder darüber, daß wir zum ersten doch wohl eine Anzahl Gehaltserhöhungen eintreten lassen müßten —“

„Mein Bruder drückt sich da nicht ganz korrekt aus,“ bemerkte Albrecht. „Den Vorschlag habe ich gemacht.“

Der Konsul warf dem Männchen einen mißbilligenden Blick zu. „Das ist doch ganz nebensächlich,“ meinte er. „Die Hauptsache ist, daß wir uns über die Notwendigkeit dieser Maßnahme geeinigt haben. Ich selbst hatte dabei allerdings zunächst nur an die Abteilungsleiter gedacht, aber mein Bruder meint, und er hat damit wohl nicht so ganz unrecht, wir müßten auch den übrigen älteren Angestellten wieder einmal zulegen, wenigstens denen, die wirklich etwas leisten. Was sagen Sie dazu?“

„Ich kann diesen Vorschlag nur befürworten, Herr Konsul,“ erklärte der Prokurist. „Seit mehr als drei Jahren ist ja keine Aufbesserung eingetreten, und ich weiß aus mancherlei Andeutungen, daß die Leute mit Sehnsucht darauf warten. Meiner Meinung nach dürfte es sich sogar empfehlen, die Zulagen auf alle Angestellte auszudehnen, zum mindesten auf die, die schon zwei Jahre im Hause tätig sind.“

„Auch auf die Damen?“ fragte der Chef mit einem leisen Seufzer.

„Auch auf die Damen. Gerade unter diesen haben wir jetzt recht brauchbare Kräfte.“

„Nun ja, das gebe ich zu. Wer seinen Posten ausfüllt, mag Zulage erhalten. Aber wir müssen Unterschiede machen. Ich bin durchaus gegen eine Prämiierung der Faulheit. Sie kennen das Personal ja besser als ich. Stellen Sie also einmal eine Liste der Leute auf, die für eine Gehaltserhöhung in Frage kommen, und machen Sie mir dann Vorschläge. Ich empfehle Ihnen, sich mit den Abteilungsleitern ins Einvernehmen zu setzen. Es ist nämlich manchmal gar nicht so leicht, die Leistungen der Angestellten richtig einzuschätzen. Sie werden ja selbst wissen, daß die, die am wenigsten arbeiten, mitunter für die besten Kräfte gelten, weil man bei ihnen selten oder nie merkt, daß sie eine Dummheit gemacht haben.“

„Sehr wohl, Herr Konsul. Mit der Liste hat es wohl bis morgen Zeit?“

„Selbstverständlich, Herr Hennig. Maßnahmen, die eine Erhöhung der Geschäftsspesen zur Folge haben, dürfen nie übereilt werden. Und nun wollen wir einmal den Plan besprechen, über den ich Ihnen gestern einige Andeutungen machte. Nehmen Sie Platz! Vielleicht setzt du dich auch einmal mit her, Albrecht.“ Er entnahm der Schieblade seines Schreibtisches eine mit Papieren gefüllte Mappe und ließ sich, die Blätter auf dem Konferenztisch ausbreitend, in einem der Klubsessel

nieder. „Ich muß zunächst ein paar allgemeine Bemerkungen vorausschicken," begann er. „Wir sind uns wohl darüber einig, daß unsere gesamte wirtschaftliche Entwicklung zur Industrialisierung drängt. Auch der Verlagsbuchhandel. Die schönen Zeiten, wo einer von ein paar bescheidenen Unternehmungen leben konnte, sind vorbei. Gemütliche Herren wie unser Nachbar Blumhardt stehen auf dem Aussterbeetat. Meiner Überzeugung nach ist das Buch genau so gut zur Ware geworden wie Konfektionsartikel, Schuhwerk und Taschenuhren. Es mag ja bedauerlich sein, aber es hilft nichts, daß man sich gegen diese Erkenntnis sträubt. Der Einband, der ja für das Gros der Bücherkäufer längst die Hauptsache an einem Buche geworden ist, wird ja auch schon seit Jahrzehnten rein fabrikmäßig hergestellt. Gibt es also Einbandfabriken — und unsere Herren Kleisterbarone fühlen sich mit Stolz als Großindustrielle und würden es höllisch übelnehmen, wenn man sie wie die alten guten Buchbinder von Anno Tobak als Handwerker ansprechen wollte! — warum soll es nicht auch gleich Buchfabriken geben? Anfänge dazu sind ja schon gemacht, und die paar Verleger, die diesen Weg eingeschlagen haben, sind bereits eine Macht geworden, die die Existenz der andern ernstlich bedroht. Es hat keinen Zweck, gegen den Strom schwimmen zu wollen. Wer die Zeichen der Zeit nicht versteht, muß untergehen.

Was nun im besondern Wernicke und Kompanie betrifft, so können wir von unsern Fachzeitschriften

nicht mehr leben; dafür sorgt schon die Konkurrenz. Unser Buchverlag hat sich ja recht nett entwickelt, und mit dem nötigen Trara haben wir ja auch bei einer ganzen Anzahl von Artikeln einen recht respektabeln Absatz erzielt, aber auf die Dauer scheint mir die Propaganda für die einzelnen Bände doch allzusehr ins Geld zu laufen. Was uns bisher gefehlt hat, ist ein Unternehmen, bei dem sich die Reklame besser verzinst. Wir brauchen eine Bücherserie, bei der jeder Band zugleich ein Werbemittel für alle andern ist." Der Konsul machte eine kleine Pause, streifte seine Zuhörer mit einem forschenden Blick und fuhr, in seinen Notizen blätternd, fort: „Ich habe lange darüber nachgedacht, wie man die Sache am besten anfaßte, und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß die Begründung einer Bibliothek von Zwei-Mark-Bänden das richtige wäre."

„Ullstein!" riefen Hennig und Albrecht wie aus einem Munde.

Der Chef lächelte. „Auf diesen Einwand bin ich gefaßt gewesen," sagte er. „Aber meine Idee beruht auf einer ganz andern Voraussetzung als die Ullsteinbücher. Ullstein hat eine Serie von Eine-Mark-Bänden und eine solche von Drei-Mark-Bänden und rechnet dabei mit zweierlei Publikum. Er geht von der Ansicht aus, daß unsere lieben Durchschnittsdeutschen für ein Buch, das sie selber lesen wollen, höchstens eine Mark ausgeben. Legen sie für ein Buch mehr an, so wollen sie's verschenken. Meine Absicht ist nun, Bände zu liefern, die man

sowohl um sie selbst zu lesen, als auch um sie zu verschenken kauft. Ich will also die beiden großen Herden, auf die Ullstein einzeln Jagd macht, mit meinem Unternehmen zusammen einfangen. Zu diesem Zweck müssen die Bände so sein, daß sie die Neugier und Sensationslust des Publikums so stark reizen, daß es seinem Herzen einen Stoß gibt und zur Befriedigung seiner Gelüste zwei Mark opfert, daß sie zugleich aber auch eine Aufmachung haben, die sie wertvoll genug erscheinen läßt, nach dem Lesen auch noch als Geschenk Verwendung zu finden. Sehen Sie?"

„Ihre Idee leuchtet mir ein, Herr Konsul," bemerkte der Prokurist. „Die Hauptsache dürfte jedoch sein, daß man auch wirklich gediegene Werke brächte."

Wernicke sah erstaunt auf. „Sie meinen inhaltlich? Ist ganz Nebensache, lieber Herr Hennig! Vollkommen Nebensache! Das große Publikum — und nur mit diesem darf man bei einem solchen Riesenunternehmen rechnen — fragt gar nicht danach, ob ein Buch gut oder schlecht ist. Qualitätsbücher zu bringen — diese Aufgabe können wir getrost den kleinen Verlegern überlassen. Ich bin sogar dafür, daß literarisch Wertvolles von vornherein ganz ausgeschlossen werden müßte. Nur nichts, was irgendwelche Gedankenarbeit beim Leser voraussetzt! Für uns kommt es einzig und allein darauf an, daß die Bände einen starken Reiz auf die große Masse der Halb- oder Viertelgebildeten ausüben. Dazu gehört erstens ein viel-

versprechender Titel und zweitens ein anerkannter Autorname. Auf Experimente mit Anfängern, die keine Seele kennt, können wir uns nicht einlassen."

„Es fragt sich nur, ob wir zu der geplanten Serie auch die erforderliche Anzahl von Beiträgen berühmter Autoren bekommen", warf Hennig ein.

„Darüber machen Sie sich keine Sorge. Mit Honorar brauchen wir bei unsern Massenauflagen ja nicht zu sparen, und wenn es manchem zunächst auch gegen das Gefühl gehen mag, sich in unsern Verlagsstall einsperren zu lassen, so wird er doch auf die Dauer dem Zauber eines Wernickeschen Schecks nicht widerstehen können, besonders, wenn er sieht, daß andere auch nicht empfindlich sind. Und irgendeinen verpfuschten Roman oder eine Jugendarbeit, die er nicht losgeworden ist, oder die er aus ästhetischen Bedenken bisher zurückgehalten hat, wird schließlich wohl jeder in seinem Pulte haben."

„Wie hoch denkst du dir denn deine Massenauflage?" fragte Albrecht.

„Wir drucken von jedem Bande hunderttausend und bringen gleich auf einmal hundert Bände heraus. Der Masse kann man nur durch Masse imponieren."

„Hunderttausend Exemplare von jedem der hundert Bände unterzubringen, dürfte aber seine Schwierigkeiten haben", wandte der Prokurist ein.

„Weshalb? Natürlich gehört auch eine Riesenpropaganda dazu. Überhaupt müßte die ganze Organisation des Geschäfts von Grund auf um-

gestaltet werden. Wir müßten im allergrößten Stil mit Plakaten und Inseraten arbeiten. Auch die Presse müßte systematisch für das Unternehmen interessiert werden. Natürlich durch Aufgabe von Anzeigen. Blätter, die uns im redaktionellen Teile nicht wohlwollend behandeln, bekommen keine Inserate. Dann werden sie ihre Ansichten über unsere Bände schon einer Revision unterziehen. Und dann brauchen wir als Spezialorgan für die Leser unserer Bücher auch eine eigene Zeitschrift, die natürlich nur unter der Hand, gewissermaßen zwischen den Zeilen, für die Bände Propaganda macht, im übrigen aber unter der Fahne eines absolut einwandfreien Idealismus segelt. Zeitschrift und Bücherserie müssen Hand in Hand gehen, auch durch den Titel verbunden sein. Die suggestive Wirkung kann dann nicht ausbleiben."

„Hast du schon einen Titel ins Auge gefaßt?" erkundigte sich der Bruder.

„Natürlich. Ich habe lange danach gesucht, aber schließlich hat mir Blumhardt mit seiner ‚Aurora' auf die rechte Spur geholfen. Die Zeitschrift soll ‚Phöbus', die Bibliothek ‚Phöbus-Bücherei' heißen. ‚Aurora' — die Verheißung, ‚Phöbus' — die Erfüllung! Durch den Namen bekommt das Unternehmen den ideellen Beigeschmack, ohne den es ja nun einmal nicht geht."

Hennig, dem bei den ihm von Wernicke eröffneten Aussichten nicht gerade behaglich zumute geworden war, rückte in seinem Sessel unruhig hin und her. „Ein Unternehmen dieses Umfanges setzt eine

wesentliche Vergrößerung der Druckerei und der Buchbinderei voraus," bemerkte er. „Es müßten doch mindestens zehn bis fünfzehn neue Setzmaschinen aufgestellt werden und ebenso viele Schnellpressen. Das erfordert aber, daß die Produktion in dem einmal eingeschlagenen Tempo weitergeht. Eine wahre Büchersündflut, die der Welt da droht!"

Wernicke lächelte kühl. „Tut nichts. Je höher die Flut, desto sicherer wird unsere Arche darauf schwimmen", meinte er.

„Ob jedoch die Sortimenter mittun?" fragte Hennig.

„Sie werden müssen, bester Herr, denn bei der Reklame, die wir machen, können sie uns nicht einfach ignorieren. Wenn ihnen das Publikum die Bude stürmt, bleibt ihnen nichts weiter übrig, als sich unsere Bände auf Lager zu legen. Und wenn sie doch versagen sollten — es gibt ja unter ihnen immer noch viele, die so naiv sind, sich nur für das ins Zeug zu legen, was sie für literarisch wertvoll halten —, so haben wir ja noch die Warenhäuser, für die nur die Höhe des Rabatts ausschlaggebend ist, die Bahnhöfe, die großen Hotels, die Ozeandampfer und schließlich die kleinen Buchbinderläden. Literarisches Verständnis ist ja beim Verkauf der Phöbusbücher nicht vonnöten. Wenn ein Band so gut oder meinethalben auch so schlecht wie der andere ist, dann genügt's ja, daß der Verkäufer dem Kunden einen ganz beliebigen in die Hand drückt. Im Notfalle richten wir in allen größeren

Städten Verkaufsstellen ein. Billige Arbeitskräfte ohne buchhändlerische Fachkenntnisse sind ja überall leicht zu bekommen. Darf ich nun bitten, sich zu meinem Plane zu äußern?"

Hennig und das semmelblonde Männchen wechselten einen Blick der Verständigung. Dann sagte Albrecht: „Es kann ja ein großes Geschäft werden. Aber das Risiko! Mir schwindelt, wenn ich dran denke. Ich muß gestehen: ich brauche einige Zeit, um mich mit deiner Idee vertraut zu machen, Paul. Wir müssen ja Hunderttausende à fonds perdu buchen. Und wenn die ganze Sache nun nicht einschlägt? Was dann? Sind wir stark genug, den Verlust zu tragen?"

Der Konsul rieb sich ungeduldig die Hände. „Du hast dich nie durch Unternehmungsgeist ausgezeichnet, Albrecht. Wenn's nach dir gegangen wäre, säßen wir heute noch in den zwei Zimmern im Hinterhause der Querstraße und lebten als biedere kleine Verleger von den ‚Blättern für Kaninchenfreunde'. Natürlich ist ein gewisses Risiko dabei. Aber so groß, wie du dir einbildest, ist es bei weitem nicht. Es kommt ja bei der ganzen Sache eigentlich nur auf die Ausstattung der Bände an, und für die sind die Kosten ja um so geringer, je höher die Auflage ist. Den Absatz haben wir in der Hand; das Wesentliche ist nur, daß der Reklameapparat richtig funktioniert. Aber was andere können, das können wir auch. Dafür laß mich nur sorgen. Ich habe bei meiner Kalkulation auch auf etwaige Fehlschläge Bedacht genommen und mir nichts

weisgemacht; das kannst du mir glauben. Und Sie, Herr Hennig, was halten Sie von der Sache?"

„Wenn ich ganz offen sein soll: sehr sympathisch ist sie mir nicht," erklärte der Prokurist. „Wäre das Unternehmen darauf angelegt, wirklich gute Literatur in Massenauflagen zu verbreiten, wie es zum Beispiel Reclam, die Langewiesches und noch verschiedene andere Verleger tun, so würde ich mit Freuden zustimmen, denn ich stehe selbst auf dem Standpunkt, daß auch das Verlagsgeschäft heutzutage mehr im kaufmännischen Sinne betrieben werden muß, als dies bis jetzt im allgemeinen der Fall ist. Bei der Hochflut neuzeitlicher Bücherproduktion ist sorgfältig organisierte Propaganda unbedingt nötig. Wer etwas zu verkaufen hat, muß die Interessenten in zweckmäßiger Weise davon in Kenntnis setzen und darf es nicht dem Zufall überlassen, ob sie davon erfahren. Ganz ohne die Hilfe der Reklame geht heute kein Buch mehr; das ist richtig. Und deshalb sind große, kapitalkräftige Verleger den kleinen gegenüber immer im Vorteil. Aber, aber: daß eine Riesenarbeit mit Riesenmitteln nur geleistet werden soll, um Schund — denn etwas anderes wird es ja kaum werden — in Riesenmengen unter das Publikum zu bringen, das will mir nicht recht in den Kopf. Ein Unternehmen, das gleich mit hundert wahllos zusammengestellten Bänden auftritt, kann doch kein einheitliches Gepräge, keine verlegerische Tendenz haben."

Wernicke fuhr in die Höhe. „Soll es auch gar

nicht!“ rief er. „Um Gottes willen keine bestimmte geistige Note! Das hieße, das Publikum gleich von vornherein kopfscheu machen. In den Phöbusbänden muß jede politische, religiöse, wirtschaftliche und künstlerische Richtung zu Wort kommen, aber nota bene jede so unaufdringlich wie möglich und dann immer mit dem deutlichen Hinweis darauf, daß jede entgegengesetzte auch ihre Berechtigung hat. Wir müssen auf höherer Warte stehen als auf der Zinne der Partei. Wie die Erde, so soll auch die ‚Phöbus-Bücherei‘ Raum für alle haben. Ich bin Idealist und kenne meinen Schiller in- und auswendig.“ Er hatte sich während der letzten Worte erhoben, was für die beiden Mitarbeiter das Zeichen war, daß die Verhandlung für heute abgebrochen werden sollte. „Ich danke Ihnen,“ sagte er noch, „und bitte Sie, sich die ganze Angelegenheit einmal durch den Kopf gehen zu lassen und ihre etwaigen technischen und finanziellen Bedenken gegen meinen Plan in präziser Form schriftlich zu begründen, damit wir bei der nächsten Besprechung nicht von unserm Thema abzuschweifen brauchen.“

Hennig hatte kaum das Privatkontor verlassen, als Kurt Arnold Schlick gemeldet wurde, der mit seinem Manuskript geradeswegs von Blumhardt kam und, wie er sagte, Herrn Konsul Wernicke in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschte. Der Chef gab seufzend die Weisung, den Besucher hereinzuführen.

Der Mann im Lodenmantel verbeugte sich.

„Ich heiße Schlick, Kurt Arnold Schlick," sagte er. „Habe ich die Ehre mit Herrn Konsul selbst?"

„Der bin ich. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich möchte mir erlauben, Ihnen ein Verlagsanerbieten zu machen."

Wernicke lud ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen ein.

Schlick, der sich vergebens nach einem Kleiderhaken umgesehen hatte, warf seinen Kalabreser kurz entschlossen mitten auf den Konferenztisch und versank in einem der Klubsessel. „Ich weiß nicht, ob Sie im letzten Heft der ‚Neuen deutschen Monatsschrift' meine Novelle ‚Stille Wasser' bemerkt haben?" fragte er in dem holden Wahn aller literarischen Neulinge, daß die gesamte Menschheit nichts Wichtigeres zu tun habe, als ihre Produktion zu verfolgen.

„Gewiß. ‚Stille Wasser' — ich entsinne mich", behauptete der Konsul, ohne mit einer Miene zu zucken.

„Das ist mir sehr lieb. Ich bin Ihnen also nicht ganz unbekannt."

„Durchaus nicht, Herr — wie war doch gleich Ihr Name?"

„Schlick. Kurt Arnold Schlick. Ich habe soeben einen Roman vollendet, den ich Ihnen zum Buchverlag anbieten möchte."

„Haben Sie schon Bücher veröffentlicht?"

„Bis jetzt noch nicht, Herr Konsul. Und eben deshalb lege ich großen Wert darauf, meinen Erstling bei einem angesehenen Verlag unterzubringen."

Die kleine Schmeichelei, von der sich Herr Schlick eine besondere Wirkung versprochen hatte, schien Wernicke sehr kühl zu lassen. „Wie heißt Ihre Arbeit?“ fragte er.

„‚König Laurin‘.“

„‚König Laurin‘! Kommt der nicht im Nibelungenliede vor?“

„Im Nibelungenliede gerade nicht, aber der Name gehört einem verwandten Sagenkreise an. Laurin ist der Zwergenkönig, der den Rosengarten hütet. In meinem Roman wird ein alter Arzt so genannt, der bei Bozen ein Landhaus besitzt und ein leidenschaftlicher Rosenzüchter ist.“

„So. Also kein mittelalterlicher Stoff! Das ist von Wichtigkeit. Mit Romanen, die im Mittelalter spielen, lockt man heutzutage keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor.“

„Darf ich Ihnen den Inhalt einmal kurz auseinandersetzen?“ fragte der Dichter, während er die Pelerine seines Mantels, den er offenbar nie ablegte, zurückschlug und dabei das Manuskript enthüllte.

Wernicke warf ihm einen scheuen Blick zu. „Gestatten Sie mir ein offenes Wort, Herr —?“

„Schlick.“

„Herr Schlick? Ich bin Ihnen ja für das Vertrauen, das Sie mir durch Ihr Anerbieten bekunden, zu großem Danke verpflichtet, aber erstens werde ich zur Zeit durch ein sehr umfangreiches Unternehmen so stark in Anspruch genommen, daß ich auf Drucklegung und Vertrieb Ihrer Arbeit nicht

die erforderliche Sorgfalt verwenden könnte, und dann will es mir auch scheinen, es sei für einen Anfänger — verzeihen Sie den Ausdruck! — immer am vorteilhaftesten, den ersten Schritt auf den Büchermarkt an der Hand eines kleineren Verlegers zu tun. Er findet da eine, sagen wir einmal: individuellere Behandlung. Ich möchte Ihnen zum Beispiel die Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt empfehlen, die ja sehr beachtenswerte Sachen herausbringt, und deren Signet ein Buch in den Augen der literarischen Welt sofort als etwas Wertvolles kennzeichnet. Sehen Sie, Herr — Herr Schlick, wir Verleger sind nicht nur Geschäftsleute. Wir haben nebenbei auch Kulturmissionen zu erfüllen, denen wir bedeutende Opfer bringen müssen, die aber auch unsere Existenz rechtfertigen. Wir großen Verleger — ich darf mich wohl, ohne unbescheiden zu sein, bei der Ausdehnung, die das Haus Wernicke und Kompanie genommen hat, zu den großen rechnen —, haben die Aufgabe, den Autoren von anerkanntem Ruf — und daß Sie über kurz oder lang zu diesen zählen werden, daran wage ich gar nicht zu zweifeln —, zu der verdienten Verbreitung ihrer Bücher zu verhelfen und ihnen dabei auch durch vorteilhafte Honorarbedingungen die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern, deren sie zum ersprießlichen Schaffen bedürfen.

Den kleineren und kleinen unter meinen Berufsgenossen dagegen fällt die nicht minder wichtige schöne Mission zu, den aufstrebenden Talenten den

Weg zu bahnen, sie gewissermaßen zu entdecken und aus dem gewaltigen Haufen Spreu, als den ich die neuzeitliche Produktion in ihrer Mehrheit wohl bezeichnen darf, die Weizenkörner zu sondern. Sehen Sie?"

„Sie nannten da die Firma Blumhardt," bemerkte der Schriftsteller mit einem leisen Tone der Enttäuschung in der Stimme. „Verfolgt dieser Verlag nicht eine etwas antiquierte Richtung? Ich meine hinsichtlich des Charakters seiner Werke wie auch in bezug auf den Vertrieb?"

Der Konsul lächelte nachsichtig. „Das möchte ich doch nicht behaupten, Herr Schlick," sagte er. „Blumhardt ist ein durch und durch literarisch gebildeter und künstlerisch ungemein fein empfindender Mann und — natürlich im Rahmen seiner nicht übermäßig bedeutenden Mittel — auch wohl ein recht rühriger Verleger. Wenn er Vertrauen zu einem Autor hat, legt er sich mit ganzer Seele für ihn ins Zeug. Das darf man nicht unterschätzen. Natürlich geht er nicht mit unsern Allerjüngsten durch dick und dünn, und daher mag er wohl bei manchen Leuten in den Geruch einer gewissen — sagen wir mal: Rückständigkeit gekommen sein, aber dieser Vorwurf ist meiner Überzeugung nach durchaus unbegründet. Er mag ja seine Eigenheiten haben — gewiß! Davon ist jedoch niemand frei, der Anspruch darauf erhebt, ein Charakter zu sein. Ich kann Ihnen nur den uneigennützigen Rat geben, es einmal mit ihm zu versuchen. Ich bin dessen gewiß, Sie werden mir

noch dankbar dafür sein. Erscheint Ihr Buch bei Blumhardt, so nimmt Sie die gesamte Kritik und der gebildete Teil des Publikums sofort ernst. Und das ist von unschätzbarem Wert."

Schlick nickte nachdenklich. „Das gebe ich zu," erklärte er. „Aber die Honorarfrage darf ich auch nicht ganz außer acht lassen. Und in diesem Punkte habe ich zu Herrn Blumhardt kein allzu großes Vertrauen."

„Sind Sie darauf angewiesen, sofort ein größeres Honorar zu erhalten?" fragte Wernicke.

„Das gerade nicht. Aber man möchte doch auch nicht gern umsonst gearbeitet haben. Ich bin ja Idealist; das darf mich jedoch nicht hindern, auch meine materiellen Existenzbedingungen im Auge zu behalten."

Der Konsul horchte auf. „Daß Sie sich zum Idealismus bekennen, freut mich zu hören," sagte er mit einer gewissen Wärme. „Jeder, der wahrhaft Großes schaffen will, muß Idealist sein. Ich bin es auch. Hätte ich nicht den Glauben an meine Kulturaufgabe, ich wäre schon längst unter der Last der Arbeit zusammengebrochen. Und weil ich nun weiß, mit wem ich's bei Ihnen zu tun habe, möchte ich Ihnen um so nachdrücklicher raten, Ihren Roman Blumhardt anzubieten. Auf ein hohes Honorar werden Sie bei ihm allerdings nicht rechnen dürfen, aber das scheint mir auch nebensächlich. Jedes Unternehmen erfordert ein Anlagekapital. Betrachten Sie die auf Ihr Buch verwandte Arbeit als ein solches. Sichern Sie sich, indem Sie's

gegen ein bescheidenes Honorar hingeben, Ihre literarische Zukunft. Haben Sie erst festen Fuß gefaßt, so sind Sie es ja, der Blumhardt Bedingungen stellen kann. Geht er nicht darauf ein, gut, so sind eben noch andere Verleger da, die Ihren Wünschen besser Rechnung zu tragen vermögen. Ich will mich heute zu nichts verpflichten, aber das eine kann ich Ihnen sagen: mit Autoren, die sich bei Blumhardt die Sporen verdient haben, läßt sich ganz anders reden als mit solchen, die noch ein unbeschriebenes Blatt sind. Sehen Sie?"

Der Schriftsteller war gerührt. „Sie machen mir Hoffnung, Herr Konsul," erwiderte er, sich erhebend und seinen „König Laurin" zärtlich unter der Pelerine des Mantels bergend. „Ich werde Ihren Rat befolgen. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für das Interesse, das Sie mir entgegenbringen. Und wenn Sie mir erlauben würden, später einmal —"

„Selbstverständlich, Herr — Herr Schlick!" beeilte sich Wernicke zu versichern. „Wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, so kommen Sie getrost zu mir. Es würde mich aufrichtig freuen, wenn unser heutiges Gespräch zu einer dauernden und für beide Teile ersprießlichen Verbindung zwischen uns führen sollte." Er geleitete den Besuch bis zur Tür. Als er sich dann, noch übersonnt von der Huld, die er für einen Menschen aufgebracht hatte, der ihm unter Umständen einmal nützlich werden konnte, umwandte, stieß das zwerghafte Männchen, das das Gewissen des Hauses Wernicke und Kompanie

verkörperte, mit seiner blechernen Stimme ein boshaftes Gelächter aus.

„Was paßt dir denn wieder einmal nicht, Albrecht?“ fragte der Konsul, der heute gern jeden Streit vermieden hätte, milde.

„Dumme Frage! Deine perfide Art, anderen die Autoren auszuspannen.“

„Auszuspannen? Du hast wohl nicht aufmerksam zugehört, sonst hättest du gemerkt, daß ich dem guten Blumhardt keineswegs einen Autor ausgespannt, ihm vielmehr zu einem neuen verholfen habe.“

„Das ist ja eben die Gemeinheit! Er soll das Küken ausbrüten und großpäppeln, damit du es, wenn ein fetter Hahn daraus geworden ist, in deinen Kochtopf stecken kannst.“

„Wie du nur redest, Albrecht! Weißt du denn so bestimmt, daß sich Blumhardt mit diesem Schlick überhaupt einläßt?“

„Nimmt er ihn nicht, so nimmt ihn ein anderer. Und dann kaperst du ihn diesem weg. Fair ist das keinesfalls.“

„Du mit deinem ‚fair‘! Habe ich etwa die Verpflichtung, für die Konkurrenz zu sorgen? Bin ich nicht vielmehr dazu da, die Interessen aufstrebender Talente zu vertreten? Ich weiß überhaupt nicht, wie du dazu kommst, Kritik an meinen geschäftlichen Maßnahmen zu üben. Meines Erachtens hast du in deiner Personalabteilung doch gerade genug zu tun.“

Wie immer, so endete die Auseinandersetzung

zwischen den Brüdern mit Albrechts Drohung, er werde bei nächster Gelegenheit kündigen und zu einer Firma gehen, wo man auf anständige Gesinnung Wert lege. Und das war dem Konsul ganz lieb, denn wenn die Kündigungsfrage aufs Tapet gebracht worden war, pflegte sich der rebellische kleine Mann immer bald zu beruhigen, weil er kein schwereres Geschütz mehr aufzufahren hatte.

Siebentes Kapitel

Auf einer kleinen Waldwiese im Harzgeroder Forst lagerten an einem milden, stillen Septembernachmittage vier Damen, eine ältere und drei junge. Die ältere und eine der beiden jungen hockten lesend auf bemoosten und zum Überfluß noch mit karrierten Umschlagetüchern bedeckten Baumstümpfen, die beiden andern saßen, die anmutige Landschaft malend, ein wenig abseits auf leichten Feldstühlchen vor ihren Staffeleien. Weit und breit war außer dem leisen Gemurmel eines Bergquells, der drunten am Hange in seinem von Buchenhochwald überschatteten tiefen Bette dem Selketale zueilte, kein Laut zu vernehmen.

Die ältere Dame – es war Frau Justizrat Härtel aus Leipzig, die hier ihre beiden Nichten Lotte und Marianne Winckler und deren Freundin Hilde Blumhardt betreute –, sah von ihrem Buch auf, schaute den beiden eifrig arbeitenden Malerinnen eine Weile aufmerksam zu und nestelte dann nicht ohne einige Mühe die zierliche Uhr, die sie an einer altmodischen dünnen Goldkette um den Hals trug, aus dem Gürtel. „Kinder, es ist beinahe fünf," rief sie. „Seid ihr denn noch immer nicht fertig? Auf den Heimweg müssen wir doch zum mindesten eine gute Stunde rechnen, und zudem haben

die Tage, seit wir hier in Alexisbad sind, schon merklich abgenommen."

„Daß Tantchen niemals Ruhe hat!" sagte Fräulein Marianne, eine stattliche Blondine, indem sie ein paar Schritt von der Staffelei zurücktrat und ihre Arbeit mit kritischen Augen musterte. „Die Sonne steht ja noch so hoch. Und wenn wir den schmalen Pfad einschlagen, der kurz vor der Beckstraße vom Fürstenweg abzweigt, und ein bißchen scharf gehen, können wir in drei Viertelstunden in der Klostermühle sein."

„Ach ja, Tante Konstanze, haben Sie noch ein klein wenig Geduld!" stimmte Hilde Blumhardt ein. „Ich bin bald mit dem Gröbsten fertig. Wer weiß, ob wir morgen dieselbe Luftstimmung antreffen werden!"

Die Justizrätin, eine noch recht ansehnliche, wenn auch schon stark ergraute Dame in der Mitte der Fünfziger, holte das bereits in den Pompadour versenkte Buch mit einem leisen Seufzer wieder hervor. „Meinetwegen, Kinder! Aber ich lehne jede Verantwortung dafür ab, wenn wir nachher den Weg verfehlen und bei Nacht und Nebel im Walde herumirren."

„Das wäre auch nicht das schlimmste. Ich fände es sogar sehr romantisch. Für solche kleine Abenteuer habe ich immer eine Schwäche gehabt", behauptete Lotte, die wesentlich zierlicher und um ein paar Töne dunkler als die Schwester war, im übrigen aber mit dieser viel Ähnlichkeit hatte.

Tante Konstanze lächelte. „Du hättest wirklich ge-

scheiter getan, als Junge auf die Welt zu kommen, Kind", meinte sie.

„Das wäre auch mehr nach meinem Geschmack gewesen", erwiderte das junge Mädchen mit Überzeugung.

„Na, na, du mit deiner Leidenschaft für Kochtöpfe!" neckte Marianne.

Lottens feines Gesicht nahm einen leichten Zug von Herbheit an, wie immer, wenn sich der bei ihr stark entwickelte Widerspruchsgeist regte. „Bitte sehr! Ich koche gern, weil ich gern etwas Gutes esse," sagte sie. „Es ist krasser Egoismus. Auf besondere Anlagen zu hausmütterlicher Betätigung darfst du deshalb bei mir nicht schließen. Mein Beruf als Lehrerin befriedigt mich durchaus. Ich habe dir doch schon tausendmal gesagt, daß ich nie ans Heiraten denken werde."

„Ereifre dich doch nicht unnötig, Lotte!" rief die Schwester. „Vom Heiraten hat doch kein Mensch gesprochen."

„Gesprochen allerdings nicht. Aber ich kenne dich doch. Ich weiß, wie du denkst. Wenn du gescheit wärst, machtest du's wie ich, verzichtetest auf die Ehe und entschlössest dich, ganz deiner Kunst zu leben."

Marianne lachte hell auf. „Ach, du lieber Himmel, meine Kunst! Wenn ich meine Kleckserei mit Hildens Bild vergleiche, merke ich erst, wie es mit dem aussieht, was du meine Kunst nennst. Wenn ich vom Malen leben müßte, würde ich bald eine schöne Leiche sein. Ach nein, für mich wär's wirk-

lich schon das beste, ich fände einen Mann. Zu einem andern Beruf habe ich weder Begabung noch Neigung, und schließlich ist es ja nun einmal unsere Bestimmung, Frau zu werden."

„Deine vielleicht, aber meine gewiß nicht. Ich mache mir aus den Männern nicht einen Pfifferling", erklärte die kleine Lehrerin mit großer Entschiedenheit.

„Wer hat sich denn heute beim Frühstück so lebhaft mit dem Assessor aus Halberstadt unterhalten, daß keine von uns andern zu Wort kommen konnte?" fragte die Schwester, während sie sich anschickte, auf einen ihrer gemalten Buchenstämme ein paar Lichter zu setzen.

Jetzt wurde die Kleine ein bißchen empfindlich. „Was willst du damit beweisen? Daß ich mich gern mit Herren unterhalte, vorausgesetzt, daß sich die Unterhaltung lohnt, ist richtig. Aber ich kann es auch, weil ich keine Hintergedanken dabei habe. Bei der Unterhaltung mit Frauen — ihr seid natürlich ausgeschlossen! — kommt im allgemeinen nicht viel heraus, sonst würde ich mich ebenso gern mit Frauen unterhalten. Was meinst du dazu, Hilde?"

„Wozu?"

„Ach, sie hat gar nicht zugehört!" rief Lotte enttäuscht.

„Ja, Kinder, wenn ich male, bin ich so vollständig bei der Sache, daß ich auf nichts anderes achte. Wovon ist denn die Rede?"

„Ich sagte, mit Männern könne man sich im

allgemeinen besser unterhalten als mit Frauen“, berichtete die Lehrerin.

„Das finde ich allerdings auch. Frauen haben gewöhnlich einen zu eng begrenzten Interessenkreis — oder gar keinen“, meinte Hilde.

„Du hast gut reden, meine Liebe,“ bemerkte Marianne. „Du bist durch deinen Vater in alles eingeweiht worden, was Männer interessiert. Aber wir andern, die wir die herkömmliche Erziehung der höheren Töchter genossen haben? Von allem ein bißchen wissen, aber nichts gründlich kennen und von den inneren Zusammenhängen der Dinge kaum etwas ahnen?“

„Ich gebe zu, daß ich in mancher Beziehung besser daran bin als andere junge Mädchen,“ sagte Hilde anspruchslos. „Ich habe von Kind auf immer nur von Literatur und Kunst und ähnlichen Dingen gehört. Aber ich sollte meinen, wenn ein Mädchen wirklich das ernste Streben hat, sich weiterzubilden, so könnte sie es jederzeit tun. An Hilfsmitteln fehlt es ja nicht. Es gehört nur ein gewisses Maß von festem Willen und Beharrlichkeit dazu und vorab die Gabe, mit seiner Zeit hauszuhalten. Wer natürlich mit der landläufigen Geselligkeit, mit Klavierspielen, mit wahllosem Bücherlesen oder gar mit einseitiger Pflege des Sports die besten Stunden vertrödelt, der wird zu ernster Arbeit an sich selbst weder die Zeit noch die nötige geistige Frische haben. Ich glaube, jede Frau hat die Bildung, die sie verdient.“

„Das ist richtig,“ stimmte Lotte der Freundin bei.

„Ich meine nur, der Trieb, sich weiterzubilden, müßte erst durch äußere Anregungen geweckt werden. Und diese Anregungen habe ich, offen gestanden, immer nur von Männern erhalten.“

Jetzt mischte sich auch die Justizrätin in die Unterhaltung. „Ist mir genau so ergangen, Kinder,“ bekannte sie. „Wenn ich bedenke, wie zu meiner Zeit die jungen Mädchen erzogen wurden! Ein bißchen äußerer Schliff, ein paar Brocken Französisch und Englisch, die Fertigkeit, zwei oder drei Salonstücke zu klimpern — das war so ziemlich alles, was man uns beibrachte. Alles andere sollte vom Übel sein. Um Gottes willen keine positiven Kenntnisse! Das Wissen war ja nur für die Männer. Als ich heiratete, wußte ich so gut wie nichts, und später habe ich mich immer wieder darüber gewundert, daß es mein lieber Georg trotzdem mit mir gewagt hat. Aber er hatte die nötige Lust und Liebe, mich zu erziehen. Wir lasen zusammen die Klassiker, trieben gemeinsam italienische Sprachstudien, saßen mit der Partitur in der Hand in der Oper und besuchten ganz regelmäßig Galerien und Museen. Ich mußte mir ein Tagebuch anlegen und jeden Abend, wenn ich auch noch so müde war, gewissenhaft eintragen, womit ich mich am Tage beschäftigt hatte. Anfangs habe ich oft geseufzt, später wurde es mir jedoch zur lieben Gewohnheit, denn ich merkte den Nutzen. Ein Mosaiksteinchen fügte sich zum andern; ich bekam nach und nach einen Überblick, und schließlich stand das Bild der Welt, wie es mein Mann sah, auch vor meinen

Augen. — Aber nun ist's wirklich die höchste Zeit, daß wir aufbrechen. Hilde, Marianne, tut mir den einzigen Gefallen und packt eure Sachen zusammen!"

Die jungen Malerinnen merkten, daß es ihrer Begleiterin mit der Mahnung zum Aufbruch diesmal ernst war.

„Sofort, Tantchen!" rief Hilde. „Ich bin nun auch wirklich so ziemlich fertig und kann das Fehlende zu Hause noch anbringen. Und du, Marianne?"

„Ich mache natürlich auch Schluß," erwiderte diese. „Weißt du, etwas Rechtes wird's doch nicht. Wenn ich dir beim Malen zusehe, wird mir's erst bewußt, wie wenig ich leiste. Du könntest dich, wenn du darauf angewiesen wärest, mit deiner Kunst ernähren, ich nicht. Ich würde wohl elend verhungern."

„Ich wahrscheinlich auch", meinte Hilde, während sie die Pinsel auswischte.

„Aber du hast doch schon ein Bild verkauft!"

„Eins allerdings. Das ist jedoch schon ein Vierteljahr her. Und da ich zu dem Geschmacke des Herrn, der es erstanden hat, kein allzu großes Vertrauen habe, ist es mir sehr zweifelhaft, ob ich so bald wieder eins loswerde."

„Kinder, wir werden beobachtet," sagte die kleine Lehrerin mit geheimnisvoller Miene. „Da oben unter den Tannen steht ein männliches Wesen, das uns mit dem Glase fixiert."

Marianne sah flüchtig in der von der Schwester

bezeichneten Richtung empor und beugte sich über ihren Malkasten. „Es wird wohl dein Assessor sein, Lotte", meinte sie.

„Gott bewahre! Er sieht eher aus wie ein Jäger. Joppe, Rucksack, Lodenhut. Ein Gewehr sehe ich allerdings nicht. Jetzt setzt er sich in Trab und kommt geradeswegs den Hang herunter. Da bin ich wirklich gespannt, wer von uns eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausübt."

Was da in mächtigen, die Zuschauerinnen knabenhaft übermütig anmutenden Sätzen, die jedoch nur durch die Abschüssigkeit der Berglehne veranlaßt wurden, herabgepoltert kam, war weder der Assessor aus Halberstadt noch ein eingeborener Weidmann, sondern Herr Prokurist Hennig aus Leipzig. Er begrüßte Hilde mit der Herzlichkeit, die sich ja immer einzustellen pflegt, wenn Bewohner derselben Stadt, mögen sie sich bisher auch noch so ferngestanden haben, einander an einem fremden Ort unvermuteterweise begegnen. Diese Herzlichkeit stand gerade ihm gut zu Gesicht, aber auch das junge Mädchen, das ihn der Justizrätin und dem Schwesternpaare vorstellte, schien sich des seltsamen Zufalles zu freuen, der es hier, auf einer kleinen Waldwiese des großen Harzgebirges, mit dem immer wohlgelaunten Bekannten zusammengeführt hatte. „Wie merkwürdig! Eben erst hatte ich Ihrer gedacht, Herr Hennig," sagte sie. „Wir sprachen von dem Bildchen, das Sie im Kunstverein gekauft haben."

„Na ja, das geht gewöhnlich so. Wenn man den

Esel nennt, kommt er gerennt," erwiderte er lachend. Und auf die zusammengelegten Staffeleien und Feldstühlchen deutend, setzte er hinzu: „Die Damen wollen schon aufbrechen?"

„Wie Sie sehen, sind wir gerade dabei, unsere Siebensachen zu packen."

„Ist es sehr unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir das Bild, das Sie da in Arbeit haben, einmal zu zeigen?"

Die junge Künstlerin zierte sich nicht. „Da wird mir schon nichts andres übrigbleiben. Einem Mäzen muß man gefällig sein", erwiderte sie heiter, indem sie die nasse Leinwand behutsam aus dem Deckel ihres Malkastens löste und ihm zur Besichtigung hinhielt.

Er betrachtete das kleine Gemälde aufmerksam. „Die Buchengruppe ist sehr schön", sagte er endlich.

„Aber —?" fragte sie in dem Bewußtsein, daß sich ihre Arbeit keineswegs seines uneingeschränkten Beifalls zu erfreuen habe. Und sie merkte dabei zu ihrem Erstaunen, daß sie, obwohl sie der Freundin eben erst erklärt hatte, sie habe zu seinem künstlerischen Geschmack kein allzu großes Vertrauen, auf sein Urteil doch mehr gab, als sie sich eingestehen mochte.

„Verzeihen Sie, ich bin ja, wenn ich auch eine Liebhaberei für Landschaften habe, in solchen Dingen nur Laie," erklärte er, „aber — jetzt kommt das von Ihnen herausgeforderte Aber, Fräulein Hilde! — dem Bilde fehlt meiner Meinung nach eine gewisse Abrundung oder Geschlossenheit. Als

reine Studie oder Vedute will ich's gelten lassen. Was mich stört, ist der breite und etwas leere Vordergrund. Für mein Gefühl hätte da noch irgend etwas hingehört. Ein wenig Buschwerk, ein gefällter Baum, eine Brombeerhecke oder meinetwegen auch nur ein paar Büschel hohes Waldgras."

Hilde ließ das Bild langsam sinken. „Das war meine Empfindung auch," gestand sie, „aber ich glaubte, mich streng an die Natur halten zu müssen."

„Warum? Es kommt doch nicht darauf an, einen photographisch getreuen Abklatsch der Wirklichkeit zu geben. Als Künstlerin haben Sie das Recht, die Natur zu meistern, sie Ihren höheren Zwecken dienstbar zu machen." Er geriet in Eifer und verbreitete sich ziemlich eingehend über die Anforderungen, die er an eine Landschaft zu stellen sich für berechtigt halte. Was er da vorbrachte, verriet, daß er sich mit derartigen Fragen viel beschäftigt haben mußte, und entzog seiner Behauptung, er sei in solchen Dingen nur Laie, den Boden.

Plötzlich schien ihm zum Bewußtsein zu kommen, daß er ja nicht mit Hilde allein sei, und so wandte er sich ziemlich unvermittelt an die Justizrätin. „Sind die Damen schon längere Zeit hier?" fragte er.

„Seit etwa vierzehn Tagen."

„Dann werden Sie auch gewiß schon das Muffelwild gesehen haben?"

„Muffelwild? Was ist das?"

„Wildschafe, die vor einigen Jahren hier in den Bergen des Selketals ausgesetzt worden sind, und die sich erfreulicherweise gut einzubürgern scheinen."

„Nennt man sie nicht auch Mufflons?“ erkundigte sich die junge Lehrerin.

„Ganz recht, gnädiges Fräulein. Da diese Tiere jedoch ein deutsches Wild geworden sind, haben sie auch eine deutsche Bezeichnung erhalten.“

„Ich glaube, von Mufflons habe ich in Gregorovius' Buch über Korsika gelesen“, bemerkte Hilde.

„Das ist sehr wohl möglich. Korsika und Sardinien sind ja die Heimat dieses Wildes,“ sagte Hennig, der sich schon oft über die Belesenheit des jungen Mädchens gewundert hatte. „Wir haben übrigens welche im Zoologischen Garten, aber hier in der freien Natur sehen die Tiere ganz anders aus. Als ich jetzt eben da oben am Rande des Kahlschlags vorüberkam, sah ich ein Rudel mit einem starken Bock. Wenn es die Damen interessiert, könnte ich sie einmal hinführen. Es ist ein eigenartiger Anblick, das fremde Wild in unserer Harzlandschaft zu sehen.“ Er ließ seinen fragenden Blick von einer der Damen zur andern schweifen.

Hilde, der man die Lust zu dem kleinen Abstecher anmerkte, wandte sich an die Justizrätin. „Wie denken Sie darüber, Tante Konstanze? Wollen wir schnell noch einmal hinauf?“

Die muntere grauhaarige Dame war keine Spielverderberin. „Warum nicht?“ sagte sie. „Wenn Herr Hennig so freundlich sein will, uns zu führen?“

„Mit Vergnügen!“ versicherte er. „Es ist gar nicht weit. Wir brauchen alles in allem eine gute halbe Stunde.“

„Sie kennen hier wohl jeden Weg und Steg, Herr Hennig?“ erkundigte sich Lotte.

„Wenn auch das nicht, so bin ich doch schon einige Male hier gewesen. Nicht zum wenigsten des Muffelwildes wegen. Als Naturfreund freut man sich doch, daß die deutsche Landschaft einen vollwertigen Ersatz für das Rotwild erhält, das ja aus forstwirtschaftlichen Gründen leider immer mehr eingeschränkt werden muß.“

„Kinder, beeilt euch, sonst wird es finster, ehe wir an Ort und Stelle sind!“ mahnte die Tante.

„Wollen Sie Ihr Malgerät mitschleppen, meine Damen?“ fragte Hennig mit einem erstaunten Blick auf Hilde und Marianne, die sich mit ihren Staffeleien, Stühlchen und Farbkasten bepackten. „Wir kommen hier nachher wieder vorbei, da wäre es doch wohl am gescheitesten, Sie ließen die Sachen hier zurück“, riet er.

„Und wenn sie inzwischen ein anderer findet und mitnimmt?“ warf Marianne ein.

Er deutete lachend auf eine dichte Schonung. „Wir müssen natürlich alles gut verstecken,“ meinte er. „Dort in den jungen Fichten wird kein Mensch so leicht etwas finden.“

„Nun ja, auf Ihre Verantwortung, Herr Hennig“, sagte Hilde, indem sie sich mit ihrer ganzen fahrenden Habe in die Schonung zwängte, was Marianne veranlaßte, ein Gleiches zu tun.

Der Prokurist entledigte sich seines Rucksacks und barg ihn ebenfalls unter den Fichten. „Zu Ihrer Beruhigung, meine Damen!“ meinte er heiter.

Und nun brach man auf. Hennig übernahm die Führung; Hilde und Lotte schlossen sich ihm an, während die Justizrätin mit der ein wenig bequemen Marianne folgte und bei jeder Steigung ein Stückchen zurückblieb. Die drei an der Spitze mußten von Zeit zu Zeit stehenbleiben, um den beiden andern Gelegenheit zu geben, sie wiedereinzuholen.

Hennig berichtete über seine Wanderung. Er war am frühen Morgen in Gernrode eingetroffen, hatte sich die schöne alte Sankt-Cyriaci-Kirche angesehen und dann durch das Hagental die Victorshöhe erstiegen. Jetzt war er auf dem Wege nach Alexisbad gewesen, wo er im Försterlingschen Gasthofe zu übernachten gedachte, um am nächsten Tage in aller Frühe über Friedrichsbrunn nach Treseburg zu gehen. Daß er eigentlich ein bißchen planlos losgezogen sei, gab er selbst zu, meinte aber, für ihn sei diesmal eine ausgiebige Bewegung in der frischen Luft die Hauptsache.

„Sie haben in diesem Sommer wohl keine größere Urlaubsreise unternommen?“ fragte Hilde.

„Es fehlte mir an Zeit und auch an der nötigen inneren Ruhe dazu. Und eben deshalb habe ich, bevor der Winter kommt, jetzt wenigstens noch ein paar Tage ausgesetzt.“

„So schrecklich viel haben Sie zu tun?“

„Allerdings, Fräulein Hilde. Die Firma Wernicke bereitet ein großes neues Unternehmen vor, und wenn der Chef, von dem der Gedanke dazu ausgegangen ist, natürlich selbst auch das meiste

dabei zu tun hat, so bleibt eine ganze Menge Arbeit doch auf mir sitzen."

„Schon wieder ein neues Unternehmen? Und dabei bringen Sie, wie ich aus dem ‚Börsenblatt' ersehen habe, zum Herbst mindestens ein Dutzend Bücher heraus? Bei Ihnen muß doch entsetzlich gearbeitet werden."

„Wird es auch, Fräulein Hilde. Stillstand sei Rückschritt, meint der Konsul. Diesmal handelt sich's aber um etwas ganz Großes, etwas, das es im deutschen Buchhandel bisher noch nicht gegeben hat. Mehr darf ich Ihnen vorläufig nicht verraten. Wie gesagt, die Idee stammt vom Chef selbst, der sich goldene Berge davon verspricht."

„Sie möchten mit dieser neuen Sache wohl lieber gar nichts zu tun haben?"

„Weshalb?"

„Weil Sie nun schon zum zweiten Male betonen, daß der Herr Konsul dafür verantwortlich zu machen sei."

Hennig lachte. „So? Habe ich das getan? Nun ja, so sehr entzückt bin ich von dem neuen Unternehmen allerdings nicht. Vielleicht wird es noch anders, wenn das Projekt erst in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Einstweilen sehe ich nur einen Berg von Arbeit vor mir."

Hilde, die schon früher aus mancherlei kleinen Anzeichen gemerkt hatte, daß Hennig keineswegs in allen Punkten mit den von Wernicke vertretenen Grundsätzen einverstanden war, beschloß, die günstige Gelegenheit dazu zu benutzen, ihm ein wenig auf

den Zahn zu fühlen. „Befriedigt Sie Ihre Tätigkeit bei Wernicke und Kompanie eigentlich?" fragte sie ohne alle Umschweife.

Er sah sie überrascht an — beinahe ein wenig argwöhnisch. Daß sie zu ahnen schien, wo ihn der Schuh drückte, war ihm durchaus nicht angenehm. Aber er wußte auch, daß er dieses Mädchen, das so scharf beobachtete und seine Wahrnehmungen gewöhnlich auch richtig zu deuten verstand, selbst wenn er's gewollt hätte, nicht täuschen konnte. „Nicht immer, Fräulein Hilde", antwortete er ehrlich.

„Das habe ich mir gedacht", sagte sie.

„Es wird wohl jedem so gehen, der sich in einer ähnlichen Stellung befindet wie ich," meinte er: „Man spielt den Puffer zwischen Chef und Personal. Da gilt es immer auszugleichen und die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen. Und ich, der ich gewöhnlich sofort mit meiner Meinung herausplatze, habe so wenig Anlage zum Diplomaten. Gewiß, in mancher Beziehung genieße ich eine große Selbständigkeit, die ich gar nicht unterschätzen will, dafür verlangt der Konsul aber auch wieder ein mehr als bereitwilliges, ich möchte beinahe sagen: ein begeistertes Eingehen auf seine Ideen und Absichten, und das fällt mir manchmal recht schwer. Ich kann wohl sagen, daß ich mit andern Voraussetzungen und Erwartungen in den Buchhandel gekommen bin, aber das ist nun wohl nicht anders: man macht sich im Leben von allen Dingen falsche Vorstellungen." Und, als müsse er dieses

freimütige Bekenntnis doch etwas abschwächen, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Beklagen will ich mich aber deshalb doch nicht. Bis jetzt bin ich mit Wernicke immer ganz erträglich ausgekommen. Er ist in seiner Art sogar ein genialer Mensch, allerdings mehr Kaufmann als Verlagsbuchhändler. Wenn ich Ihren Herrn Vater richtig beurteile, Fräulein Hilde — und ich glaube, ihn ein wenig zu kennen —, so neigt er zum entgegengesetzten Extrem. Er ist meines Erachtens wieder mehr Gelehrter als Verleger. Das halte ich auch nicht für das Richtige. Ein Mann, der genau in der Mitte zwischen Ihrem Herrn Vater und Konsul Wernicke stünde, würde meinem Ideal von einem Buchhändler am meisten entsprechen."

Hilde geriet über die unerwartete Wendung, die das Gespräch genommen hatte, in nicht geringes Erstaunen. Daß jemand an ihrem Vater in so freimütiger Weise Kritik üben konnte, war ihr neu. Aber sie mußte sich's eingestehen: Hennig hatte recht. Mit seiner kurzen Bemerkung hatte er ihr, die noch nie auf den Gedanken gekommen war, daß ihr verehrter Vater anders hätte sein können, als er war, die Augen geöffnet. „Ich glaube, man sollte sein Ideal nie unter den lebenden Menschen suchen," sagte sie mit einer leisen Herbheit im Tone, die ihm nicht entging, „wünscht man seine Realität, so muß man sich selbst bemühen, es zu verwirklichen."

Sie hatte diese Behauptung nur aufgestellt, um ihn in seine Schranken zu weisen, aber auf ihn

wirkte das Wort wie eine Offenbarung. Ihm war, als habe sie da in einem eigens auf ihn gemünzten Leitspruch einem Gedanken Ausdruck gegeben, der längst in seiner Seele geschlummert hatte, und der, wie er mit Erstaunen wahrnahm, nur dieses äußeren Anstoßes bedurft zu haben schien, um zum festen Vorsatze zu kristallisieren.

Er kam jedoch nicht dazu, mit dem jungen Mädchen darüber zu sprechen, denn sie hatten das Ziel ihrer Wanderung erreicht. Vor ihnen dehnte sich als sanft geneigte, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtete Fläche der Kahlschlag, auf dem sich zwischen dem dichten Gewirr üppiger Stockausschläge ein paar Überhälter mit lichten Kronen erhoben. Man mußte einen Augenblick warten, bis die Justizrätin und Marianne zur Stelle waren, dann stieg man noch einige Schritte bergan und konnte nun, hinter Buschwerk gedeckt, die Blöße übersehen.

Das seltene Wild, das inzwischen weitergezogen war, ließ sich freilich nicht so leicht entdecken. Die Damen machten schon enttäuschte Gesichter, aber Hennig suchte mit seinem Glase das ganze Gelände ab und hatte schließlich auch das Glück, das Rudel wiederzufinden. Die Wildschafe standen am jenseitigen Rande des Schlages undästen, während zwei Bocklämmer, die einen Hang erklettert hatten, im Bewußtsein ihrer Männlichkeit einander mit den kurzen Gehörnen heftig bekämpften. Der starke Bock schien jedoch spurlos verschwunden zu sein. Erst als sich die kleine Gesellschaft auf den Heimweg

begeben wollte, tauchte er ganz unvermutet hinter der hochaufragenden Wurzelscheibe einer gestürzten Tanne auf, sicherte ein paar Sekunden nach den Beobachtern hinüber und ging dann, auch das Rudel flüchtig machend, in den nahen Mischwaldbestand ab.

Die vier Damen hatten ihn trotzdem ganz deutlich sehen können und besprachen nun, etwas aufgeregt bergab wandernd, den eigenartigen Eindruck, den das herrliche Wild mit der rotbraunen Decke, der fahlgrauen Sattelzeichnung, den auf der Innenseite weißen Läufen und den weit ausladenden, nach vorn wieder emporgekrümmten Kruken auf sie gemacht hatte.

Plötzlich hielt die Justizrätin mit einem leisen Klagelaut an und suchte an Mariannens Schultern eine Stütze. Sie hatte sich den Fuß vertreten und mußte nun, nachdem sie den ersten, empfindlichen Schmerz überwunden hatte, Schritt für Schritt den ziemlich steilen Weg hinuntergeleitet werden. Hennig bot ihr den Arm und führte sie, jede unebene Stelle fürsorglich vermeidend, wie ein erfahrener Samariter nach Hause.

Es war schon völlig finster, als man in der Klostermühle, wo die Damen wohnten, anlangte. Der Vorsatz, gemeinsam das Abendbrot einzunehmen, mußte aufgegeben werden, da sich die Notwendigkeit herausstellte, den stark angeschwollenen Fuß Tante Konstanzens einer sachgemäßen Behandlung zu unterziehen. Hennig selbst war es, der darauf drang. Er brachte die Justizrätin noch die Treppe

hinauf und verabschiedete sich vor der Tür ihres Zimmers.

Die gute Tante, die sich und den Mädchen gern ein längeres Beisammensein mit dem unterrichteten jungen Buchhändler gegönnt hätte, war über die Wendung der Dinge untröstlich. Jedesmal, wenn sie den kalten Umschlag erneuerte — und daß dies recht oft geschah, dafür sorgte besonders Hilde! — wurde sie an ihr Mißgeschick erinnert, das ihre Pläne für den heutigen Abend so tückisch durchkreuzt hatte. Sie konnte sich nicht genug darin tun, Hennigs angenehme Umgangsformen, seine vielseitige Bildung, sein frisches Wesen und nicht zuletzt seine Hilfsbereitschaft ihr gegenüber zu rühmen, und verstieg sich schließlich zu dem für sie wenigstens recht kühnen Ausspruch: „Kinder, das wäre ein Schwiegersohn nach meinem Herzen!"

Lotte, die als Lehrerin auf Logik hielt, meinte lachend: „Aber Tantchen! Was willst du mit einem Schwiegersohn? Du hast ja gar keine Tochter."

„Das ist ja eben das Unglück," erwiderte die wackere Frau, „so manche Mutter sucht für ihre Tochter jahrelang vergeblich einen passenden Gatten, und ich, die ich kinderlos bin, muß einen jungen Mann finden, dem ich meine Tochter ohne weiteres anvertrauen möchte."

Achtes Kapitel

Der Hang, eine zwanglose Gastfreundschaft zu üben, konnte von jeher als ein bezeichnendes Merkmal der Blumhardts gelten. Früher, als noch das Patrizierhaus in der Erasmus-Reich-Straße gestanden hatte, pflegten sich die Vertrauten jeden Monat wenigstens einmal um den Abendtisch des Verlagsbuchhändlers zu versammeln, und wenn die Bewirtung auch immer durchaus bürgerlich-einfach gewesen war, so hatte Frau Agathe, die ewig kränkliche, die von ihrem Ruhebett aus ein wenig müde den Haushalt leitete, die durch diese Geselligkeit veranlaßte Belastung ihrer Wirtschaftskasse in den letzten Jahren doch mitunter etwas drückend empfunden. Ihr Mann vermochte eben nicht einzusehen, daß sich die Zeiten geändert hatten, daß alles teurer geworden war, und daß das jüngere Geschlecht auch anspruchsvoller auftrat und außer dem herkömmlichen Heringssalat zum mindesten eine warme Schüssel erwartete.

Die Übersiedlung in die räumlich weit beschränktere Geschoßwohnung in der Elsterstraße hatte manche Veränderung im Hauswesen und in der Lebensführung der Familie zur Folge gehabt und vor allem auch dem alten Brauche, jederzeit offene Tafel zu halten und in regelmäßigen Zwischenräumen größere Gesellschaften zu veranstalten,

einen Riegel vorgeschoben. Da jede Bewirtung dieser Art gewisse Umräumungen in der Wohnung notwendig machten, so war es Blumhardt selbst, der die damit verbundene Beeinträchtigung seiner gewohnten Ruhe und Behaglichkeit als eine unliebsame Störung empfand, und der seiner Frau vorschlug, den Freunden in jedem Winter zweimal ein kleines Abendessen zu geben, im übrigen jedoch auf das Vergnügen, Gäste bei sich zu sehen, in Zukunft zu verzichten.

Ein solches Abendessen, das erste in diesem Winter, sollte heute stattfinden. Die Wohnung war, soweit sich dies unter Beihilfe des umsichtigen Bölte ermöglichen ließ, beinahe festlich hergerichtet worden. Man hatte, um für die Gäste Platz zu schaffen, Möbel verrückt oder in Nebengelassen untergebracht, und der Umstand, daß man Frau Agathens Harmonium, die Nähmaschine und ein überzähliges Sofa in die sehr schmale Schrankkammer gestellt hatte, bevor dem Wäschespinde das zu dem Mahle benötigte große Tafeltuch und die dazu gehörenden Servietten entnommen worden waren, hatte gleich nach diesem ersten Akt der häuslichen Revolution zu einer kleinen Gegenrevolution geführt. Durch Öffnung der Schiebetür zwischen Wohn- und Speisezimmer war ein Raum hergestellt worden, der es erlaubte, eine größere Tafel zu decken. Ganz einheitlich in seiner Ausstattung war der so entstandene Festsaal freilich nicht: auf der Wohnzimmerseite herrschte das Mahagoni der Blumhardts vor, während auf der Speisezimmerseite der Haus-

rat aus dunkelgebeiztem Eichenholz tonangebend war, den Frau Agathe aus ihrem Lübecker Elternhause mit in die Ehe gebracht hatte. Eine gewisse Einheitlichkeit ergab sich nur aus der Anhäufung von hunderterlei Kunstwerken und Familienreliquien, die sich, ehedem auf eine ganze Anzahl Räume verteilt, hier in wenige Zimmer zusammengedrängt fanden und die Geschichte des Hauses Blumhardt und seiner Beziehungen zur geistigen Welt überzeugend, wenn auch in etwas erdrückender Fülle, illustrierten. Daß hüben wie drüben ein Bücherschrank stand, war in diesem Dunstkreise selbstverständlich, aber auch schwere Ledermappen mit Kupferstichen und photographischen Ansichten bedeutender Werke der Baukunst fehlten nicht; an den Wänden hingen neben Familienbildnissen und Porträts bekannter Schriftsteller und Musiker Originalgemälde und Handzeichnungen von Tischbein, Graff, Preller, Johann Adam Klein und Rottmann und als einzige Zeugnisse des Kunstlebens der Gegenwart einige anspruchslos gerahmte Ölstudien der Tochter des Hauses. Ein guter Stich nach Guido Renis ‚Aurora‘, der über dem Büfett prangte und ein Geschenk der Redaktionsmitglieder zu Blumhardts Hochzeit war, verband mit seiner Eigenschaft als Wandschmuck eine symbolische Bedeutung.

Die Gasflammen der beiden Kronleuchter brannten schon, und Hilde ging in einem schlichten Kleide aus leichter weißer Seide um den gedeckten und mit altertümlichem Meißner Porzellan besetzten Tisch, legte Kärtchen mit den Namen der Gäste auf die

Weingläser und änderte hier und da ein wenig an der Anordnung der weißen und malvenfarbenen Chrysanthemen, die einzeln oder zu zweien in schlanken Kristallvasen über die Tafel verteilt waren.

Nebenan, in Frau Blumhardts Kemenate, die heute, obwohl ein schwacher Duft von Hoffmanns-Tropfen und ätherischem Baldrian ihre gewöhnliche Bestimmung als Krankenstube verriet, zum Empfangszimmer hergerichtet war, saß das Ehepaar in Erwartung der Geladenen: er, im schwarzen Bratenrock eine „Aurora"-Korrektur lesend, durchaus gelassen und von seiner Arbeit vollständig in Anspruch genommen, sie etwas erregt und ohne innern Anteil mit einem Buche beschäftigt. Es war eine Eigentümlichkeit von Frau Agathe, daß man ihr an Tagen, wo sie durch gesellschaftliche Verpflichtungen aus dem Einerlei ihres allzu sorgsam umhüteten Daseins herausgerappelt wurde, ihren leidenden Zustand nicht anmerkte. Sie hielt sich dann merkwürdig gerade, zeigte keine Spur von Mattigkeit, war eine aufmerksame Wirtin, beteiligte sich lebhaft und mit viel Mutterwitz an der Unterhaltung und klappte erst wieder zusammen, wenn das Stubenmädchen den letzten Gästen zur Haustür hinunterleuchtete.

Das Klingelzeichen, das in diesem Augenblick sehr laut durch die Wohnung schallte, und von dem man vermutete, daß es den immer sehr pünktlichen Professor Korte ankündige, übte auf jedes der drei Familienglieder eine besondere Wirkung aus. Der Vater fuhr ein wenig unwillig zusammen, denn

er war gerade bei der letzten Korrekturfahne angelangt und hätte seine Arbeit vor dem Erscheinen der Freunde gern noch beendet; die Mutter legte ihr Buch aus der Hand, nahm die Haltung einer Königin an, die einer Huldigungsfeier entgegensieht, und gab ihrem noch immer anziehenden Gesicht den Ausdruck des durch Ergebung verklärten Leidens; die Tochter wandte sich einem der Bücherschränke zu, dessen Glastür zur Not als Spiegel dienen konnte, warf einen prüfenden Blick auf ihr etwas verschwommenes Bild und strich das volle dunkle Haar aus der Stirn, das sich nicht einmal dem sanften Zwang einer höchst kunstlosen Frisur fügen wollte.

Wer da geklingelt hatte, war jedoch weder Professor Korte noch einer der andern Gäste, sondern der Postbote, der einen mit der Siegelmarke des Auswärtigen Amts verschlossenen Eilbrief brachte. Blumhardt öffnete den Umschlag mit großer Gemütsruhe; er war daran gewöhnt, daß man ihm aus Berlin gelegentlich politische Mitteilungen zugehen ließ, die, entsprechend überarbeitet, in der unverfänglichen Form eines „Aurora“-Aufsatzes das Publikum aufklären und für gewisse, dem beschränkten Untertanenverstand nicht ohne weiteres einleuchtende Maßnahmen der äußeren Politik Stimmung machen sollten. Er las seine Korrektur zu Ende und vertiefte sich erst dann in die mit Maschinenschrift geschriebenen Blätter, die in der Hauptsache Andeutungen über die Umstände enthielten, durch die die deutsche Regierung veranlaßt

wurde, die durch Unterzeichnung der Algecirasakte übernommenen Verpflichtungen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, während die Franzosen, in der Auslegung der Abmachungen weniger bedenklich, ihre „friedliche Durchdringung“ Marokkos zielbewußt fortsetzten und dabei den deutschen Handel, unbekümmert um die vereinbarte Gleichberechtigung der beiden Völker auf wirtschaftlichem Gebiet, rücksichtslos unterbanden. Es sollte nun, um die Stimmen der Unzufriedenen zum Schweigen zu bringen, die Nachricht verbreitet werden, daß der Vertrag, den eine deutsche Firma vor einigen Monaten mit der marokkanischen Regierung wegen des Hafenbaues von Larasch abgeschlossen habe, den deutschen Geschäftsleuten glänzende Aussichten für die Zukunft eröffne, und daß überdies unser neuer Gesandter die Bewilligung der deutschen Forderungen durch die Regierung des Sultans mit großem Nachdruck betreiben werde.

Blumhardt, der in politischen Dingen keineswegs sehr weitblickend war, allerdings auch keinen Anspruch darauf erhob, dafür gehalten zu werden, pflegte sich über derartige Winke von oben jederzeit zu freuen, weil sie von einer Seite kamen, die ihm allein befähigt schien, die Lage zu beurteilen. Seine einzige Sorge war immer, daß der Bearbeiter solcher Unterlagen in seinen Ausführungen alles vermied, was die Herkunft dieser Aufklärungen aus einem Regierungsamte hätte verraten können, und daß ein gefälliger, von allem Aktendeutsch freier Stil bei den Lesern die Überzeugung entstehen ließ,

die politische Weisheit, die ihnen da unterbreitet wurde, sei im Schoße der „Aurora"-Redaktion gezeitigt worden. Wenn er auch durch und durch konservativ war, so erlaubten ihm sein stark entwickeltes Selbstgefühl und sein Unabhängigkeitssinn doch nicht, seiner Wochenschrift einen amtlichen oder auch nur halbamtlichen Charakter zuzugestehen.

Er war mit dem ihm zur Verfügung gestellten Material zu einem Artikel über die Lage in Marokko so lebhaft beschäftigt, daß er ein zweites Klingelzeichen überhörte und sehr erstaunt aufsah, als der erste Gast, ein junger Theologe aus Lübeck, der sich, wenn er zum Essen eingeladen war, nie an das akademische Viertel band, plötzlich ein wenig ungelenk vor ihm herumdienerte. Er begrüßte ihn ziemlich zerstreut, erkundigte sich ohne wärmeren Anteil nach dem Befinden seiner Eltern und überließ ihn dann der Gattin, die als religiös gesinnte Frau eine kleine Schwäche für Studenten der Gottesgelahrtheit hatte, besonders wenn sie aus ihrer Vaterstadt stammten und von gemeinsamen Bekannten erzählen konnten.

Bald darauf erschienen zugleich Oberstudienrat Sintrop und Professor Korte. Blumhardt besprach mit ihnen den Marokkoaufsatz, den Sintrop noch bis zum nächsten Abend zu liefern sich verpflichtete. Da er aber selbst die Ereignisse genau verfolgt hatte und die Lage durchaus nicht in dem rosigen Lichte der Regierung sah, kam es zwischen ihm und dem Gastgeber zu lebhaften Auseinandersetzungen, bei denen Korte, in diesem Falle durch Sach-

kenntnis nicht beeinflußt, in seiner etwas burschikosen Art zu vermitteln suchte, was aber nur zur Folge hatte, daß sich beide Parteien gegen ihn wandten.

Nach und nach stellten sich die übrigen Gäste ein: Schröter, Professor Rasch, zwei junge Schauspieler, ein paar Literaten und zuletzt Kurt Arnold Schlick, der sich heute einmal ohne den sonst unvermeidlichen Lodenmantel zeigte und in einem ziemlich neu aussehenden, allerdings etwas kurzärmligen schwarzen Gehrock eine ganz erträgliche Figur machte.

Frau Blumhardts Bemühungen war es zu verhindern geglückt, daß sich das gesellige Beisammensein in eine regelrechte Redaktionssitzung verwandelte, aber nun drohte dem kleinen Kreise eine neue Gefahr: Schlick hatte alle Taschen voll Besprechungen seines vor etwa sechs Wochen erschienenen „König Laurin" und verriet ganz unverkennbar die Absicht, der Versammlung eine Blütenlese daraus zum besten zu geben. Wiederum war es die Geistesgegenwart der Hausfrau, die das heranziehende Unheil beschwor, indem sie gerade in dem Augenblick, wo der in allen Himmeln schwebende junge Autor die „Vossische" entfaltete, mit dem erlösenden Worte, die Suppe werde gleich aufgetragen, die Tür zum „Festsaal" öffnete.

Sintrop, der älteste der Geladenen, bot Frau Agathe mit altmodischer Galanterie den Arm, um sie zu ihrem Platze zu führen, während der Theologe, dem Beispiel des alten Herrn folgend, sich etwas zaghaft an die Tochter des Hauses heranmachte,

die ihm bereits angedeutet hatte, daß er ihr Tischnachbar sein werde.

Schon bei der Suppe erhob sich der Gastgeber und hieß die Freunde in einer recht witzigen gebundenen Ansprache willkommen. Er hatte in jüngeren Jahren unter einem Decknamen ein Bändchen Gedichte veröffentlicht, an das er nicht gern erinnert werden mochte, aber die Fähigkeit, ungewöhnliche Reime zu finden und dem Vers eine verblüffende Spitze zu geben, war ihm geblieben und trug ihm in geselligen Kreisen manche Anerkennung ein. Der Oberstudienrat jedoch, der aus dem Stegreif zu dichten verstand, und der Blumhardts kleine Anzüglichkeiten mit vergnügtem Schmunzeln angehört hatte, klopfte, noch ehe der zweite Gang aufgetragen wurde, an sein Glas, ließ den Blick verheißungsvoll über die Tafelrunde schweifen und antwortete mit einem Poem, worin er ein Charakterbild des Freundes entwarf, seine Eigenheiten mit ergötzlicher Übertreibung schilderte und ihm seine Xenien doppelt und dreifach heimzahlte. Sogar Herrn Waldemars Vergangenheit als Lyriker zog er schonungslos ans Licht, und zwar mit den gewagten Versen:

Euterpe selbst, die freundlichste der Musen,
Sie drückte ihn an ihren Omnibusen,
Und sieben Ballen künden bis zur Stunde
Das Resultat aus diesem Herzensbunde.

Dieser Sängerkrieg versetzte die Gesellschaft sofort in die rechte Stimmung, und wenn natürlich

zunächst auch noch die „Aurora“ den Hauptgesprächsstoff lieferte, so sorgten doch schon die jungen Leute dafür, daß auch andere Gegenstände zu ihrem Rechte kamen. Der Lübecker Studiosus, der sich mit Eifer auf dem Gebiete der Patristik betätigte und nun zu seiner größten Genugtuung bemerkte, daß seine Tischdame eine ebenso aufmerksame wie geduldige Zuhörerin war, hielt Hilde einen Vortrag über den Kirchenvater Chrysostomos; Korte, der Germanist, machte die jungen Mimen mit Christopher Marlowe, dem bedeutendsten Vorläufer Shakespeares, bekannt; Frau Agathe, deren Großvater im tollen Jahr als Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche gesessen hatte, ließ sich von Sintrop über den Verlauf der Nationalversammlung belehren; Professor Rasch, der Geograph, schilderte den Literaten seine Ätnabesteigung, und Blumhardt selbst gab Schröter seine persönlichen Erinnerungen an Heinrich Laube zum besten. Es war ein lustiges Durcheinander, ein geistiges Seitenstück zu dem berühmten Heringssalat, der bei festlichen Veranstaltungen im Blumhardtschen Hause von jeher als Hauptschüssel die Tafel zierte.

Kurt Arnold Schlick hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, doch noch ein paar Kern- und Kraftstellen aus den Besprechungen seines „König Laurin“ vorlesen zu können. Er wartete nur auf den Augenblick, wo die bekannte plötzliche Stille, die sich auch in der lebhaftesten Unterhaltung einzustellen pflegt, ihm Gelegenheit bieten sollte, zu Wort zu kommen, aber er mußte lange vergebens warten und be-

schäftigte sich inzwischen damit, als Simultanzuhörer den Gedankengängen der ganzen Tafelrunde zu folgen. Und da er immer darauf ausging, bei allem, was er sah und hörte, Studien zu machen, die sich bei späteren Arbeiten verwerten ließen, notierte er als ein Kostpröbchen der Verhandlungen dieser speisenden Akademie mit Kurzschrift folgendes Gesprächskunterbunt auf seine linke Manschette: „Seine Ausfälle gegen die Kaiserin Eudoxia, die allerdings keine sehr tugendhafte Dame gewesen zu sein scheint, zogen ihm die Feindschaft der Hofpartei und der Bischöfe zu, und so wurde er abgesetzt und vom Kaiser in die Verbannung geschickt." „Er gehörte eben zu den Leuten, die immer mit dem Kopf durch die Wand wollen, und wenn ihm hier in Leipzig Behörden, Kritik und Publikum das Leben schwer machten, so lag das eben nicht zum wenigsten an der Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Theaterreform durchzuführen versuchte. Mein Vater und ich trafen ihn einmal im Schweizerhäuschen, wo er sich sehr aufgebracht darüber äußerte, daß man ihm hier noch mehr Knüppel zwischen die Beine werfe als in Wien." „Von da bis zur Casa del Bosco brauchten wir drei Stunden, passierten die letzte Kastanienpflanzung und ritten dann zwischen erlöschenen kleineren Kratern zur Regione deserta empor, wo sich nur noch kümmerliche Spuren vegetabilischen Lebens zeigen. Zur Rechten hatten wir den schroffen Grat der Serra del Solfizio, der nach Norden zu beinahe senkrecht in die etwa tausend Meter tiefe Valle del Bove abfällt. Hier

saß im Schutz eines alten Lavawalles ein Engländer, der die Tour ohne Führer gemacht hatte und sich darüber wunderte, daß das Teewasser, das er über einer Hartspiritusflamme zu kochen gedachte, in der dünnen Luft nicht zum Wallen kommen wollte." „Ja, meine Herren, dieser Mann, der noch durchaus in den Anschauungen der Renaissance wurzelte, ist der eigentliche Entdecker des Übermenschen und hat mit der realistischen Behandlung tragisch angelegter Charaktere den stärksten Einfluß auf seinen Landsmann Shakespeare ausgeübt." „Ihr Unglück war nur, daß sie sich in endlose Debatten über die Grundrechte des deutschen Volkes verloren, bevor sie überhaupt an die Beratung der Verfassung gingen. Trotzdem wollten sie Regierungsfunktionen ausüben und auch dem Auslande gegenüber als höchste politische Instanz gelten. Vielleicht war die Wahl des Erzherzogs Johann von Österreich zum Reichsverweser schon ein Mißgriff." „Das Volk nannte ihn seiner Mildtätigkeit halber ‚Johannes den Almosenspender', und der Name Chrysostomos, der soviel wie ‚Goldmund' bedeutet, wurde ihm wegen seiner Beredsamkeit erst in viel späterer Zeit beigelegt."

So ging es noch eine geraume Weile fort, dann aber trat wirklich der Augenblick ein, wo die Themen Chrysostomos, Marlowe, Laube, Ätna und Nationalversammlung wie mit einem Schlage erschöpft zu sein schienen, und wo in dem kleinen Kreise eine solche Stille herrschte, daß man das müde Ticken der altertümlichen Pendeluhr vernehmen konnte.

Schlick ließ seine linke Manschette blitzschnell im Ärmel verschwinden und wandte sich mit der Frage an die Korona, ob jemand von den Herrschaften zufällig wisse, wer in der „Vossischen Zeitung“ unter der Chiffre „E. M.“ Bücher bespreche. Das wußte natürlich niemand, und so durfte der junge Autor mit um so größerer Entschiedenheit die Behauptung aufstellen, daß dieser E. M. der einzige Kritiker sei, der den tieferen Sinn seines „König Laurin“ vollständig erfaßt habe. Nur ein Mensch, der selbst über die stärkste dichterische Empfindung verfüge, vermöge eine solche Rezension zu schreiben. Hier entfaltete er das Zeitungsblatt und las, unbekümmert um die entsetzten Blicke der ganzen Tafelrunde, die ziemlich lange und selbstverständlich auch recht schmeichelhafte Besprechung von der ersten bis zur letzten Zeile vor. Dabei griff er schon wieder in die rechte Brusttasche seines Rockes, aber der Gastgeber, der die bedrohliche Bewegung bemerkt hatte, kam dem Anschlag auf die Geduld seiner Freunde mit bewundernswerter Geistesgegenwart zuvor, indem er Schlick fragte, ob er sich schon mit dem Plane zu einer neuen Arbeit beschäftigt habe.

Der Schriftsteller, der aller Augen auf sich gerichtet sah, errötete wie ein junges Mädchen. Er gestand, daß er längst an einem zweiten Roman arbeite, der im Entwurf schon fertig vorliege, und mit dessen Niederschrift er in den nächsten Wochen zu beginnen gedenke. Und da er bereits die Erfahrung gemacht hatte, daß dem Dichter nichts zu größerer Klarheit über seine Absichten verhilft, als

die Gelegenheit, irgendeinem beliebigen Hörerkreise den Plan zu einer Arbeit zu entwickeln, so begann er, erst andeutungsweise, dann immer ausführlicher auf den Grundgedanken und die Einzelheiten eingehend, sich über den Inhalt seines Romans zu verbreiten. Von der Aufmerksamkeit der Tafelrunde, die von seinen in der Tat eigenartigen Ideen sofort gefesselt wurde, nicht weniger hingerissen als von dem Klange der eigenen Worte, vergaß er in diesem Augenblick des Glücks vollkommen, daß er sein neues Buch ja schon so halb und halb der Firma Wernicke und Kompanie versprochen hatte, von der er, was allerdings noch als tiefes Geheimnis behandelt werden mußte, zum 1. Januar als Herausgeber des „Phöbus" und der „Phöbus-Bücherei" verpflichtet worden war. Er hätte an diese Verbindung vielleicht auch gar nicht weiter gedacht, wenn Blumhardt sich nicht nach dem voraussichtlichen Umfang des Buches erkundigt und damit den Boden des Geschäftlichen betreten hätte. Da kam dem jungen Schwärmer zum Bewußtsein, daß er sich gründlich vergaloppiert hatte, und um nun seinen Mißgriff wieder gutzumachen, versuchte er, den im Werden begriffenen Roman in den Augen des alten Herrn dadurch herabzusetzen, daß er auf die durchaus neuzeitliche Tendenz der Arbeit hinwies, von der er fürchten müsse, sie entspreche ganz und gar nicht der Richtung des Verlages.

Da war es Hilde, die zur Überraschung der Eltern mit großem Eifer die Ansicht vertrat, daß

es nur vorteilhaft sein könne, wenn die Firma Blumhardt mit ihren alten, ein wenig engherzigen Überlieferungen endlich breche und den Anschauungen und Bedürfnissen der Gegenwart einige Zugeständnisse mache. Dem stimmten auch Professor Korte und Schröter bei, und so sah sich Schlick, der keinen andern Ausweg wußte, genötigt, ernstliche Zweifel daran zu äußern, daß es ihm überhaupt gelingen werde, den Stoff in befriedigender Weise zu meistern und ein künstlerisch abgerundetes Werk zustande zu bringen.

Aber Blumhardt, der Sanguiniker, der dem Verfasser des „König Laurin" keine neumodischen Übertriebenheiten zutraute und dessen Zweifel an seiner Gestaltungskraft für das untrügliche Kennzeichen des begnadeten Dichters hielt, war nach diesen Auseinandersetzungen mehr als je davon überzeugt, daß Kurt Arnold Schlick in nicht zu ferner Zeit das beste Pferd in seinem Stall sein werde.

Und als nun Hilde mit dem Zigarrenkistchen um den Tisch ging, schlich sich der weißhaarige Jüngling zu einem der beiden Bücherschränke, suchte eine in blaues Packpapier eingewickelte lange Rolle hervor und breitete, sich in liebevoll eingehende Erläuterungen verlierend, vor den ein bißchen ironisch lächelnden Freunden die Pläne zu der Villa aus, in der er procul negotiis seinen Lebensabend zu verbringen gedachte.

Neuntes Kapitel

Seit Konsul Wernicke an jenem Junimorgen den Plan zu der „ganz großen Sache“ entwickelt hatte, waren anderthalb Jahre vergangen. In rastloser Arbeit war das Riesenunternehmen soweit gefördert worden, daß man am 1. Oktober sowohl mit dem „Phöbus“ als mit den ersten hundert Bänden der „Phöbus-Bücherei“ an die Öffentlichkeit treten konnte, und an den Plakatsäulen aller Groß- und Mittelstädte prangten schon grellfarbige Anschläge, die der Welt verkündeten, daß deutscher Idealismus ohne Ansehen der gewaltigen Opfer eine noch nie dagewesene Kulturtat vollbracht und der Menschheit endlich die vornehme, vollkommen unabhängige und nur im Sinne eines gesunden völkischen Höhendranges geleitete Halbmonatsschrift und den sorgfältig ausgewählten, nach Inhalt wie Ausstattung unübertrefflichen und dabei unerhört wohlfeilen Bücherschatz beschert habe, nach denen sie schon so lange schmachte.

Es war ein Sonntagmorgen im September, kurz vor dem Tage, wo in dem Backsteinpalast der Erasmus-Reich-Straße die Schleusen geöffnet und die in den Lagern aufgestaute Hochflut der Zwei-Mark-Bände über den Erdball abgelassen werden sollten.

Auch in Wernickes Villa, die in dem auf dem ehemaligen Exerzierplatz am Rosental entstandenen vornehmen Viertel lag, machte sich das bevorstehende Ereignis bemerkbar. In diesem Hause, das mit seinen in kalte Pracht gekleideten weitläufigen Räumen so ganz zu Repräsentationszwecken bestimmt zu sein schien, und das bis zur Stunde doch noch nie einen größeren Kreis von Gästen unter seinem Dache gesehen hatte, rüstete man sich, zur Feier des Stapellaufs der Phöbusbände und zugleich — und dies wurde als die Hauptsache hingestellt! — zu Ehren des in der kommenden Woche in Leipzig tagenden Reichsverbandes deutscher Redakteure ein Festmahl zu veranstalten.

Für Leute, die in solchen Dingen keine Erfahrung haben, sind die Vorbereitungen zu einem Schmause großen Stiles keine leichte Aufgabe. Das erkannten auch Wernicke und seine Gattin, die jetzt in dem mit hellem Eichenholz getäfelten kühlen Speisesaal etwas erregt umherspazierten und zum soundsovielten Male über die Reihenfolge der Gänge berieten. Augenblicklich stritten sie darüber, ob die schwedische Platte — für diese hatte sich Irmgard ins Zeug gelegt, und zwar mit einer den Eltern ganz unerklärlichen Entschiedenheit! — vor oder nach der Suppe aufgetragen werden müsse, und ob man schon vom ersten Gange an Sekt geben solle. Über die schwedische Platte kam schließlich eine Einigung zustande, über den Zeitpunkt jedoch, wo der Sekt in die Gläser schäumen sollte, gingen die Ansichten nach wie vor auseinander, da sich

Frau Wernicke aus Sparsamkeitsgründen gegen die vorzeitige Vergeudung des kostspieligen Getränkes sträubte. „Bedenk' doch nur, wie das ins Geld laufen würde, Paul", sagte sie, den Tränen nahe.

„Ist ganz gleichgültig, Lina!" erwiderte der Konsul sehr bestimmt. „Sei doch nicht so kleinlich! Es kommt doch nur darauf an, daß wir den Kerlen imponieren. Gelingt uns das, dann macht sich der ganze Rummel doppelt und dreifach bezahlt."

„Dann wollen wir aber deutschen Sekt geben," meinte sie, vor seiner Entschlossenheit die Waffen streckend. „Wenn die Diener die Flaschen in eine Serviette eingehüllt tragen, merkt es kein Mensch."

„Da kennst du aber die Redakteure schlecht! Solche Leute sind an Abfütterungen gewöhnt und taxieren die Weine beim ersten Schluck. Ach nein, nur keine Surrogate! Echter Sekt, echter Kognak, echter Benediktiner, echter Malossol!"

„Aber Paul, was soll denn das alles kosten?"

„Ich sage dir ja, das spielt keine Rolle, Lina. Das sind eben Geschäftsspesen. Die Propaganda für die ‚Phöbus-Bücherei' kostet mich jetzt schon, wo doch noch kein einziger Band erschienen ist, bare zweihundertundvierzigtausend Mark, da kommt es auf die paar tausend für das Souper auch nicht an. Aber du hast für solche Dinge eben noch immer kein Verständnis. Du bist nicht mitgewachsen, steckst mit deinen ganzen Anschauungen noch immer in den kleinen Verhältnissen. Ich bin der letzte, der dir

einen Vorwurf daraus macht, daß du kleinbürgerlichen Kreisen entstammst und in deiner Jugend selbst noch ins Geschäft gegangen bist; mein Vater war ja auch noch ein einfacher Mann. Aber mit dem Aufschwung der Firma ist unsere gesellschaftliche Position doch eine völlig andere geworden. Du mußt dich endlich daran gewöhnen, als Dame aufzutreten. Ich habe schon längst einmal mit dir darüber reden wollen. Vor allem ist es nötig, daß du auf jede Vertraulichkeit mit den Dienstboten verzichtest. So oft ich nach Hause komme, sitzt du in der Küche und läßt dir von den Mädchen Klatsch aus der Nachbarschaft erzählen. Das schickt sich doch für die Frau Konsul Wernicke nicht. Gewiß, man soll nicht stolz und hochfahrend sein, man kann auch bei passender Gelegenheit ein freundliches Wort mit den Leuten wechseln und ihnen dabei zu verstehen geben, daß man auf ihr persönliches Wohl bedacht ist, aber der Abstand muß unbedingt gewahrt bleiben."

Frau Lina seufzte. „Ja, du lieber Gott, man hat doch das Bedürfnis, einmal ein paar Worte zu reden," sagte sie. „Wenn ich wenigstens noch netten Umgang hätte! Aber du willst ja nicht einmal, daß ich mir meine beste Freundin, die Frau Schornsteinfegermeister Künzel, einlade."

„Na ja, die Künzel ist ja eine sehr brave Frau, aber höhere Interessen hat sie doch ganz und gar nicht. Und ich meine, in unserm Hause müßte das Geistige ausschlaggebend sein. Noblesse oblige. Ich finde, daß für Leute in unserer gesellschaftlichen

Stellung gar kein Verkehr besser ist als ungeeigneter. Ich wenigstens entbehre den Verkehr nicht im geringsten."

„Ja du, Paul! Du hast dein Geschäft und deinen Klub; das kann dir freilich genügen. Aber ich komme mir hier in den ungemütlichen großen Zimmern wie von Gott und aller Welt verlassen vor. Was habe ich davon, daß ich in einem goldenen Käfig sitze? Aber das habe ich längst gemerkt: für unsereins ist es furchtbar schwer, in die feinen Kreise hineinzukommen."

Der Konsul nickte. „Das gebe ich zu. Das Geld allein tut's nicht. Man muß auch die nötige Bildung haben. Aber du machst eben gar keinen Versuch, dir Bildung anzueignen. Und das ist doch gar nicht so schwer. Sieh mal, ich habe dir zu deinem Geburtstag ‚Meyers Kleines Konversationslexikon' geschenkt. Warum benutzt du das nicht? Warum liest du nicht jeden Tag ein Stündchen darin? An Zeit fehlt es dir doch nicht, und ein gutes Gedächtnis hast du auch. Jetzt spricht zum Beispiel alle Welt über Marokko. Weißt du etwas davon, Lina? Hast du auch nur eine Ahnung, wo dieses Land liegt? Ich wette nein. Siehst du, sowie die Geschichte losging, habe ich mich sofort darüber orientiert. Ich weiß jetzt, daß Marokko der Teil Afrikas ist, der Spanien gegenüberliegt, daß es achthunderttausend Quadratkilometer groß ist und sieben Millionen Einwohner hat, die in Berber, Amazirghen, Schelluh und Kabylen zerfallen."

Wäre Frau Linas Haar nicht so fest zusammen-

gewunden gewesen, es hätte sich in diesem Augenblick unfehlbar gesträubt. „Und so was soll ich mir merken?“ jammerte sie. „Ach, Paul, ich fürchte, das bringe ich nie fertig. Lieber will ich den ganzen Tag Gemüse zuputzen.“

„Ja, meine gute Lina, Gemüsezuputzen ist allerdings bequemer als an seiner Bildung arbeiten,“ sagte der Konsul milde. „Aber mache nur einmal den Anfang und merke dir die marokkanischen Völkerschaften. Weißt du sie noch? Nun?“

„Berber —“

„Richtig! Aber weiter? Gib genau acht: Amazirghen, Schelluh und Kabylen.“

Nicht ohne einige Anstrengung wiederholte sie die Namen.

„Na ja, nun präge sie dir aber auch ein,“ mahnte er. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei unserm Pressesouper das Gespräch auf Marokko kommt; da wäre es doch schön, wenn du mitreden könntest.“

Die in eine geographische Unterrichtsstunde ausgeartete Beratung über die Speisenfolge wurde zu Frau Wernickes Genugtuung durch Irmgards Eintritt unterbrochen. In einem koketten weinroten Kimonokleide hüpfte das junge Mädchen, strahlend wie immer, herein. Die Eltern betrachteten sie mit stolzer Befriedigung, aber der Vater konnte sich doch nicht enthalten, dem Töchterlein zu verstehen zu geben, daß es recht spät aufgestanden sei.

„Aber Pappi! Heute, am Sonntag, werde ich doch wohl ausschlafen dürfen!“ erwiderte die Kleine mit der Miene gekränkter Unschuld.

Der Konsul lächelte. „Du tust doch an Wochentagen ebensowenig wie an Sonntagen“, meinte er.

„Bitte sehr! Gestern früh hatte ich Gesangstunde und nachmittags englisches Kränzchen. Siehst du, my dearest father? Du denkst immer, du wärst der einzige in der Familie, der was tut. Ist denn keine Post für mich gekommen?“

„Nein, Liebling. Erwartest du denn einen Brief?“

„Erwarten? Nun, einen bestimmten nicht. Aber ich lebe eigentlich immer in Erwartung. Ihr alten Leute könnt euch das wohl gar nicht vorstellen? Sind denn schon Antworten auf die Einladungen gekommen?“

„Ja, eine ganze Menge.“

„Auch Absagen?“

„Auch einige.“

„Auch von hiesigen Herren?“

„Allerdings. Doktor Lungwitz zum Beispiel kommt nicht“, berichtete Frau Wernicke.

Irmgard rümpfte das Näschen. „Dann bleibt er eben weg,“ bemerkte sie geringschätzig. „Wir werden's schon überleben.“

Der Vater bemühte sich, ernst und streng auszusehen. „Mir ist seine Absage im höchsten Grade unangenehm. Ich hätte auf sein Erscheinen großen Wert gelegt“, sagte er.

Das Mädchen lachte. „Gott, Pappi, was du nur an dem Menschen hast! Der trägt doch noch Umlegekragen.“

„Was jedoch nicht hindert, daß er in literarischen

Dingen vom allergrößten Einfluß ist. Du mußt nämlich wissen: seit dem 1. Januar redigiert er das ‚Zentralblatt für Volksbildungswesen‘.“

„Richtig! Ich hatte ganz vergessen, daß ihr das Bacchanal ja nur wegen der Phöbusgeschichte veranstaltet,“ sagte Irmgard gelangweilt. „Aber wenn auf Doktor Lungwitz so viel ankommt, so schickt ihm doch am andern Tage ein Töpfchen Kaviar, ein paar Stücke Baumkuchen und eine Portion Ananaseis. Zu Hause schmeckt so was noch tausendmal besser als bei einer großen Abfütterung.“

Die Mutter warf der Tochter einen erstaunten Blick zu. „Meinst du, das ginge?“ fragte sie unsicher.

„Dummes Zeug! Wir wollen uns doch nicht lächerlich machen,“ rief der Vater, über den Vorschlag entsetzt. „Den Lungwitz kaufe ich mir schon auf eine andere Manier.“

„Kommt denn der ulkige Herr mit den kurzen Ärmeln auch?“ fragte Irmgard.

„Wen meinst du damit, Maus?“

„Nun, der — der früher Musiker war; mir fällt der Name nicht gleich ein — unser Redakteur.“

„Schlick? Natürlich kommt der. Das versteht sich doch ganz von selbst“, erklärte der Konsul.

„Dann tut mir aber den einzigen Gefallen und sorgt dafür, daß er sich nicht an den Flügel setzt. Der Mensch hat einen Anschlag, der mir auf die Nerven fällt. Als er im vergangenen Winter Besuch machte und auf Pappi warten mußte, hat er

losgepaukt, daß Lora von der Stange fiel und Krämpfe kriegte."

„Da kannst du ganz unbesorgt sein, Kind. Zum Musizieren wird niemand kommen," versicherte Wernicke. „Wir haben Wichtigeres zu tun."

„Ich fürchte, die ganze Geschichte läuft auf bockleberne Geschäftssimpelei hinaus," meinte Irmgard lieblos. „Und ich muß still dabeisitzen und mich zu Tode langweilen, unter Larven die einzig fühlende Brust. Wenn ihr nur einen Menschen geladen hättet, mit dem man sich vernünftig unterhalten kann!"

Man hörte die Haustürklingel.

„Da kommt gewiß Besuch," sagte das junge Mädchen mit dem Ausdruck hoffnungsfreudiger Erwartung. „Kann ich mich in diesem Kleide sehen lassen, oder soll ich was Besseres anziehen?"

Frau Wernicke ließ einen prüfenden Blick über die Tochter gleiten. „Ich finde, daß du sehr gut aussiehst", versicherte sie mit Überzeugung.

Der Konsul lauschte. „Es wird Hennig sein," bemerkte er, ohne die leise Enttäuschung in den Mienen seiner Tochter zu beachten. „Ich habe ihn hergebeten, um wegen des Soupers einiges mit ihm zu besprechen. Er hat in solchen Sachen einen sehr sichern Takt, obgleich er doch auch aus bescheideneren Verhältnissen stammt."

Irmgard wurde stutzig. „Auch aus bescheideneren Verhältnissen?" fragte sie. „Geht das ‚Auch' auf uns? Ich denke, der Großvater hat ein Bombengeld verdient?"

„Nun, ein tüchtiger Geschäftsmann war er schon,“ erklärte Wernicke nicht ohne einige Anzeichen von Verlegenheit, „aber er hat doch klein angefangen, und zur Hautevolee hat er sich nie gerechnet. Dazu war Großvater viel zu bescheiden.“

Der Prokurist wurde gemeldet und sogleich vorgelassen. Er begrüßte die Familie in seiner sicheren und ungezwungenen Weise. Der Konsul erkundigte sich bei ihm nach den Posteingängen, die Hennig am Sonntagvormittag gewöhnlich durchsah, und begann dann über die bevorstehende Festlichkeit zu sprechen. „Was halten Sie davon: ob wir die Tafel mit einem Blumenarrangement schmücken lassen?“

„Das könnte nicht schaden. Allerdings dürfte es die Unterhaltung über den Tisch weg nicht behindern“, meinte Hennig.

Wernicke hatte noch eine ganze Anzahl Fragen in Bereitschaft. „Wie sollen wir die Gäste setzen? Die Herren von der Tagespresse zusammen oder in bunter Reihe mit den Herausgebern der Revuen und Familienblätter?“

„Ich bin für bunte Reihe. Dadurch beugt man etwaigen Reibungen vor und sichert der allgemeinen Unterhaltung den neutralen Boden, den man unbedingt braucht, wenn man für irgend etwas Stimmung machen will“, entschied der Prokurist.

„Sehr richtig! Ist auch meine Meinung. Sie halten es doch wohl auch für gut, daß wir gleich vom ersten Gange an neben den andern Weinen auch Sekt geben?“

„Das wird kaum zu umgehen sein. Es ist jetzt ja so üblich.“

„Siehst du, Lina? Herr Hennig pflichtet mir auch darin bei,“ wandte sich der Konsul triumphierend an seine Gattin. „Ich werde die Gäste natürlich mit einer kurzen Ansprache begrüßen; das geschieht wohl am besten bei der Suppe?“ fragte er weiter.

„Gewiß, Herr Konsul.“

„Ob ich da gleich auf unser neues Unternehmen zu sprechen komme?“

„Das würde ich doch lieber erst später tun,“ riet der Prokurist. „Geschieht es gleich, so merkt man die Absicht. Meines Erachtens müßte es nach dem Schlusse zu geschehen, und zwar mehr beiläufig.“

„Beiläufig? Erlauben Sie mal, das Allerwichtigste soll ich beiläufig behandeln?“ Wernicke war so überrascht, daß er mit der bekannten weit ausholenden Bewegung den Klemmer aufsetzte.

Hennig ließ sich nicht einschüchtern. „Für uns ist das neue Unternehmen allerdings das Wichtigste, für die Herren, die Sie zu bewirten gedenken, aber kaum,“ sagte er. „Die Fiktion, als sei das Souper lediglich zu Ehren der Presse veranstaltet worden, muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Die Herren von der Feder sind in solchen Dingen ungemein feinfühlig. Wenn die merken, daß sie nur eingeladen worden sind, um mit Hilfe von Sekt und Kaviar für die ‚Phöbus-Bücherei‘ gewonnen zu werden, so ist die ganze Liebesmüh’ verloren. Dann würden sie über die Bewirtung

mit Besprechungen quittieren, mit denen nicht einmal Herr Eisold etwas anfangen könnte."

„Da mögen Sie freilich recht haben," bemerkte der Konsul nachdenklich. „Ich werde also die Ansprache, wodurch ich das neue Unternehmen ankündige und um dessen wohlwollende Aufnahme bitte, erst bei den getrüffelten Fasanen vom Stapel lassen."

„Das dürfte wohl der geeignete Zeitpunkt sein. Aber ich würde auch die Bitte um wohlwollende Aufnahme unterdrücken. Wenn man die Überzeugung hegt, daß man der Welt etwas Gutes bietet — und diese Überzeugung werden Sie ja wohl haben, Herr Konsul —, so kommt man nicht mit einer Captatio benevolentiae. Das tut man nur bei einer Sache von zweifelhaftem Wert. Ich würde an Ihrer Stelle das Wohlwollen der Presse als etwas Selbstverständliches voraussetzen und den Herren nur mein Bedauern darüber ausdrücken, daß ich ihnen mit einem so großen Unternehmen eine neue Riesenarbeit verursachen müsse. Und dann vor allem: das Eingeständnis, daß die neue Bücherei trotz aller darauf verwandten Sorgfalt noch sehr verbesserungsbedürftig sei, und daß es die Aufgabe der Kritik wäre, an ihrer Vervollkommnung mitzuwirken!"

„Dann muß ich meine Rede freilich noch einmal umarbeiten," sagte Wernicke gleichmütig. „Ich hatte sie nämlich schon fix und fertig."

Jetzt wurde wirklich Besuch gemeldet, woraus hervorzugehen schien, daß Irmgards Ahnungen

nicht zu unterschätzen waren. Auf der Visitenkarte, die der Diener auf einer silbernen Platte brachte, las das Wernickesche Paar den Namen „Graf Axel Cederholm".

„Cederholm? Wer mag denn das sein?" fragte der Konsul.

„Gott, Pappi, das ist doch der Schwede, der so entzückend Tennis spielt," erklärte Irmgard, puterrot vor Freude. „Ich habe ihm zugeredet, bei uns Besuch zu machen."

„So, so, du hast ihm zugeredet! Sehr nett, das muß ich sagen. Der junge Mann hätte auch zu einer gelegeneren Zeit kommen können. Paßt mir jetzt ganz und gar nicht."

Frau Wernicke sah den Gatten beinahe entsetzt an. „Aber Paul! Bedenk' doch nur: ein Graf!" sagte sie. „Wir müssen ihn unter allen Umständen empfangen."

„Es wird uns freilich nichts anderes übrig bleiben," erwiderte der Konsul mit Ergebung. „Aber Irmgard hätte uns doch zum mindesten vorher verständigen müssen."

„Dazu war keine Zeit mehr, Pappi. Axel — ich wollte sagen: Graf Cederholm legt so großen Wert darauf, noch zu dem Souper eingeladen zu werden. Er ist ja eigens hergekommen, um die Verhältnisse in Deutschland zu studieren, und da wäre es ihm selbstverständlich sehr lieb, auch die vielen interessanten Preßmenschen kennen zu lernen."

„So. Dann werde ich wohl in den sauern Apfel

beißen müssen," bemerkte der Vater seiner Tochter, indem er sich anschickte, in den Empfangssalon zu gehen. „Du kannst ja in ein paar Minuten nachkommen, Lina."

Als er weg war, entstand eine kleine Verlegenheitspause, während deren der Prokurist eine auf dem Kaminsimse stehende, offenbar neue Bronzegruppe betrachtete.

„Es ist Lena mit dem Schwan", erklärte die Dame des Hauses.

„Leda", verbesserte das junge Mädchen und machte dadurch erst Hennig auf die von ihm überhörte kleine Entgleisung der Mutter aufmerksam.

„Das Ding ist etwas ganz Kostbares," fuhr diese unbeirrt fort, „denken Sie nur, mein Mann hat achthundertundsechzig Mark dafür bezahlt."

„Gott, Mammi, bei Kunstsachen spielt der Preis doch keine Rolle. Da kommt es bloß auf den Schick an", bemerkte die Tochter, die ihre ästhetischen Anschauungen in einem Genfer Pensionat erworben hatte.

„Ach was! Ansehen tut man's dem Ding ja nicht, was es wert ist, und wenn ich die quittierte Rechnung nicht gesehen hätte, würde ich's selbst nicht glauben," meinte die brave Frau. „Aber nun werde ich doch wohl den Grafen begrüßen müssen." Und damit rauschte sie hinaus.

„Kennen Sie Cederholm, Herr Hennig?" fragte Irmgard.

„Bedauere."

„Er ist wirklich ein sehr netter Mensch. Todschick!“

„Freut mich für ihn. Was tut er eigentlich? Spielt er nur Tennis?“

„O nein, auch Golf.“

„Dann ist er ja vielseitiger, als ich angenommen habe.“

„Hauptsächlich ist er aber hier, um die deutschen Verhältnisse kennen zu lernen. Ich glaube sogar, er studiert auch nebenbei.“

„So, nebenbei. Hoffentlich überarbeitet er sich nicht.“

„Ach nein, das hat er nicht nötig. Er muß sehr vermögend sein, direkt reich. Er hat mir von seinen Gütern in Schweden erzählt, von seinen Wäldern, Wiesen, Sägewerken und Erzgruben. Halb Wermland gehört ihm.“

„Da ist es aber recht merkwürdig, daß er noch Zeit findet, hier in Deutschland jahraus jahrein mit jungen Damen Tennis zu spielen.“

Irmgard schien den leisen Hohn, der in Hennigs Worten lag, gar nicht zu merken. „Das hat seine guten Gründe,“ sagte sie unbefangen. „In seiner Heimat fehlt es ihm an Gelegenheit, mit Damen zu verkehren. Die Güter liegen dort so furchtbar weit auseinander. Der arme Mensch muß tagelang im Wagen oder im Schlitten fahren, wenn er seinen nächsten Nachbar besuchen will.“

„Der arme Mensch!“

„Und dieser nächste Nachbar hat noch dazu zwei uralte Töchter, eine von fünfundzwanzig und eine von siebenundzwanzig Jahren.“

„Entsetzlich! Da kann man's ihm allerdings nicht verdenken, daß er lieber in Leipzig ist."

„Nicht wahr? Das mein' ich auch. Und daß er bei uns Besuch macht, ist eigentlich riesig nett von ihm."

„Warum riesig nett, Fräulein Irmgard?"

Sie wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Als er jedoch die Frage wiederholte, sagte sie ein wenig stockend: „Na ja, mit Ihnen kann ich ja darüber reden. Sie haben ja meistens ganz vernünftige Ansichten, Herr Hennig. Wissen Sie, wir sind nämlich gar keine richtige alte Patrizierfamilie. Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber so vornehm, wie Sie denken, sind wir gar nicht."

„Wie ich denke?" Der Prokurist hatte während seiner Unterhaltung mit der Tochter des Chefs schon einigemal Gelegenheit gehabt, in Erstaunen zu geraten, aber jetzt war er geradezu baff.

„Nun ja. Großvater stammte nämlich aus bescheideneren Verhältnissen."

„Ich weiß. Er war aber ein sehr umsichtiger Geschäftsmann und hat offenbar immer verstanden, die Konjunktur auszunutzen."

„Sie wissen wohl Näheres über ihn? Haben Sie ihn etwa noch gekannt?" fragte sie, vor Neugier brennend.

„So etwas, Fräulein Irmgard."

„Wo lag denn sein Rittergut eigentlich?"

„Rittergut?"

„Ich denke, er war Rittergutsbesitzer?"

„Na ja, er wird wohl öfter mal ein Rittergut besessen haben. Aber jedenfalls nie sehr lange."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ihr Herr Großvater handelte mit Gütern. Er kaufte größere Liegenschaften, die aus irgendeinem Grunde schnell losgeschlagen werden mußten, und parzellierte sie."

„Dann muß er aber doch Geld gehabt haben?"

„Das ist anzunehmen. Er hatte es jedenfalls in seinem Geschäfte verdient."

„Ein Geschäft hatte er also auch? Doch keinen Verlag?"

„Das gerade nicht. Aber so was Ähnliches. Er handelte mit Kunstdünger."

„Fi donc, wie unästhetisch!"

„Aber einträglich, Fräulein Irmgard."

„Ich bin einfach platt. Davon haben mir meine Eltern nie was gesagt. Woher wissen Sie das alles so genau?"

„Mein Vater, der ein ehrsamer Tischlermeister war, wohnte in dem Hause, aus dem Ihr Herr Großvater stammte."

„Ach was? Wie interessant! Welches Haus war das?"

„Der ‚Grüne Hering' in der Gerberstraße. Ihr Herr Urgroßvater hatte dort im Hof ein — nun, sagen wir mal: ein Restaurant."

„Wohl so eins wie jetzt Päge oder Aeckerlein?"

„Nun — etwas kleiner war es schon. Es verkehrten auch andere Gäste dort."

„Was für Gäste denn?"

„Interessiert Sie das wirklich so sehr, Fräulein Irmgard?“

„Aber natürlich, sonst würde ich doch nicht danach fragen.“

„Es waren wohl in der Hauptsache Fuhrleute.“

Warum sich gerade der höchst achtenswerte Stand der Fuhrleute bei Fräulein Irmgard Wernicke eines so geringen Ansehens erfreute, war schwer zu entscheiden. Jedenfalls bekam sie wieder ein rotes Köpfchen und sagte entrüstet: „Sie sind einfach scheußlich, Herr Hennig! Und ich hatte Sie immer für so nett gehalten — schon als kleines Mädchen. Und nun erzählen Sie mir da von Kunstdünger und Fuhrleuten!“

„Meine Schuld ist das nicht. Sie haben mich regelrecht ausgefragt“, verteidigte er sich.

„Aber Sie hätten mir nicht die Wahrheit zu sagen brauchen. Wenn Sie taktvoll wären, hätten Sie mir was vorgelogen. Sehen Sie, jetzt lasse ich Sie zur Strafe allein“, sagte sie, sich zur Tür wendend.

„Bedauere unendlich! Aber zur bewußten Fälschung historischer Tatsachen fühle ich mich nicht berufen“, rief er ihr lachend nach.

Sie blieb stehen, kam noch einmal zurück und sagte, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, in bestrickend freundlichem Tone: „Herr Hennig, eins müssen Sie mir versprechen. Wollen Sie?“

„Es kommt darauf an, was es ist“, erwiderte er.

„Daß Sie dem Grafen Cederholm nie etwas von dem Kunstdünger und dem Fuhrmannsrestaurant erzählen.“

„Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versprechen. Ich werde auch schwerlich jemals Gelegenheit zu vertraulichen Unterredungen mit dem Herrn haben“, versicherte er.

„Das kann man nicht wissen,“ meinte sie. „Es kommt manchmal ganz sonderbar. Aber wenn Sie ihm auch nur die leiseste Andeutung über unsere Familienverhältnisse machen, sehe ich Sie nie wieder an.“

Zur Bekräftigung dieser furchtbaren Drohung fuchtelte sie ihm mit erhobenem Zeigefinger vor der Nase herum und eilte dann, über das Parkett schlitternd, zum Empfangszimmer.

Zehntes Kapitel

Es war ein trüber Novembermorgen. In Wernickes Privatkontor hatten sich die Abteilungsleiter zur gewöhnlichen Konferenz versammelt. Der Konsul überflog mit einem Feldherrnblick die Schar seiner Getreuen und wies auf die Klubsessel. „Wer fehlt denn noch? Wir müssen doch zu neun sein“, sagte er, den leergebliebenen Platz bemerkend.

„Herr Schlick“, erwiderten mehrere der Herren zugleich.

„Gekommen ist er aber,“ erklärte der Prokurist. „Ich werde gleich einmal nachsehen, wo er bleibt.“ Er ging. Die andern warfen einander verständnisvolle Blicke zu. Herr Schlick, der Redakteur, der sich im Laufe von zehn Monaten aus einem sehr bescheidenen jungen Manne zu einem etwas anmaßenden und nicht gerade bequemen Mitarbeiter entwickelt hatte und, weil er sich nichts gefallen ließ und dadurch dem an die strikteste Unterordnung seiner Angestellten gewöhnten Chef gewaltig imponierte, von diesem jederzeit wie ein rohes Ei behandelt und in jeder Weise verhätschelt wurde, war im Geschäft nicht beliebt. Man verdachte es ihm, daß er sich nie an die vorgeschriebenen Arbeitsstunden band, man ärgerte sich über den gleichgültigen oder auch schnoddrigen Ton, den er dem

Konsul gegenüber anzuschlagen liebte, man neidete ihm das Redaktionszimmer, das nach seinen eigenen Angaben mit beinahe fürstlicher Pracht hatte ausgestattet werden müssen. Man übersah eben, daß Kurt Arnold Schlick von Haus aus Künstler war und deshalb nicht mit dem Maßstabe gemessen werden durfte, den man an Durchschnittsmenschen zu legen gewohnt war.

Hennig kam zurück. „Herr Schlick liegt auf der Chaiselongue und schläft", berichtete er ganz sachlich.

„So. Sie haben ihn doch hoffentlich nicht geweckt?"

„Nein, Herr Konsul."

„Das ist auch gut. Der Mann ist hochgradig nervös und muß vor jeder Störung bewahrt werden. Es kommt alles darauf an, daß er sein seelisches Gleichgewicht behält. Sein Idealismus ist für die ‚Phöbus-Bücherei' ja schließlich ebenso wichtig wie die Qualität des Papiers. Das ist der Grund, daß ich ihm so manches durch die Finger sehe, was mit den Prinzipien eines geordneten Geschäftslebens sonst kaum vereinbar wäre", erklärte der Chef.

„Brauchen wir ihn zu der heutigen Besprechung überhaupt?" fragte der Prokurist.

„Selbstverständlich!"

„Dann müßten wir also die Konferenz verschieben."

„Geht unmöglich. Es liegt heute besonders viel vor. Weiß einer der Herren, ob Herr Schlick schon sein Frühstück serviert bekommen hat?"

„Ich werde einmal den Redaktionssekretär fra-

gen", sagte Hennig, indem er ans Telephon trat, wo er den Bescheid erhielt, daß Schlick noch nicht gefrühstückt habe.

Wernicke sah nach der Uhr. „Kunze soll sofort den Sachsenhof anrufen und das Frühstück reklamieren," bestimmte er. Und mit einem sarkastischen Lächeln setzte er hinzu: „Auf diese Weise geweckt zu werden, beeinträchtigt Herrn Schlicks Stimmung nicht im geringsten." Da es selten geschah, daß der Konsul einen kleinen Scherz machte, nahmen alle die Randbemerkung mit um so größerer Heiterkeit auf, und sogar Hennig lachte, als er die Weisung des Chefs telephonisch weitergab.

„Wir können inzwischen ja Dinge besprechen, die außerhalb seines Wirkungsbereiches liegen," fuhr Wernicke fort. „Da wäre zunächst die Papierfrage. Wieviel haben wir denn noch auf Lager, Herr Kretschmar?"

Kretschmar, der Oberfaktor der Druckerei, zu dessen Obliegenheiten auch die Verwaltung des Papierlagers gehörte, richtete sich in seinem Sessel stramm auf und erwiderte: „Nicht mehr sehr viel, Herr Konsul. Allerhöchstens noch hundertachtzigtausend Kilo."

„Das spielt allerdings keine Rolle," bemerkte der Chef. „Dann haben wohl Hittorf und Söhne den Juliauftrag noch gar nicht effektuiert?"

„Nein, Herr Konsul. Die Sendung ist aber avisiert und wird wohl Ende der Woche eintreffen."

„Wieviel wird das sein?"

„Zweihundertsiebzigtausend Kilo."

„Das würde also für zehn Bände reichen."

„Wieviel Bände soll die neue Serie umfassen? Doch nicht wieder hundert?" fragte der Prokurist.

Wernicke trommelte etwas nervös auf die Tischplatte. „Ich denke gar nicht daran," versicherte er. „Wenn wir das Material rechtzeitig zusammenbekommen, fünfundzwanzig. Mehr keinesfalls. Viermal fünfundzwanzig im Jahr — das genügt vollkommen."

Hennig hatte einen Notizblock zur Hand genommen und rechnete. „Wir brauchten also jedesmal sechshundertfünfundsiebzigtausend Kilo", sagte er. „Ist der Zuschuß schon dabei?"

„Jawohl, Herr Hennig."

„Haben Stricker und Stolze schon einen Auftrag?" erkundigte sich Wernicke.

„Bis jetzt noch nicht, Herr Konsul. Wir waren mit der letzten Lieferung nicht so recht zufrieden," berichtete Kretschmar. „Das Papier schlug zum Teil durch. Es schienen auch Eisenteile darin zu sein. Einige Ballen zeigten kleine Rostflecken. Wir haben der Firma dreißigtausend Kilo zur Verfügung stellen müssen."

„Hoffentlich ist den Leuten energisch geschrieben worden?"

„Sehr energisch, Herr Konsul."

„Dann wird die nächste Lieferung wohl um so besser ausfallen. Lassen Sie bei Stricker und Stolze doch einmal anfragen, ob sie uns bis zum 15. Februar hunderttausend Kilo liefern können. Aber bemerken

Sie gleich dabei; wenn wir wieder Veranlassung hätten, mit der Anfertigung unzufrieden zu sein, so wäre es unser letzter Auftrag gewesen."

„Sehr wohl, Herr Konsul", sagte der Oberfaktor, während er sich in einem dickleibigen Taschenbuch Notizen machte.

„Es blieben also noch hundertfünfundzwanzigtausend Kilo übrig," fuhr Wernicke fort, „oder sagen wir lieber, um ganz sicher zu gehen, hundertdreißigtausend. Geben Sie deshalb Muldenhammer und Elsteraue je fünfundsechzigtausend in Auftrag. Aber dann noch eins, Herr Kretschmar! Als ich vorhin durch den Setzmaschinensaal ging, standen drei von den neuen Monolines. Woran liegt das?"

„Zwei werden heute gereinigt, Herr Konsul, und die dritte ist in Reparatur. Das Stoppstück war gesprungen und muß ausgewechselt werden."

„Daß sie nur nicht länger stillstehen, als unbedingt nötig ist! Diese kostspieligen Maschinen verzinsen sich nur, wenn sie ohne Unterbrechung beschäftigt sind. Es wird doch wohl nicht an Manuskript fehlen?"

„Für diesen Monat reicht's noch. Aber im Dezember werden voraussichtlich acht Monolines frei."

Der Konsul wandte sich an den Prokuristen. „Herr Hennig, Sie haben wohl die Güte, davon Notiz zu nehmen und Herrn Schlick daran zu erinnern, daß er die Autoren drängt."

Während Hennig schrieb, mischte sich Herr Radefeld, der Buchbindereifaktor, ins Gespräch.

„Ja, Herr Konsul, das mit dem Stillstehen der Maschinen, das ist 'ne verfluchte Sache," meinte er. „Bei mir fehlt's jetzt auch manchmal an Rohmaterial. Gestern nachmittag haben meine Falzmaschinen über eine Stunde lang gestanden."

Wernicke machte ein sehr ernstes Gesicht. „So etwas darf unter keinen Umständen vorkommen," sagte er. „Sie müssen eben mehr Hand in Hand arbeiten, meine Herren. Es kommt nur auf eine rechtzeitige Verständigung an. Lassen Sie wenigstens Decken herstellen, Herr Radefeld. Normaldecken für Bände von zwanzig Bogen. Das Einhängen ist dann ja schnell besorgt."

Der Buchbindereifaktor lächelte mit der Überlegenheit des Fachmannes, dem ein Nichtfachmann Vorschriften machen will. „Ja, das ist alles gut und schön, Herr Konsul, aber solange die Titel nicht feststehen, kann ich ja mit den Decken doch nichts anfangen. Die müssen alle noch einmal durch die Farbdruckpresse", behauptete er.

„Das weiß ich selbst," erwiderte der Chef, der sich durch einen sachlichen Einwurf nicht so leicht verblüffen ließ, „aber die Titel von zehn bis zwölf neuen Bänden wird Ihnen Herr Schlick geben können. Setzen Sie sich nur mit ihm in Verbindung."

„Ja, wenn man nur an Herrn Schlick herankommen könnte!" bemerkte Radefeld. „Der will ja nie gestört sein und hat für keinen Menschen Zeit."

Ein Angestellter aus dem Kontor erschien und meldete, daß jemand den Chef in Konsulatsangelegenheiten zu sprechen wünsche.

Wernicke sah etwas unwillig auf. „Spricht er deutsch?"

„Kein Wort, Herr Konsul, bloß spanisch."

„Um so besser! Da brauche ich mich nicht darum zu kümmern. Es ist nur ein Glück, daß Herr Blumhardt Spanisch versteht. Ist der Konsulatssekretär da?"

„Jawohl, Herr Konsul. Er arbeitet im Schreibmaschinenzimmer."

„Veranlassen Sie ihn, mit dem Fremden zu Blumhardt hinüberzugehen und sich von diesem sagen zu lassen, was der Mann auf dem Herzen hat. Wozu hätte man denn einen Mieter, wenn man nicht einmal eine Gefälligkeit von ihm verlangen dürfte?" Der Gehilfe verschwand, und Wernicke wandte sich jetzt an den Leiter der Expeditionsabteilung: „Wie war denn die Auslieferung der letzten Woche, Herr Nümbrecht?"

„Zufriedenstellend, Herr Konsul," sagte der alte Herr, behaglich eine Prise nehmend. „Die Barauslieferung allein betrug vierundsechzigtausendsechshundertdreiundsechzig Mark. Ohne die Warenhäuser. Was die bezogen haben, wird auch wohl für fünfunddreißigtausend Mark gewesen sein."

„Sehr schön! Das Weihnachtsgeschäft scheint sich gut anzulassen. Welche Bände gehen denn am stärksten?"

„Nun, im großen und ganzen gehen sie alle egal.

Ich glaube, die Nummern 22, 34 und 56 werden aber doch am stärksten verlangt."

„Nummer 22 ist wohl ‚Schöneck'?"

„Ja, ‚Schöneck, Das Strumpfband der Marquise'."

„So so! Da zieht natürlich der Titel. Ich sage es ja immer: auf den Titel kommt alles an. Schade, daß Herr Schlick nicht da ist! Das würde ihn interessieren. Und Nummer 34, was ist das?"

„‚Gräfin Coudenhove, Im Vorzimmer der Exzellenz'."

„Da zieht der Autorname. Grafen und Gräfinnen könnten wir noch ein ganzes Schock gebrauchen. Für hochgestellte Autoren hat das Publikum ja eine kindische Vorliebe. Herr Hennig, vielleicht notieren Sie einmal: Herr Schlick soll den ‚Kürschner' auf Mitglieder des hohen Adels hin durchsehen lassen. Ach, da kommt Herr Schlick ja gerade!"

Der so sehnlich Erwartete begrüßte die Korona mit einer gewissen Nachlässigkeit und ließ sich in den leeren Klubsessel fallen.

„Rauchen Sie eine Zigarre, Herr Schlick?" fragte der Konsul, indem er sich erhob und nach dem auf dem Schreibtisch stehenden Kistchen griff.

Der Herausgeber des „Phöbus" und der „Phöbus-Bücherei" schüttelte müde das Haupt. „Danke. Wenn Sie aber eine Zigarette hätten —" sagte er.

Wernicke beeilte sich, ihm sein silbernes Etui darzubieten, und setzte ihn, während Schlick mit großer Gemütsruhe eine Batschari anbrannte, von den mit den Nummern 22 und 34 gemachten Erfahrun-

gen in Kenntnis. „Und was ist Nummer 56, Herr Nümbrecht?“ wandte er sich wieder an diesen.

„‚Herzog, Johannisnacht‘.“

„Das wird natürlich gekauft, weil das Publikum den Autor für Rudolf Herzog hält. Es war eine gute Idee, den Vornamen Robert auf dem Titel abzukürzen.“

„Meine Idee, Herr Konsul,“ erklärte Schlick, sich in die Brust werfend. „Mundus vult decipi, ergo decipiatur.“

„Und welche Nummer wird denn am wenigsten verlangt, Herr Nümbrecht?“ fragte Wernicke.

„Das dürfte wohl ‚Quenstedt, Die Geschichte eines alten Hauptmanns‘ sein.“

„Ist auch gar kein Wunder. Der Titel ist ganz verfehlt. Welches Weib hat etwas für einen alten Hauptmann übrig? Bei einem Neudruck muß das Wort ‚alten‘ unbedingt wegfallen. Beachten Sie freundlichst immer das psychologische Moment, Herr Schlick! Versetzen Sie sich jederzeit in die Seele des lieben Publikums, besonders des weiblichen, das ja für uns ausschlaggebend ist! Sie als Dichter müssen doch die Fähigkeit dazu haben. Ich möchte Ihnen überhaupt empfehlen, den Titeln der Bände eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es hängt ja nicht weniger als alles davon ab. Vielleicht erfinden Sie in Zukunft die Titel selbst und veranlassen dann die Autoren, die Romane dazu zu schreiben.“

„Nun ja, das müßte man sich einmal überlegen“, meinte Schlick ohne große Begeisterung.

Der Konsulatssekretär — er hieß Schmidt und war, wenn er nicht gerade seines hohen Amtes waltete, was alljährlich ein- oder zweimal geschah, Buchhalter im Wernickeschen Kommissionsgeschäft — kam und berichtete, der Fremde, mit dem sich Herr Blumhardt schnell verständigt habe, sei mit einem amerikanischen Zauberkünstler nach Europa gekommen, von seinem Prinzipal aber wegen einer kleinen Messerstecherei Knall und Fall entlassen worden und stehe nun völlig mittellos da, weshalb er das Konsulat ersuche, ihn nach Guayaquil heimzubefördern.

„Weiter verlangt der Mann also nichts? Sehr bescheiden, das muß ich sagen," bemerkte der Konsul. „Geben Sie ihm das Geld zu einer Fahrkarte vierter Klasse nach Magdeburg. Ist er dort, so ist er schon auf dem halben Wege nach Hamburg, und von Hamburg nach Ecuador ist es dann nur noch ein Katzensprung." Damit war der Fall für Wernicke abgetan, und er vertiefte sich wieder in seine geschäftlichen Angelegenheiten. „Wir kämen jetzt zur Propaganda. Ich glaube, Sie, meine Herren", — er verneigte sich leicht gegen Kretschmar und Radefeld — „brauchen wir nun eigentlich nicht mehr. Ich danke Ihnen."

Die beiden Faktoren zogen sich zurück.

Wernicke stand auf und holte einen Stoß Zeitungen vom Schreibtisch. „Da ist wieder ein ganzer Berg Besprechungen eingelaufen", sagte er, die Blätter vor sich ausbreitend.

„Günstige?" fragte Hennig.

„Zum Teil sehr günstige. Andere sind allerdings weniger erfreulich. Da reißt zum Beispiel der ‚Berliner Wächter' das Schmehlingsche Buch furchtbar herunter. Läßt kein gutes Haar daran."

„‚Berliner Wächter'?" Ist das nicht Doktor Rosenfeld?"

„Wollen gleich einmal nachsehen. Natürlich! Das Ding ist N. R. gezeichnet. Und dabei hat der Mann bei unserm Pressesouper viermal Kaviar genommen! Ich achte ja sonst auf so etwas nicht, aber die Passion des guten Doktors für Malossol ist mir doch aufgefallen."

„Er wird wohl gerade deshalb das Bedürfnis empfunden haben, die Unbestechlichkeit der Presse zu dokumentieren," meinte Eisold. „Ich werde den ‚Berliner Wächter' schleunigst für ein dreimaliges ganzseitiges Inserat vormerken. Dann dürfte der kleine Herr sein Urteil über unsere Bände wohl einer gründlichen Revision unterziehen müssen."

„Ja, und dann redet da der Kritiker der ‚Nationalzeitung' über die Tendenz von ‚Kilp, In den Fesseln des Mammons'. Hat denn das Buch wirklich eine Tendenz? Dann fiele es doch ganz aus dem Rahmen unseres Programms. Um Gottes willen keine Tendenz, meine Herren! Unsere Aufgabe kann nur sein, die Leser zu unterhalten. Eine eigene Meinung wollen wir gar nicht haben. Ich kenne das Buch selbstverständlich nicht, aber ich muß gestehen: schon der Titel hat etwas Aufreizendes. Das sieht aus wie ein Angriff auf den Kapitalismus. Jetzt bleibt uns natürlich nichts anderes übrig, als

diesen Mißgriff zu paralysieren, indem wir einen Band herausbringen, worin der Segen des Kapitalismus hervorgehoben wird. Es muß da zum Beispiel gesagt und durch die Handlung veranschaulicht werden, daß ohne den Kapitalismus jedes Wirtschaftsleben und jede Kulturarbeit undenkbar wären, daß er Tausenden und Abertausenden die Möglichkeit einer gesicherten Existenz gewährt, daß er die Grundlage von Wissenschaft und Kunst ist. Haben Sie einen Autor zur Hand, der befähigt ist, diesem Gedanken in überzeugender Weise Ausdruck zu verleihen, Herr Schlick? Dann bitte, notieren Sie sich die Sache einmal! Ich nehme an, daß Sie, Herr Eisold, die eingelaufenen Besprechungen im weitesten Umfange für die Propaganda verwerten."

„Darüber können Herr Konsul ganz beruhigt sein. Herr Bolkenhahn sieht die Einläufe täglich durch, schneidet die Rezensionen aus, ordnet sie nach den Bandnummern und klebt sie auf Kartons, so daß wir sie jederzeit zur Verfügung haben."

Wernicke nickte befriedigt. „Richtig, Herr Bolkenhahn leitet ja jetzt das Archiv", sagte er.

„Und er unterstreicht dabei in jeder Besprechung die zu Reklamezwecken verwendbaren Stellen mit roter Tinte," fuhr Eisold fort, und er setzte hinzu: „Etwas Brauchbares läßt sich ja schließlich aus jeder Rezension herausholen."

„Nun, das ist doch vielleicht zuviel gesagt," bemerkte der gescheiterte Literat, sich mit den großen Händen erregt durch das struppichte graue Haar

fahrend. „Manche sind von der ersten bis zur letzten Zeile so absprechend, daß man auch nicht ein Wort daraus brauchen kann."

„Das müßte doch seltsam zugehen! Mit dem nötigen Geschick kann man aus der größten Schimpferei etwas machen", behauptete Eisold.

„Na na, das möchte ich doch einmal sehen!" rief Bolkenhahn. „Ich habe hier gerade so eine mitgebracht. Es ist die Besprechung von ‚Hindermann, Niobes Töchter' in den ‚Hamburger Nachrichten'. Hören Sie nur, wie sie anfängt, meine Herren! Da steht: ‚Dieses Buch gehört in jede Hausapotheke. Wer an Indigestionen leidet und kein Brechmittel zur Hand hat, der lese nur eine einzige Seite dieses Machwerks. Wir bürgen ihm dafür, daß er die prompteste Wirkung verspüren wird.'"

„Ja, aber was wollen Sie denn mehr, bester Herr?" sagte Eisold, den armen Bolkenhahn mit einem halb mitleidigen, halb triumphierenden Blick musternd. „Diese Kritik läßt sich doch brillant verwenden. Sie sagen im Inseratenanhang der neuen Bände einfach: Hindermanns humoristischer Roman vermag den schlimmsten Hypochonder zu kurieren. Die ‚Hamburger Nachrichten' schreiben darüber: ‚Das Buch gehört in jede Hausapotheke'."

Bolkenhahn seufzte tief auf. „Sie haben recht, Herr Eisold. Aber es ist einfach ekelhaft, daß man sich als anständiger Mensch zu derartigen Arbeiten hergeben muß. Mein Gott, dreiunddreißig Jahre hat man sich bemüht, der Welt sein Bestes zu geben

und ist nun auf seine alten Tage gezwungen, mit solchem Schwindel sein Brot zu verdienen. Hätte ich nicht für eine Familie zu sorgen, ich wüßte, was ich täte!“

Jetzt legte sich Wernicke ins Mittel. „Keine Sentimentalitäten, Herr Bolkenhahn!“ sagte er kühl. „Sie können doch nicht leugnen, daß Sie bei mir ein sehr anständiges Einkommen haben. Bedenken Sie freundlichst, daß ich für Ihren Posten jeden Tag eine jüngere Kraft bekommen kann, die mit hundertundfünfzig Mark zufrieden ist. Wenn die Arbeit, die Sie in meinem Hause verrichten, Ihrem persönlichen Geschmack nicht zusagt, so müssen Sie sich eben damit zu trösten suchen, daß Sie an einem Kulturunternehmen mitwirken, wie der deutsche Verlagsbuchhandel deren nur wenige aufzuweisen hat. Mehr Idealismus, Herr Bolkenhahn, mehr Idealismus! Wie sagt doch unser großer Schiller? ‚Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!‘
Opfer muß jeder bringen, das ist nun einmal nicht anders. Oder denken Sie etwa, ich brächte keine? Was für Anforderungen wird zum Beispiel im nächsten Jahre das Geschäftsjubiläum an mich stellen! Das wird in die Hunderttausende gehen. Sehen Sie?

Was meinen Sie übrigens, Herr Hennig,“ wandte er sich an den Prokuristen, „wäre es nicht zweckmäßig, wenn wir bei dieser Gelegenheit auch einige größere Stiftungen für die Presseorganisationen

machten? Herr Schlick wird wohl in der Lage sein, uns über Bedeutung und Mitgliederzahl der wichtigsten Vereinigungen zu informieren. Auf die Presse sind wir ja nun einmal bis zu einem gewissen Grade angewiesen."

„Solche Stiftungen könnten nicht schaden," meinte Hennig. „Man müßte natürlich eine Form wählen, die den Verdacht nicht aufkommen läßt, als wollten wir uns das Wohlwollen der Presse erkaufen."

Der Konsul nickte. „Versteht sich," sagte er. „Wir werden durch die Zuwendungen lediglich unsern Dank für die mannigfaltigen Förderungen zum Ausdruck bringen, die der Wernickesche Verlag in den fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens bei der gesamten Presse gefunden hat. Doch darüber läßt sich ja noch reden. Ich dächte, wir könnten unsere heutige Konferenz schließen, meine Herren. Oder hat einer von Ihnen noch etwas auf dem Herzen?"

Schlick, der ziemlich teilnahmlos dagesessen hatte, regte sich. „Ich möchte die Verlegung des Schreibzimmers beantragen," erklärte er. „Das Geklapper der Maschinen halte ich für die Dauer nicht aus. Ich brauche zu meiner Arbeit vollkommene Ruhe."

Der Konsul, der schon daran gewöhnt war, daß ihm der Redakteur bei jeder Gelegenheit solche Wünsche unterbreitete, verzog keine Miene. „Wenn Sie durch den Lärm belästigt werden, muß selbstverständlich Abhilfe geschafft werden," versicherte

er. „Ich werde einmal mit Herrn Hennig überlegen, ob man die Tippdamen nicht am besten in dem Raume unterbringt, der früher von der Buchhalterei benutzt wurde."

„Und dann muß ich noch um einen zweiten Redaktionssekretär ersuchen," fuhr Schlick fort. „Kunze allein kann die Korrespondenz nicht mehr bezwingen."

„Diktieren Sie denn selbst keine Briefe, Herr Schlick?" erlaubte sich der Chef zu fragen.

„Ich — diktieren? Das ist ganz unmöglich. Ich beschränke mich darauf, dem Sekretär kurze Andeutungen zu geben, und überlasse die Fassung der Briefe ihm. Wohin sollte das führen, wenn ich mir mit solchem Kleinkram den Kopf verkeilen wollte!"

„Na ja, das sehe ich ein," erwiderte Wernicke, obwohl er's eigentlich nicht so recht einsah. „Wen könnten wir Ihnen denn als zweiten Redaktionssekretär zuweisen?"

„Auf einen Sekretär will ich durchaus nicht bestehen. Ich begnüge mich auch mit einer intelligenten Dame", erklärte Schlick großmütig.

„Ja, welche von unsern Damen käme denn für diesen Posten in Frage?" erkundigte sich der Konsul.

„Vielleicht Fräulein Knoll?" schlug sein Bruder vor.

Der Redakteur machte ein entsetztes Gesicht. „Die aus der Expedition? Um Gottes willen, die ist doch schon hoch in den Vierzigern", sagte er.

Wernicke lächelte. „Aber, bester Herr Schlick, auf das Alter kommt es in diesem Falle doch nicht an“, meinte er.

„O doch, Herr Konsul. Sie müssen bedenken, daß ich mir meine Mitarbeiter erst heranziehen muß, daß aber Damen über Vierzig erzieherischen Einflüssen kaum noch zugänglich sind. Sie pflegen gekränkt zu sein, wenn man ihnen Vorschriften oder gar Vorhaltungen macht. Nein, ich hatte eigentlich an Fräulein Siebold gedacht.“

„Siebold? Ist das nicht die niedliche Schwarze aus der Propagandaabteilung?“ fragte der Chef.

„Allerdings. Daß die Dame hübsch ist, nehme ich ihr weiter nicht übel,“ versicherte Schlick. „Es würde sogar meine Stimmung in der günstigsten Weise beeinflussen. Und daß ich meinen Idealismus, auf den Sie ja so großen Wert legen, irgend woher beziehen muß, werden Sie wohl einsehen, Herr Konsul. Die Klubsessel im Redaktionszimmer und das Frühstück allein machen's auf die Dauer nicht.“

Wernicke wandte sich an Fräulein Siebolds bisherigen Vorgesetzten. „Was meinen Sie, Herr Eisold, können Sie die Dame entbehren?“

„Wenn Herr Konsul der Ansicht sind, daß die Redaktion vorgeht, so muß die Propagandaabteilung natürlich zurücktreten,“ erwiderte Eisold ein wenig gekränkt. „Gern lasse ich sie nicht gehen. Da es aber Herr Schlick durchaus zu wünschen scheint, muß ich schon in den sauern Apfel beißen.“

Der Redakteur zuckte die Achseln. „Das ist Ihre Sache, mein guter Herr Eisold. Ich beiße jedenfalls lieber in den süßen", sagte er kühl.

Damit war die Konferenz zu Ende. Im Hause Wernicke und Kompanie hatte der Idealismus wieder einmal gesiegt.

Elftes Kapitel

Über den großen Mahagonitisch gebeugt, an dem die Redaktion der „Aurora" zu tagen pflegte, saßen an einem klaren, kalten Märzmorgen Blumhardt und Hilde einander gegenüber. Der Vater korrigierte wie gewöhnlich an einem Beitrage herum, die Tochter, die sich im letzten Winter sehr eifrig mit dem Prüfen von Manuskripten beschäftigt hatte, entwarf wieder einmal einen Ablehnungsbrief an einen Autor. Es war ein Idyll, an dem die beiden alten Herren, die, von der Sonne jetzt voll beleuchtet, aus ihren schweren Rahmen auf die Nachfahren heruntersahen, ihre Freude gehabt haben würden. Man hörte nur das leise Kritzeln der Feder, das Ticken der Empireuhr, das Tröpfeln in den Röhren der Dampfheizung und zwischendurch, gleich Lauten aus einer andern Welt, das gedämpfte Rattern der Wernickeschen Schnellpressen, das Rollen der Lagerwägelchen und die hallenden Schritte des hin und her gehenden Personals auf den zementierten Korridoren. Die Katteen, die im Privatkontor überwinterten, standen, ein wenig verstaubt, auf der Fensterbank und den vor der Balkontür aufgestellten Blumentreppen und erhöhten den behaglich-patriarchalischen Charakter des Raumes, der als eine Insel des

Friedens von den ruhelosen Wogen neuzeitlichen Geschäftslebens umbrandet wurde.

Der weißhaarige Mann legte den sorgfältig gespitzten langen Bleistift aus der Hand und ließ, während er sich eine Zigarette ansteckte, den Blick durch das Fenster schweifen. „Daß unsere Kastanie noch immer keine Knospen treibt!“ sagte er. „Wir haben schon März, und wenn der Winter diesmal auch außerordentlich streng war und lang anhielt, so müßte der Baum doch nun wieder verraten, daß der Saft zu steigen begonnen hat. Vielleicht hat er noch gar nicht gemerkt, daß der Frühling naht, was ja auch nicht weiter verwunderlich wäre, da er viel zu wenig Sonne bekommt. Da sind wir, die wir ja auch in diesem hohen Backsteinkasten eingesperrt sind, doch besser daran: wir merken's schon an den Remittenden, die dieses Jahr wieder einmal sehr zeitig einlaufen.“

Hilde betrachtete den Vater mit einem prüfenden Blick. Sein Optimismus trieb auch in der Schattenkühle des Wernickeschen Arbeitspalastes Knospen und Blüten, und sogar das Eintreffen der „Krebse“, der unverkauften Verlagswerke, die aus den Läden der Sortimentsbuchhändler zurückkehrten, erfüllte ihn mit frohen Lenzesahnungen.

Sie war mit ihrem Briefe fertig geworden und reichte dem Vater den Entwurf zur Begutachtung hin. „Hast du nicht noch andere Arbeit für mich? Vielleicht rein buchhändlerische?“ fragte sie. „Da die Ostermesse dieses Jahr so früh fällt, werden die Herren im Kontor wohl Hilfe brauchen können.

Ich habe den Eindruck, als hätten sie große Mühe, durchzukommen. Und so viel verstehe ich ja auch vom Geschäft, daß ich Remittenden abstreichen und die Verbuchungen auf den Konten vornehmen kann."

Hildens Vorschlag kam Blumhardt ein wenig überraschend. Daß sie ihm redaktionelle Arbeiten abnahm und für den Buchverlag Manuskripte prüfte, war für ihn selbstverständlich, daß sie sich jedoch auch mit Dingen zu befassen gedachte, die zwar notwendig waren, die ihm aber bei seinem gänzlichen Mangel an kaufmännischem Sinn als nebensächlich erschienen, wollte ihm nicht recht in den Kopf. Das hatte er selbst nie getan, und deshalb war er der Ansicht, daß es auch seine Tochter nicht nötig habe. „Wir sind in der Zeit vor der Ostermesse früher ohne Hilfskräfte ausgekommen und müssen's auch diesmal," sagte er. „Der dicke Hunger macht von seiner Arbeit immer viel Aufhebens; daran bin ich schon gewöhnt. Mit den drei jüngeren Gehilfen und dem Lehrling muß er auskommen, und er wird's auch können, wenn er sich dazuhält und seine Leute richtig anstellt. Hilft man ihm, so wird er in Zukunft nie mehr fertig, und dann bin ich schließlich gezwungen, selbst mit zuzugreifen und mechanische Arbeiten zu erledigen. Das aber kann und will ich nicht. Ich habe mit der ‚Aurora' und mit der Autorenkorrespondenz gerade genug zu tun. Nahezu meine ganze Zeit muß ich auf das Zurechtmachen der Manuskripte verwenden, und du weißt ja, daß ich bis in die späte Nacht darübersitze. Da-

für finde ich aber auch die Anerkennung der wirklich gebildeten Leser, und Geheimrat Riese im preußischen Kultusministerium hat mich erst in seinem letzten Briefe den Getreuen Eckard der deutschen Sprache genannt. Nein nein, das rein Buchhändlerische muß ich Hunger überlassen, der ja lang genug bei uns ist. Er besorgt es gut und gewissenhaft, davon bin ich fest überzeugt. Der Absatz ist jetzt besser als je, und die Zahl der ‚Aurora'-Abonnenten ist wieder sehr schön in die Höhe gegangen." Und, als müsse er der Tochter den Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung liefern, gab er durch den zweimaligen Druck auf den Klingelknopf das Zeichen, das den alten Gehilfen ins Privatkontor rief.

Wie immer erschien der dicke Herr schnellfüßig, wenn auch ein wenig asthmatisch schnaufend auf der Bildfläche.

„Nicht wahr, Herr Hunger, wir haben im neuen Jahre doch wieder schöne Zubestellungen auf die ‚Aurora'?" fragte der Prinzipal mit dem sonnigen Ausdruck der Zuversicht, der bei solchen Anlässen sein ganzes Wesen verklärte.

„O ja, Herr Blumhardt, bis gestern waren's achtunddreißig", erwiderte der Gehilfe, sich nach seiner Gewohnheit mit beiden Händen auf den Tisch stützend.

„Dann müssen wir doch bald beim dritten Tausend sein?"

„Nu nee, Herr Blumhardt, so weit sind wir denn doch noch nicht. Es kommen doch auch immer Abbestellungen."

„Na ja, einzelne Abbestellungen kommen auch; das versteht sich."

„Es sind diesmal sogar ziemlich viele, Herr Blumhardt."

„Wieviel werden's denn sein?"

„Im Januar waren's sechzehn, im Februar zehn und in diesem Monat sind's sicher auch ein Dutzend."

„Da hätten wir also eigentlich gar keine Zunahme?"

„Nee, eine richtige Zunahme haben wir nicht. Und wenn's erst auf den Sommer losgeht, kommen noch mehr Abbestellungen. Das ist nun mal nicht anders."

„Wie hoch ist denn jetzt der Abonnentenstand?"

„Am 1. Januar betrug die Auflage 2600. Da sind aber die hundertvierzig Freiexemplare und die fünfzig, die wir auf Lager behalten, mit dabei."

„Dann hätten wir also de facto 2410 zahlende Abonnenten. Das ist eigentlich ganz schön." Sein triumphierender Blick begegnete dem peinlich überraschten der Tochter.

„Was, Vater, nur 2410 Abonnenten? Und ich habe mir immer eingebildet, wir hätten wenigstens zehntausend."

Blumhardt mußte herzlich lachen. „I bewahre! Da hast du dir ganz falsche Vorstellungen gemacht," sagte er. „Ich kann mich noch sehr gut der Zeit erinnern, wo wir knapp zweitausend hatten. Mit 2410 bin ich schon recht zufrieden. Natürlich, noch

angenehmer wär's ja, wir hätten dreitausend. Da würden wenigstens die Kosten gedeckt. Aber wesentlich mehr als dreitausend wären vom Übel, denn dann ginge die persönliche Fühlung zwischen Redaktion und Lesern verloren, die für eine vornehme Zeitschrift so wichtig ist."

„Du setzt also bei der ‚Aurora' noch immer zu?" fragte Hilde in steigender Unruhe.

„Natürlich! Das ist auch nie anders gewesen," erklärte der Vater heiter. „Ich kann sie doch nicht eingehen lassen, weil sie nichts einbringt. Eine Zeitschrift, die mein Großvater gegründet hat, und die jetzt fünfundsiebzig Jahre besteht! So etwas fortzuführen betrachte ich als eine Ehrensache. Man darf nicht immer nur ans Verdienen denken, man muß auch Opfer bringen."

„Ja, wenn man aber Jahr für Jahr solche Opfer bringt, dann wird die Ehrensache auf die Dauer doch recht kostspielig", bemerkte das junge Mädchen, das schon längst gehegte bange Ahnungen bestätigt sah.

„Freilich, Geld kostet's eine ganze Menge," gestand Blumhardt vergnügt. „Hätte ich die vielen Tausende noch in Händen, die uns die ‚Aurora' in den fünfundsiebzig Jahren gekostet hat, so könnte ich heute mit dem Villenbau beginnen. Aber du mußt doch auch an den indirekten Nutzen der Zeitschrift denken, Hilde. Durch sie wird unser Buchverlag bekannt, sie verschafft uns auch Verbindungen mit Autoren. Irgendein periodisches Organ muß man als Verleger ja zur Verfügung haben.

Dafür machen wir mit den Büchern auch desto bessere Geschäfte. Nicht wahr, Herr Hunger, mit dem Absatz sind wir doch jetzt recht zufrieden?“

Der alte Gehilfe lächelte ein wenig unsicher. „O ja, Herr Blumhardt, manches geht jetzt ganz hübsch,“ erwiderte er, während er das Gewicht seines umfangreichen Körpers vom rechten seiner kurzen Beine auf das linke verlegte. „Vom Goethe in Halbpergament sind letzte Woche sogar zwei Partien ausgeliefert worden.“

„Na, siehst du, Hilde, damit können wir doch zufrieden sein!“ rief der Vater überglücklich. „Es ist famos, daß der Goethe noch immer so gut geht. In dem schlanken Oktavformat macht er sich aber auch zu appetitlich!“

„Es wird nur nichts dran verdient,“ meinte Hunger trocken. „Der Rabatt ist zu hoch, und der Preis für das feine Papier ist bei der Kalkulation zu niedrig angesetzt worden. Und dann hat die Druckerei eigens für unsere Goetheausgabe die neue Breitkopffraktur in Korpus angeschafft. Das hat die Herstellung auch verteuert.“

„Ist ja alles richtig, Herr Hunger,“ sagte der Prinzipal beschwichtigend. „Dafür haben wir aber auch eine der geschmackvollsten und textlich korrektesten Ausgaben. Das ist ebenfalls eine Ehrensache, für die kein Opfer zu groß ist. Wir verdienen ja an den übrigen Verlagsartikeln ein schönes Stück Geld. Haben Sie schon eine Ahnung, wie die Ostermeßsaldi ausfallen werden?“

„Läßt sich noch gar nicht sagen, Herr Blum-

hardt. Es wird, wie es scheint, wieder sehr viel disponiert.“

„Kann ich mir denken. Es muß aber doch auch viel abgesetzt sein.“

„Wir wollen's hoffen.“

„Der ‚König Laurin‘ zum Beispiel ist sehr gut verlangt worden,“ meinte Blumhardt mit unerschütterlichem Optimismus. „Wir mußten doch nahezu die ganze Auflage ausliefern.“

„Gerade vom ‚Laurin‘ kommen aber auch sehr viele Remittenden,“ behauptete Hunger. „Ich habe vorhin erst zehn Pakete ausgepackt, da war beinahe nichts anderes drin.“

„So? Dann wäre das Buch also nicht so gut gegangen, wie wir anfangs glaubten?“ fragte der Prinzipal, nun doch ein wenig ernüchtert.

„Längst nicht so gut. Sogar bei bar bezogenen Exemplaren wird um Umtausch ersucht.“

Blumhardt starrte eine Weile sinnend durchs Fenster. Dann verklärten sich plötzlich seine Mienen. „Wissen Sie, das freut mich eigentlich,“ sagte er. „Wir sollten ja doch nur das Versuchskaninchen spielen, und auf die vielen Bestellungen hin, die gleich nach Erscheinen des Buches kamen, ist dieser Herr Schlick von Wernicke mit Beschlag belegt worden. Daß er bei denen da drüben Redakteur geworden ist, habe ich ihm gar nicht übel genommen, denn von dem Ertrage seiner Bücher wird er ja nie leben können, aber daß er mit seinem zweiten Roman gleich zu Wernicke gegangen ist, das war nicht anständig von ihm.“

Drillhose erschien mit der Meldung, daß Herr Prokurist Hennig von Wernicke und Kompanie Herrn Blumhardt zu sprechen wünsche.

„Hennig? Was mag denn der wollen?“ fragte Blumhardt, der über die Störung um so ungehaltener war, als der Fall Schlick das ohnehin etwas gespannte Verhältnis zwischen den beiden Firmen nicht gerade verbessert hatte.

Der alte Gehilfe zog sich zurück, und Hennig trat ein. Er begrüßte Vater und Tochter mit der ihm eigenen Unbefangenheit und erkundigte sich bei Hilde, was die Kunst mache.

„Augenblicklich ruht sie noch im Winterschlaf“, erwiderte das junge Mädchen heiter.

„Winterlandschaften malen Sie wohl gar nicht?“ fragte er.

„Ich möchte schon, aber meine Mutter hat Bedenken gegen das Malen im Freien bei kaltem Wetter.“

„Da kann ich Ihrer Frau Mutter nicht so unrecht geben. Ich bin ja, wie Sie wissen, sehr für frische Luft, aber nur wenn man sich draußen tüchtig bewegt. Das stundenlange Stehen vor der Staffelei bei solcher Witterung, wie wir sie seit Weihnachten gehabt haben, kann der Gesundheit unmöglich zuträglich sein.“

Sie war aufgestanden und machte Miene, zu gehen.

„Aber bitte, Fräulein Hilde, lassen Sie sich durch meinen Besuch nicht stören. Ich möchte Sie durchaus nicht vertreiben“, sagte er.

„Sie haben mit Vater doch vielleicht etwas zu besprechen, wobei meine Anwesenheit unerwünscht ist“, meinte sie.

„Ganz und gar nicht!“ versicherte er. „Es handelt sich um eine ziemlich belanglose Angelegenheit.“

„Ich könnte mir auch nicht denken, daß mir Herr Prokurist Hennig von Wernicke und Kompanie ein Geheimnis anzuvertrauen hätte,“ bemerkte der Vater etwas von oben herab. Und er setzte, um eine Note höflicher, hinzu: „Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Hennig. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich komme eigentlich mehr im Auftrage des Wernickeschen Kommissionsgeschäfts,“ erklärte der Prokurist. „Da Ihnen jedoch unser Herr Blau persönlich kaum näher bekannt ist, meinte der Herr Konsul, es würde Ihnen wohl angenehmer sein, wenn ich bei Ihnen vorspräche.“

„Sie machen mich neugierig, Herr Hennig“, sagte Blumhardt, den Besucher ein wenig argwöhnisch musternd.

„Man hat bei uns schon seit längerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß die Barpakete Ihrer Firma beinahe jeden Tag von Ihren beiden Markthelfern abgeliefert werden. Erst kommt der alte — ich glaube, Bölte heißt er —, mit dem Gros der Pakete, und dann, gewöhnlich eine Stunde später, der andere mit einzelnen Nachzüglern. Das kann ja ein- oder zweimal vorkommen, aber wenn es regelmäßig geschieht, so macht es doch einen sonderbaren Eindruck.“

Blumhardt war bei dieser Auseinandersetzung

unruhig geworden. „Ja, Herr Hennig, ich weiß nicht recht, was Sie damit sagen wollen," bemerkte er kühl. „Wie das bei uns gehandhabt wird, kann Wernicke und Kompanie doch eigentlich ganz gleichgültig sein."

„Allerdings, uns könnte es schon gleichgültig sein, aber wir nahmen an, daß es Sie vielleicht interessieren würde."

„Verzeihen Sie, aber um die Auslieferung kann ich mich beim besten Willen nicht kümmern, dazu habe ich zuviel anderes zu tun," erklärte Blumhardt. „Sie erlauben wohl, daß ich meinen Herrn Hunger zu unserer Besprechung hinzuziehe?"

„Selbstverständlich! Der Herr ist doch wohl schon sehr lange bei Ihnen?"

„Über achtunddreißig Jahre." Er klingelte. „Sagen Sie mal, Herr Hunger, wie wird das mit den Barpaketen bei uns gehandhabt?" wandte er sich an den Eintretenden, der gerade beim Frühstück gewesen war und sich nun bemühte, den letzten Bissen hinunterzuschlingen. „Herr Hennig erzählt mir da eben, gewöhnlich käme zuerst Bölte und dann später auch noch Richter. Stimmt das?"

Der dicke Gehilfe warf dem Wernickeschen Prokuristen einen ebenso erstaunten wie ungläubigen Blick zu. „I wo! Die Barpakete trägt nur Bölte aus", versicherte er sehr bestimmt.

„Es wäre aber doch wohl denkbar, daß sie noch nicht alle gepackt wären, wenn Bölte loszieht, und daß der Rest von Richter hinübergeschafft würde?" meinte der Prinzipal.

„Das ist ganz unmöglich, Herr Blumhardt", erklärte Hunger mit überlegenem Lächeln.

„Es sind, wie gesagt, immer nur einzelne Pakete, die Ihr zweiter Markthelfer bringt, manchmal nur eins, manchmal auch zwei oder drei", sagte Hennig.

Hunger zuckte die Achseln. „Ich kann mich gar nicht darauf besinnen, daß Richter Barpakete zum Austragen bekommen hätte", erwiderte er.

Der Prinzipal empfand eine große Genugtuung. „Sie sehen, Herr Hennig, die Wahrnehmungen Ihres Herrn Blau müssen doch wohl auf einer Personenverwechslung beruhen."

„Sie glauben also nicht, daß Ihr zweiter Markthelfer unbefugterweise die Beträge einkassieren könnte?" fragte der Prokurist, deutlicher werdend.

„Ach so — unbefugterweise," wiederholte Blumhardt. „Ich muß gestehen, diese Frage überrascht mich etwas. Was meinen Sie dazu, Herr Hunger? Sie müssen Richter doch genauer kennen. Trauen Sie ihm so etwas zu?"

„Gemerkt habe ich noch nichts," antwortete der alte Gehilfe. „Es ist mir allerdings aufgefallen, daß Richter seit einiger Zeit ein ungewöhnliches Interesse am Geschäft zeigt. So habe ich mehrmals wahrgenommen, daß er die Bestellzettel durchsah, sobald sie von der Bestellanstalt herein waren."

„Das wäre an sich noch nichts Belastendes," meinte Blumhardt. „Geschäftsinteresse muß ich bei jedem meiner Angestellten voraussetzen."

„In diesem Falle scheint mir aber — verzeihen Sie diese persönliche Bemerkung! — noch etwas

anderes mitzuspielen als bloßes Geschäftsinteresse. Ich kenne, wie gesagt, Ihren Markthelfer nicht und habe also auch keinen Anlaß, ihn zu verdächtigen, aber sollte es nicht doch möglich sein, daß er bei der Durchsicht der Verlangzettel den einen oder den andern beiseite brächte und dann die betreffende Sendung gewissermaßen auf eigene Rechnung expedierte? Fakturen wird er ja wohl ausschreiben können, und den Quittungsstempel kann er sich vielleicht auch verschaffen."

Blumhardt, dessen grundehrliches Gemüt sich in solchen Dingen nur schwer zurechtfand, begann allmählich zu begreifen. „Sie meinen also, es könnte sich hier um Sendungen handeln, die gar nicht durch unsere Bücher gegangen wären?" fragte er.

„Jawohl. Ich will Ihnen auch sagen, was uns veranlaßt hat, der Angelegenheit unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie wissen doch, daß in der Königsstraße ein kleines Lokal ist, wo in der Hauptsache die Markthelfer aus dem Buchhandel verkehren?"

„So? Davon habe ich nie gehört", sagte der alte Herr.

Der Dicke wußte jedoch Bescheid. „‚Germanenhütte' heißt die Kneipe. Man bekommt dort ganz vorzügliche Schweinsknochen", berichtete er verklärten Antlitzes.

„Ganz recht. Unsern Leuten, die natürlich dort auch immer frühstücken, ist es aufgefallen, daß Ihr Richter in der letzten Zeit den Großartigen spielt,"

fuhr der Prokurist fort. „Er soll davon reden, daß er bei Ihnen eine Vertrauensstellung bekleide und ein entsprechendes Gehalt bezöge, und daß er sich mit der Absicht trüge, in Sellerhausen ein Hausgrundstück zu erwerben. Dabei scheint er sich aber zu widersprechen; so soll er zuweilen behaupten, er habe einen größeren Gewinn in der Lotterie gemacht, und dann will er von einer Tante in Kötzschenbroda vierzigtausend Mark geerbt haben. Wenn ich auch der letzte bin, der solchen Redereien Bedeutung beimißt, so scheint es mir in diesem Falle doch geraten, sie nicht ganz unbeachtet zu lassen."

„Das ist allerdings sonderbar," bemerkte Blumhardt, indem er mit Hunger Blicke wechselte. „Ich muß gestehen, auf mich hat Richter immer den Eindruck eines sehr bescheidenen, zurückhaltenden und dabei dienstfertigen Menschen gemacht. Ob wir einmal den alten Bölte hereinrufen?"

„Das würde doch vielleicht Aufsehen erregen," meinte Hennig. „Wenn auch kaum anzunehmen ist, daß er mit Richter unter einer Decke steckt —"

„Nein, davon kann keine Rede sein," beteuerte der Prinzipal mit großer Entschiedenheit. „Bölte ist schon achtundvierzig Jahre in meinen Diensten. Für den verbürge ich mich. Er ist ein Original, meinetwegen auch ein Dickkopf, aber treu wie Gold."

Dem stimmte auch Hunger bei. „Ach nein, Bölte macht solche Sachen nicht, das ist ganz ausgeschlossen", sagte er.

„Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, so möchte

ich Ihnen empfehlen, einmal eine Falle zu stellen," schlug Hennig vor. „Wir werden Ihnen gern dabei behilflich sein. Vielleicht in der Weise, daß wir auf Verlangzetteln einiger unserer Kommittenten verschiedene Werke Ihres Verlags bestellen. Sie brauchen dann nur dafür zu sorgen, daß Richter wieder Gelegenheit findet, das Zettelpaket durchzusehen. Präsentiert er dann an unserer Barpaketkasse das eine oder das andere dieser Pakete, so lösen wir es natürlich ein und legen Ihnen die Faktur vor, damit Sie die Fälschung feststellen können."

„Das wäre allerdings ein Weg, der Sache auf den Grund zu kommen," meinte Blumhardt. „Ich verstehe freilich noch immer nicht recht, welches Interesse die Firma Wernicke daran hat, eine Angelegenheit aufzuklären, die eigentlich eine ganz interne meines Hauses ist. Ihr Herr Konsul ist doch sonst gar nicht so ängstlich um mein Wohl besorgt."

Hennig schien die Anklage, die in den letzten Worten lag, geflissentlich zu überhören. „Unser Chef hat sich wohl zunächst durch die Erwägung leiten lassen, daß die Prinzipale verpflichtet seien, einander bei ihren Maßnahmen gegen unredliche Handlungen von Angestellten nach Kräften zu unterstützen," erklärte er. „Sodann glaubt er Ihnen persönlich aber auch um so mehr gefällig sein zu müssen, als Sie ihm in Konsulatsangelegenheiten doch schon wiederholt sehr wertvolle Dienste geleistet haben. Seit der junge Mann, der früher bei der Libreria nacional in Barcelona war, von

uns weg ist, haben wir unter unserm Personal ja leider niemand, der die spanische Sprache beherrscht."

Die Erwähnung seiner Lieblingssprache gab den Gedanken des alten Herrn eine völlig andere Richtung, und er sagte mit leuchtenden Augen: „Es ist sehr bedauerlich, daß Spanisch bei uns so wenig getrieben wird. Der ‚Don Quijote' ist meines Erachtens doch die bedeutendste Prosadichtung der Weltliteratur. Aber auch unter den neueren Autoren Spaniens ist manches starke Talent. José Zorrilla zum Beispiel. Einen im besten Sinne so volkstümlichen Dichter wie Zorrilla haben wir in Deutschland nie gehabt. Spanier durch und durch, schöpft er seine Stoffe aus den großen Überlieferungen seines Vaterlandes und beherrscht dabei die Form wie kaum ein anderer der Zeitgenossen. Bei Gelegenheit seines Todes — es muß zu Anfang der neunziger Jahre gewesen sein —, habe ich in einem längeren ‚Aurora'-Aufsatz auf seine Bedeutung hingewiesen und die Notwendigkeit einer vollständigen deutschen Übersetzung seiner Werke betont, aber eine solche ist leider bis heute noch nicht erschienen. Hätte ich mehr Zeit, so würde ich die Arbeit selbst in Angriff nehmen, denn er verdient wirklich, auch bei uns bekannt zu werden."

Sei es, daß der Wernickesche Prokurist von dem dringenden Bedürfnis, Zorrilla ins Deutsche zu übertragen, nicht so völlig überzeugt war, sei es, daß er sich nicht für berufen hielt, in dieser Angelegenheit seine Meinung zu äußern: jedenfalls

ließ er einige Augenblicke vergehen, bevor er wieder das Wort ergriff. Dann aber sagte er mit der unverkennbaren Absicht, die Besprechung zu beenden: „Wir werden's also, wenn Sie einverstanden sind, so machen, meine Herren. Am Donnerstag lassen wir Ihnen je einen Verlangzettel der Firmen Ruchenreuthersche Hofbuchhandlung in Detmold, Otto Runkel in Würzburg und Matthias Krasicki in Thorn zugehen, und dann werden wir ja sehen, wie sich die Sache weiterentwickelt. Entschuldigen Sie freundlichst die Störung!"

„Bitte sehr, Herr Hennig, ich bin Ihnen und der Firma Wernicke zu großem Danke verpflichtet. Sie haben wohl die Güte, mich dem Herrn Konsul angelegentlich zu empfehlen," erwiderte Blumhardt, den der Gedankenritt ins spanische Land offenbar wesentlich rosiger gestimmt hatte. Als der Besuch jedoch, von Hunger hinausgeleitet, gegangen war, kam über den alten Herrn eine große Ernüchterung. „Was soll man nun dazu sagen?" wandte er sich an seine Tochter. „Diese Schnüffelei in unsere Angelegenheiten gefällt mir ganz und gar nicht."

Hilde, die ihren Vater sehr genau kannte, wurde durch diesen plötzlichen Stimmungswechsel nicht sonderlich überrascht. „Ich finde es aber doch sehr freundlich von Wernickes, daß sie dich von ihren Wahrnehmungen in Kenntnis setzen", sagte sie ruhig.

„Freundlich! Nun ja, wenn da nur nicht etwas dahintersteckt! Ich traue der Gesellschaft nicht.

Was kann von einer Firma Gutes kommen, die drauf und dran ist, unsere ganze Literatur auf den Hund zu bringen? Offen gestanden: ich möchte mich lieber von meinen eigenen Leuten bestehlen lassen, als denen da drüben verpflichtet sein. Übrigens kann man ja noch gar nicht wissen, wie die Sache ausgeht. Es wäre immerhin möglich, daß Richter, wenn er die Unterschlagungen wirklich begangen hat, gar nicht in die Falle ginge. Das wäre für mich die angenehmste Lösung. Den Mann könnte ich mir bei geeigneter Gelegenheit ja einmal vornehmen."

Jetzt war es mit Hildens Geduld vorbei. „Verzeih', Vater, aber diesen Standpunkt verstehe ich einfach nicht," erwiderte sie. „Wer weiß, um welche Beträge dich Richter im Laufe der Zeit geschädigt hat! Ich begreife überhaupt nicht, wie so etwas in einem gutgeleiteten Geschäft möglich ist. Sollte Herr Hunger nicht doch überlastet sein? Ich habe den Eindruck, als hätte er bei den tausenderlei nebensächlichen Arbeiten, die er verrichtet, die Übersicht über das Ganze verloren. Vorgestern sah ich zufällig, wie er in der Packkammer einen Ballen zeichnete. Das ist doch keine Beschäftigung für einen Prokuristen."

Der alte Herr lachte laut auf. „Prokuristen! Er hat doch nur Postprokura. Im übrigen ist er Gehilfe wie jeder andere."

„Das scheint mir eben falsch zu sein. Einer muß sich doch um die Leitung des Geschäftes kümmern. Du kannst es nicht, weil du dich so gut

wie ausschließlich der Redaktion der ‚Aurora‘ widmest, die eben dein Steckenpferd ist.“ Sie hatte einen roten Kopf bekommen, und wenn in ihren Worten auch der Ton milder Überredung durchklang, der bei dem weißhaarigen Jüngling noch am ehesten zum Ziele führte, so entging dem Vater doch nicht, daß die Tochter seltsam erregt war.

„Liebes Kind, mir scheint, du machst dir ganz unnötige Sorgen,“ sagte er. „Die Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt besteht doch schon neunundachtzig Jahre. Warum sollen denn nun plötzlich große Änderungen eingeführt werden? Bloß weil ein Markthelfer unberechtigterweise — was für mich übrigens noch gar nicht so gewiß ist — bei Wernickes ein paar Barpakete abgegeben hat? Nein, nein, du siehst entschieden zu schwarz. Ich habe von den Menschen im allgemeinen immer eine bessere Meinung gehabt als andere und mich stets wohl dabei befunden.“ Und während er sich ganz gelassen an den Pflanzen auf der Fensterbank zu schaffen machte, mit der Papierschere einige verdorrte Stengelglieder einer Königin der Nacht abschnitt und von den saftigen Scheiben eines Feigenkaktus ein Dutzend weißbefilzter Läuse las, hielt er der Tochter einen wunderschönen Vortrag über die Notwendigkeit einer optimistischen Weltanschauung, dessen Wirkung jedoch durch den Umstand beeinträchtigt wurde, daß sie aus allen seinen Worten nur das Bestreben heraushörte, sich jeder Einmischung in den Gang des Geschäftes zu entziehen

und die Dinge in ihrem alten Schlendrian weitergehen zu lassen.

Als Hilde heute nach Hause ging, war sie zum erstenmal in ihrem Leben ernstlich bekümmert. Eine bange Ahnung sagte ihr, daß die Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt unaufhaltsam dem Untergang entgegensteuere.

Zwölftes Kapitel

Kantate, der große Fest- und Erntetag der Buchhändler, der alljährlich die Mehrzahl der im „Börsenverein“ zusammengeschlossenen Berufsgenossen aus Nord und Süd, aus Ost und West zur Abrechnung und zu wichtigen Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten nach Leipzig führt, ihnen aber auch nach sauren Arbeitswochen frohe Stunden der Geselligkeit beschert, war gekommen.

Der östliche Stadtteil hatte sein Festgewand angelegt: von den Geschäftspalästen der großen Leipziger Firmen grüßten Fahnen die fremden Gäste, und vor allem das Deutsche Buchhändlerhaus prangte im Schmucke der Flaggen der Bundesstaaten und der übrigen Länder, in denen der deutsche Buchhandel Fuß gefaßt hat.

Heute, am Montag vormittag, wo hier die Kommissionäre die Jahreszahlungen ihrer Sortimenterkommittenten an die Leipziger und an einen großen Teil der auswärtigen Verleger leisteten, glich der vielgiebelige Bau, der in der Formensprache der deutschen Frührenaissance an die Zeit gemahnt, da Gutenbergs weltbewegende Erfindung ihren Siegeszug antrat, einem Bienenhause. Der große Festsaal mit seinen farbigen Glasfenstern, den Decken- und Wandgemälden und den Bildnissen berühmter Buchhändler war heute öde und leer, und nur der

Dunst von kaltem Tabakrauch und dem verflüchtigten Geiste des edlen Weines zeugte davon, daß hier an den langen Tafeln am gestrigen Sonntag das große Festmahl stattgefunden hatte.

Dafür waren die Nebensäle um so belebter. Um die durch Firmenschilder kenntlich gemachten Zahltische der Kommissionäre drängten sich die Bevorzugten, die heute ihren Beutel füllen durften, und ganze Berge von Bargeld wechselten ihren Besitzer. Freilich, bei weitem nicht alle, die die Früchte ihrer Jahresarbeit zu ernten gekommen waren, sahen zufrieden aus: für viele brachte die große Abrechnung auch eine Enttäuschung. Aber das schien die gehobene Stimmung, die unter den Kommenden und Gehenden herrschte, nicht sonderlich zu beeinträchtigen: wer keine Veranlassung hatte, heiter zu sein, behalf sich mit einer entsprechenden Dosis Galgenhumor, schimpfte zwar weidlich auf den Sortimentsbuchhandel, der wieder einmal versagt habe, oder auf das liebe Publikum, das nur den Schund kaufe und für wirklich gute Bücher kein Verständnis zeige, tröstete sich jedoch mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und beschloß, einstweilen alle Sorgen zu vergessen und sich den vom Festausschuß für den heutigen Abend in Aussicht gestellten Genüssen mit ganzer Seele hinzugeben.

Vorher gab es freilich noch mancherlei zu erledigen. In den Versammlungsräumen tagten alle möglichen Ausschüsse von Berufsvereinigungen; Geschäftsfreunde warteten darauf, daß man ihnen in ihrem Kontor einen Besuch mache; mit Bekann-

ten von auswärts hatte man Besprechungen in den Gasthöfen verabredet; im Vorbeigehen wollte man noch mit einer Druckerei, Buchbinderei oder Kunstanstalt Vereinbarungen treffen, und schließlich hielt man sich auch für verpflichtet, einen Blick in die im Buchgewerbehaus eröffnete Ausstellung zu werfen. Zur Ausführung von so vielen Vorsätzen schien die verfügbare Zeit kaum auszureichen, denn Punkt zwei Uhr mußte man zum Mittagessen bei seinem Kommissionär antreten, das sich bis zu der Stunde auszudehnen pflegte, wo die vom Börsenverein gebotenen heiteren Veranstaltungen ihren Anfang nahmen.

Unter diesen Umständen beschränkten sich die meisten, die bei der Abrechnung einander begegneten, auf ein paar eilige Worte der Begrüßung, und auch da, wo sich Gruppen bildeten, verriet die Unterhaltung eine seltsame Hast. Man sprach über die Beschlüsse der Hauptversammlung, die der schon lang geplanten Reform des Börsenblattes und dem Erweiterungsbau des Buchhändlerhauses zugestimmt und den lebhaftesten Meinungsaustausch über die in Aussicht genommene Deutsche Reichsbibliothek und das unerschöpfliche Thema „Schmutz- und Schundliteratur“ gezeitigt hatte, und drückte seine Befriedigung über die Wiederwahl des Ersten Vorsitzenden aus, der die Zügel der Regierung des Börsenvereins mit so fester Hand führe und redlich bestrebt sei, den alten Gegensatz zwischen Verlag und Sortiment zu beseitigen. Dabei klangen so ziemlich alle deutschen Zungen lustig durcheinander:

das gutmütig-schnodderige Geschwafel des Berliners, der scharfe Dialekt des Schlesiers und der weiche des Sachsen, die rauhen Kehltöne des Schweizers, der Sprachsingsang des Rheinländers, das harte Stakkato des Balten, die behagliche Mundart des Schwaben, das korrekte Deutsch des Hamburgers, die kräftigen Naturlaute des Bayern und das liebenswürdige Geplausch des Österreichers. Und immer wieder hörte man die Frage variieren: „Wo sind Sie denn gestern abend gelandet, Herr Kollege? Wir sprachen uns ja im Ratskeller, und bei Aeckerlein sah ich Sie auch noch, aber dann waren Sie doch wohl plötzlich verschwunden?", worauf gewöhnlich eine Antwort erfolgte, die so ähnlich lautete wie: „Ich hatte noch eine Verabredung in Auerbachs Keller. Von da gingen wir in den Sachsenhof, und dann sind wir, glaube ich, ins Café Bauer gezogen. Aber das will ich nicht so ganz bestimmt behaupten; es kann auch ein anderes Lokal gewesen sein."

Natürlich tauschte man auch flüchtige Bemerkungen über Berufsgenossen aus, die gerade vorübergingen, und dazu schien keiner mehr Gelegenheit zu bieten als Konsul Wernicke, der in Begleitung seines zwerghaften Bruders mit dem Auto vorgefahren war und sich zu dem mit Banknotenstößen und Geldrollen bedeckten Tische begab, an dem Herr Blau, der Prokurist des Kommissionsgeschäftes, unterstützt von zwei Gehilfen, die Saldi an die Verleger auszahlte und die an den eigenen Verlag gezahlten einkassierte. Man beobachtete mit

stillem Neid, wie die beiden Herren sich einen bedeutenden Betrag, den der Prokurist schon abgezählt beiseite gelegt hatte, aushändigen und in einem Leinwandbeutel durch einen der Angestellten zum Auto tragen ließen, worauf sie, ohne mit irgend jemand ein Wort zu wechseln, zur Kreditanstalt davonfuhren. Ja, an der „Phöbus-Bücherei“ wurde ein schweres Geld verdient, das konnte man schon an dem gewichtigen Sack erkennen, und dabei wußte man, daß die Haupteinnahmen noch dazu durch die Barbestellungen einkamen! Ja ja, wer wie Wernicke literarische Fabrikware in Massenauflagen erzeugte und wacker die Reklametrommel rührte, der machte eben das Geschäft, und die anderen, die noch der Ansicht huldigten, daß man dem bücherkaufenden Publikum nur das Beste bieten dürfe, waren lächerliche Ideologen, denen kein Gott mehr helfen konnte!

Und doch, und doch: so mancher, der draußen vor dem Portal des Buchhändlerhauses dem die Hospitalstraße hinunterschnaubenden Auto nachschaute, fühlte sich bei dem Gedanken gehoben, daß er zwar ohne einen schweren Beutel, dafür aber mit dem Bewußtsein heimkehren werde, nie ein Buch gegen seine bessere Überzeugung verlegt, nie seine Seele dem schnöden Mammon verkauft zu haben!

Nur zwei kleine Verlegerkommittenten des Hauses Wernicke, Herr Stanislaus Wasianski aus Krotoschin, der polnische Gebetbücher druckte, und Herr Aloys Kandelhuber aus St. Pölten, dessen Hauptver-

lagsartikel Holzberechnungstabellen waren, hatten mit Blicken ehrfurchtsvoller Bewunderung den erfolggekrönten Mann an sich vorübergehen lassen. Für ihren Neid wie für ihre Kritik stand er zu hoch, und was sie in diesem Augenblick empfanden, war nichts als das Glücksgefühl, mit diesem Krösus geschäftlich verbunden zu sein und sich in seinem Glanze sonnen zu dürfen. Und deshalb fragte Herr Kandelhuber den Kollegen aus der Provinz Posen bei der Verabschiedung so laut, daß es alle Umstehenden hören mußten, ob man sich beim Wernickeschen Kommittentenessen treffen werde, was Herr Wasianski natürlich mit demselben Stimmaufwand bejahte.

Und als sie dann, festlich befrackt, zwei Stunden später im Empfangssalon der Villa einander wieder begegneten, wo der Konsul und seine Gattin die Gäste mit bezaubernder Verbindlichkeit bewillkommneten, da wußten beide, daß der Glanz- und Höhepunkt der Kantatefeier jetzt erst für sie gekommen sei, und sie fühlten sich als gleichberechtigte Mitglieder einer Gemeinschaft, die nur durch die Arbeit an den höchsten Kulturaufgaben und — woran man jedoch nicht gern erinnert sein wollte — durch das Debet im Hauptbuche der Firma Wernicke und Kompanie zusammengehalten wurde. Das heißt, als so ganz gleichberechtigt mit ihnen konnten sie manche der Kollegen, die hier, zu Gruppen vereint, in lebhafter Unterhaltung beisammenstanden und auf das Signal zum Beginn der Tafelfreuden warteten, doch nicht betrachten, denn sie selbst waren

ja Verleger, und unter den Anwesenden gab es auch viele Sortimenter, die in der Wertschätzung der Herren Kandelhuber und Wasianski eine Stufe tiefer standen, wenigstens wenn sie so kleine Hinterwäldler waren wie Herr August Ebersberger aus Klein-Krähenwalde, der sich, von der kalten Pracht des Wernickeschen Heims geblendet, schüchtern in einen Winkel drückte und den aussichtslosen Versuch unternahm, seine Hände in den von seiner Frau geborgten weißen Handschuhen unterzubringen. Kein Wunder, daß der Herr aus Krotoschin dem Berufsgenossen aus St. Pölten gegenüber lieblose Bemerkungen über Leute machte, die nur zur Messe kämen, um ihre Kommissionsspesen „wiederherauszufressen“!

Aber dem klugen Konsul kam es heute nicht nur darauf an, eine Schar von Leuten, die mehr oder weniger von ihm abhängig waren, durch die Ehrungen einer großartigen Gastfreundschaft noch fester an sich zu ketten: er beabsichtigte auch, aufs neue für sein weltbewegendes Verlagsunternehmen Stimmung zu machen, und deshalb war ihm der kleinste Wald- und Wiesensortimenter an seiner Tafel lieber als die titel- und ordengeschmückten großen Verleger, von denen er ganz genau wußte, daß sie über seine Zwei-Mark-Bände die Nase rümpften. In weiser Voraussicht hatte er unter seine buchhändlerischen Geschäftsfreunde auch ein halbes Dutzend maßgebender Persönlichkeiten aus der literarischen Welt verteilt, Männer, die ihm verpflichtet waren, und bei denen er darauf rechnen konnte, daß sie

im gegebenen Augenblick den Ruhm seines Verlages sehr vernehmlich verkünden würden. Und so sah es beinahe wie ein abgekartetes Spiel aus, als sich gleich nach der Begrüßungsrede des Gastgebers Doktor Röttwitz, der Erste Vorsitzende der Deutschen Zentralstelle für Volksbildung, erhob und in hohen Tönen ein Loblied auf den Verleger Wernicke anstimmte, der an „Großzügigkeit" nicht hinter dem Kommissionär Wernicke zurückstehe. Wie dieser die Elite des Buchhandels um sein Panier geschart habe — hier lächelten sämtliche Kommittenten geschmeichelt! — und — das sei ihm erst eben wieder von einem Kommittenten versichert worden — kein Opfer scheue, um den mannigfachen Wünschen seiner Klienten gerecht zu werden, so sei es jenem gelungen, die besten Autoren der Gegenwart in seiner einzig dastehenden „Phöbus-Bücherei" zu vereinigen. Und da er in der richtigen Erkenntnis, daß man das Gute mit allen Mitteln fördern müsse, durch seine nie ermüdende Werbearbeit für die schmucken und inhaltlich gediegenen Bände den Sortimentsbuchhandel in seinen Bemühungen um die Verbreitung guter Literatur — hier lächelten die Sortimenter geschmeichelt! — wirksam unterstütze und das deutsche Publikum zu einem geläuterten Geschmack erziehe, so gebühre ihm der Ehrentitel eines neuen Praeceptor Germaniae.

Man stimmte in das auf den Gastgeber ausgebrachte Hoch teils aus Überzeugung, teils aus purer Höflichkeit gegen den Gefeierten ein, aber es gab

an der langen Tafel manche, die sich dabei einen kleinen Zwang antun mußten. Zu diesen gehörte auch Herr Waldemar Blumhardt, der als Mieter und Nachbar alljährlich zum Wernickeschen Kommittentenessen gebeten wurde, auch immer hinging, sich aber hinterher jedesmal vornahm, im nächsten Jahr die Einladung dankend abzulehnen. Sein ohnehin etwas gespanntes Verhältnis zum Konsul, dem er nicht recht verzeihen konnte, daß er ihn durch den Ankauf des den Blumhardtschen Erben gehörenden Grundstücks um das vornehm-bescheidene Heim und den alten Garten gebracht hatte, war seit dem Erscheinen der „Phöbus-Bücherei" nicht besser geworden, und so kam er sich im Kreise von Wernickes Getreuen diesmal überflüssiger als je vor.

Ein weiterer Mißvergnügter war Kurt Arnold Schlick. Er hielt sich mit Recht für den geistigen Leiter des Unternehmens; ihm war es gelungen, eine wirklich sehr stattliche Anzahl von namhaften Mitarbeitern heranzuziehen, wobei allerdings das von Wernicke bewilligte hohe Honorar eine mindestens ebenso überzeugende Werbekraft haben mochte wie das von Schlick entworfene Anschreiben; er beschäftigte sich Tag und Nacht mit der Erfindung wirksamer Titel und schenkte den Autoren die herrlichsten Ideen, und dennoch hatte Doktor Köttwitz seiner mit keinem Worte gedacht! Er gönnte dem Konsul den finanziellen Erfolg von ganzem Herzen, aber es wurmte ihn, daß der Mann, der nie einen Blick in ein Manuskript warf, und der ihm die ganze redaktionelle Arbeit überließ, nicht nur als der Ver-

leger, sondern auch als der Spiritus rector gefeiert wurde. Aber er schwieg zunächst dazu, beteiligte sich auch nicht an der Unterhaltung seiner Tischnachbarn und suchte seinen Groll im Saft der Reben zu ertränken.

Es war natürlich, daß die Trinksprüche, die hier ausgebracht wurden, die Erinnerung an die freilich weit bedeutsameren Tischreden weckten, die gestern beim großen Festmahl im Buchhändlerhause gehalten worden waren, von denen man jedoch bei der bekannten schlechten Akustik des schönen Saales nicht allzuviel verstanden hatte. Heute kannte man nun ihren Inhalt aus den stenographischen Berichten, und so wurden lebhafte Erörterungen darüber angestellt, besonders über die verheißungsvollen Worte des Oberbürgermeisters, aus denen die Bereitwilligkeit des Rates und der Stadtverordneten hervorging, dem Börsenverein ein Areal zur Errichtung der seit langem geplanten Deutschen Zentralbibliothek zur Verfügung zu stellen. Mit womöglich noch einhelligerem Behagen besprach man die „Rede“ des Kollegen Otto Petters aus Heidelberg, bei der die Kunst der Stenographen versagen mußte, weil dieser erfindungsreiche Apostel der Wohltätigkeit sich bei seinem Werbeaufruf für die buchhändlerischen Hilfskassen auf ein die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen von der tiefsten Verzweiflung bis zur höchsten Freude widerspiegelndes stummes Mienen- und Gebärdenspiel beschränkt hatte.

Wie Heldenruhm neue Helden weckt, so pflegt

auch die Anerkennung, die ein Redner, und wäre es wie in diesem Falle auch nur ein stummer, findet, andere, sonst ganz harmlose Menschen zu Rednern zu machen. Es war also nicht weiter verwunderlich, daß mitten in die vielstimmige Unterhaltung hinein Herr Obermüller aus Neustadt an der Orla ans Glas klopfte und sich zu einem Trinkspruch erhob, worin er, angeblich im Namen der Wernickeschen Sortimenterkommittenten, den Gastgeber als das Ideal eines Kommissionärs feierte. Aber auch dieses Lob verwandelte sich schließlich wieder in einen Panegyrikus auf den Verleger Wernicke, von dem der Redner behauptete, daß er durch sein neues Unternehmen dem Sortimentsbuchhandel ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten eröffne und, weil er es verstanden habe, der „Phöbus"-Sammlung den Stempel seines erlesenen literarischen Geschmacks aufzudrücken, das Bildungsniveau des Publikums in erfreulicher Weise hebe. „Von wem könnten, meine Herren Spezialkollegen, die Interessen des Sortiments besser vertreten werden als von unserm verehrten Freunde, der kein Opfer scheut, um uns die Bücher zu liefern, nach denen unsere Kundschaft lechzt?" so etwa schloß er. „Lassen Sie uns bei jedem ‚Phöbus'-Band, den wir verkaufen, dankbar des großen Mannes gedenken, dessen Anregungen unsere schönwissenschaftliche Literatur so wunderbar befruchten, und dessen sorgfältig sichtende Hand uns die Gewähr dafür bietet, daß unter der Ägide seines Weltverlages nur Meisterwerke ans Licht treten!"

Herr Kurt Arnold Schlick, der schon in dem Zustande war, worin es ein deutscher Mann verschmäht, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, ließ einige halblaute Zwischenbemerkungen fallen, die seine Tischnachbarn mit Entsetzen erfüllten. Ein paar Besonnene, die um jeden Preis verhüten wollten, daß verletzte Eitelkeit die Stimmung des Festes trübe, und die zugleich das Bedürfnis empfanden, sich und den Umsitzenden über die peinlichste Verlegenheit hinwegzuhelfen, brachten etwas gewaltsam die für den Abend bevorstehenden geselligen Unterhaltungen aufs Tapet, einen Gegenstand, von dem sie erwarten zu dürfen glaubten, daß er wie kein anderer geeignet sei, beruhigend auf das erregte Gemüt des Redakteurs zu wirken. Einer von ihnen, der einem Mitgliede des Festausschusses nahestand, konnte den Schleier des Geheimnisses, der bis zur letzten Stunde über den humoristischen Veranstaltungen des Kantatemontags zu liegen pflegte, lüften und berichtete, ein vorzeitig erobertes Programm entfaltend, daß man Varietéaufführungen zu erwarten habe, die gleichzeitig auf den beiden Bühnen des Kristallpalastes stattfinden und natürlich eigens auf die buchhändlerischen Ereignisse des letzten Jahres zugeschnitten sein würden. Was er von den einzelnen Nummern mit ihren witzigen Anspielungen verriet, war für alle in die Verhältnisse Eingeweihten vielversprechend; Herr Schlick jedoch, der von den inneren Angelegenheiten des Buchhandels so gut wie nichts wußte und noch immer an seinem Ärger

würgte, saß, kühl bis ans Herz hinan, dabei und hielt sich jetzt an den Markobrunner, da man ihm den Josephshöfer, dem er schon im Übermaß gehuldigt hatte, mit arger List vorenthielt.

Ein alter Herr drückte sein Bedauern darüber aus, daß man vom Festausschuß seit einigen Jahren nur noch Varieté- oder gar Zirkusvorstellungen geboten bekomme, während die Lustspiele und Possen aus dem Buchhandel, wie man sie früher immer genossen habe, doch viel unterhaltsamer gewesen wären. Aber da wurde ihm erwidert, für die Mehrzahl von Leuten, die vor der Vorstellung vier Stunden lang bei einem Kommittentenmahl gesessen hätten, wären die Stücke meist zu literarisch und deshalb nicht leichtverdaulich genug gewesen, ganz abgesehen davon, daß die Satire der bösen Festdramatiker nicht einmal vor einer so ehrenwerten Institution wie dem Akademischen Schutzverein haltgemacht habe.

Der alte Herr, der solche Bedenken nicht gelten lassen wollte, und der vor allem die Ansicht verfocht, daß gebildete Menschen einen in heiterm Kreise auf sie gemünzten Scherz niemals übelnehmen würden, wurde durch einen neuen Tafelredner unterbrochen. Es war Herr Robert Herzog — im Hause Wernicke etwas unpersönlich „Nummer 56" genannt —, der Verfasser der „Johannisnacht", der seinen Ruhm dem Umstand verdankte, daß ihn die bücherkaufenden Zeitgenossen mit Rudolf Herzog verwechselten. Er fühlte sich gedrängt, auf das vorbildliche Verhältnis hinzu-

weisen, das zwischen dem Verleger und seinen Autoren bestehe, und rühmte mit rührender Unbefangenheit die ungemein taktvolle und durchaus individuelle Behandlung, die der Konsul jedem einzelnen der „Phöbus“-Mitarbeiter angedeihen lasse.

„So siehste aus!“ rief plötzlich Schlick, der nicht mehr seiner Sinne Meister war, mit herausforderndem Lachen.

Der Redner überhörte geflissentlich den unparlamentarischen Zwischenruf und fuhr in seinem Loblied auf den großen Mann unbeirrt fort.

„Mundus vult decipi, ergo decipiatur!“ zitierte der Redakteur mit erhobener Stimme.

„Für mich ist es jederzeit ein hoher Genuß, einen Brief unseres verehrten Gastgebers zu lesen,“ versicherte Nummer 56 mit Nachdruck, „man merkt aus jeder Zeile, wie sehr ihm das Wohl der Schriftsteller am Herzen liegt.“

„Ausgeschlossen! Aus—ge—schlos—sen!“ schrie Schlick. „Alles Stuß! Alles Schwindel! Wenn Sie nicht den Dusel hätten, jawohl den Du—sel, Herzog zu heißen, würde Ihnen der Konsul sagen: Rutschen Sie mir den Buckel, jawohl den Buk—kel he—runter!“ Und sich mit einer Träne im glasigen Auge an den von diesem unerwünschten Zwischenfall höchst peinlich berührten Herrn Blumhardt wendend, der ihm schräg gegenübersaß, begann der Berauschte eine Jeremiade über seine Riesendummheit anzustimmen, die ihn dazu verführt habe, sich der elenden Bücherfabrik, in der niemand seine

Leistungen zu würdigen wisse, mit Haut und Haaren zu verkaufen.

Weiter kam er jedoch nicht, obwohl er offenbar noch mancherlei auf dem Herzen hatte, denn ein paar entschlossene Männer faßten ihn unter die Arme und brachten ihn unter sanftem Zuspruch erst in den Wintergarten und dann an die frische Luft, worauf er in ein Auto gesetzt und unter der Obhut eines Lohndieners nach Hause befördert wurde.

Der Konsul aber erklärte milde, er habe den geistigen Kollaps des wackern Herrn längst erwartet, denn der bedauernswerte Mann sei hochgradig nervös und pflege sich trotz allen Abmahnungen in unverantwortlicher Weise zu überarbeiten.

*

Währenddessen saß Hilde Blumhardt im Privatkontor ihres Vaters und bemühte sich, aus den Büchern einen Einblick in die Geschäftslage zu gewinnen. Hunger, der in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen von heftigen Ischiasanfällen heimgesucht wurde, fehlte wieder einmal, und so war das junge Mädchen heute völlig ungestört. Wenn Hilde es auch schon seit einiger Zeit durchgesetzt hatte, daß man sie nun auch buchhändlerische Arbeiten verrichten ließ, so wurde es ihr doch sehr schwer, sich in der Buchführung zurechtzufinden, besonders, da diese von dem alten Gehilfen in wenig übersichtlicher Weise gehandhabt wurde. Mit den Buchhändler-Rechnungskonten wußte sie ja einigermaßen Bescheid, aber um die Führung des

Hauptkalkulationsbuches, der Verlagskontri, des Autoren- und des Unkostenbuches hatte sie sich bisher ebensowenig gekümmert wie um die Abrechnung mit den Kommissionären, und sie mußte ihren ganzen Scharfsinn zusammennehmen, um die verworrenen Fäden zu entwirren, die sich von jedem der Geschäftsbücher zu den andern hinüberspannen.

Wenn sie über diese oder jene Frage Aufschluß brauchte, wandte sie sich an die jüngeren Gehilfen, merkte dabei jedoch nur zu bald, daß diese von dem, was sie zu wissen wünschte, kaum eine Ahnung hatten. Herr Seifert verschanzte sich hinter die Behauptung, der erste Gehilfe lasse grundsätzlich keinen andern an die Bücher heran, und Drillhose, dem Hildens Einmischung in diese Angelegenheiten unendlich komisch vorkam, äußerte sogar Zweifel daran, daß Hunger selbst auf Grund der Bücher genaue Auskunft erteilen könne.

Schließlich rief Hilde den alten Bölte herein, zu dem sie ein unbegrenztes Vertrauen hegte, und der in der Tat über den Geschäftsgang ganz leidlich unterrichtet war. Das Gespräch, das sie mit ihm führte, kam zufällig auch auf den entlassenen Markthelfer Richter, und so hatte der wackere Alte wieder einmal Gelegenheit, ein paar Pröbchen seiner goldenen Lebensweisheit zum besten zu geben. „Der Richter ist immer ein Duckmäuser gewesen," erklärte er, „das können Sie schon daran erkennen, daß er in den sechs Jahren, wo er bei uns war, nicht ein einziges Mal mit dem Herrn Krach gehabt hat. Vor solchen Leuten soll man sich hüten. Wer ein

Duckmäuser ist, der ist auch ein Mausehaken, das ist eine alte Geschichte. Wer weiß, wie lange der Richter schon in seine Tasche gewirtschaftet hat! Es fällt kein Laster vom Himmel, und früh krümmt sich, was ein Meister im Beschummeln werden will. Aber Segen ist bei so was nicht dabei, denn der Krug geht so lange zu Wasser, bis der Brunnen zugemacht wird, wie es ja auch in dem schönen Liede heißt: Üb' immer Treu' und Redlichkeit, bis du mausetot bist."

„Sagen Sie, Herr Bölte, da finde ich eben eine unbezahlte Buchbinderrechnung über 3200 Leinenbände ‚Meltzer, Sachsens Sagenwelt'," unterbrach das junge Mädchen den Redestrom des alten Angestellten. „Wie kommen wir dazu, von einem Buche, das seit Jahr und Tag kaum noch verlangt wird, den ganzen Auflagerest binden zu lassen?"

„Ja, Fräulein Hilde, das ist 'ne ganz eigentümliche Geschichte," erwiderte der Markthelfer mit verlegenem Lächeln. „Wir haben die Bücher binden lassen müssen, weil Graupenbach sie broschiert nicht nehmen wollte. Die sind nämlich, mit Respekt zu sagen, verramscht worden."

„Haben Sie eine Ahnung, was Graupenbach dafür bezahlt?"

„Zweiundnenhalben Neugroschen fürs Stück. Viel ist es ja nicht, aber man muß Gott für alles danken."

„Fünfundzwanzig Pfennig für das Exemplar? Und da lassen wir sie vorher noch binden und zahlen für den Einband dreißig Pfennig? Wie ist das

möglich? Da setzen wir ja am Einband allein jedesmal fünf Pfennig zu?"

„Nu eben, Fräulein! Das ist es ja gerade: bei jedem Stück legen wir 'nen Fünfer drauf. Aber von Graupenbach bekommen wir das Geld gleich herein, und die Buchbinderei brauchen wir erst in drei Monaten zu bezahlen. Sie müssen nämlich bedenken: am 1. April war Sie die Miete wieder mal fällig, und da wollten wir Wernickes doch nicht warten lassen. So was macht ja allemal einen dummen Eindruck. Nu, und weil's bis zur Kantateabrechnung noch fünf Wochen war, haben wir eben das Geschäft mit Graupenbach gemacht. Das ist nun mal nicht anders. Irgendwoher muß das Geld doch kommen."

Hilde hatte zwar die dunkle Empfindung, als ob der alte Mann, der sich da etwas schwerfällig vor ihr hin und her bewegte und mit dem Zipfel seiner blauen Schürze gewohnheitsmäßig die geschnitzten Stuhllehnen abwischte, noch weiterrede, aber sie verstand von dem, was er sprach, kein Wort mehr. Erschüttert von ihrer schlimmen Entdeckung starrte sie wie geistesabwesend in den klaren Maiabend hinaus, und dabei blieb ihr Blick auf der Kastanie haften, die ihre in diesem Frühling völlig kahl gebliebenen Äste in stummer Klage zum blauen Himmel emporreckte, während auf dem von der scheidenden Sonne beschienenen First des Hintergebäudes eine Amsel fröhlich ihr Lied schmetterte.

Dreizehntes Kapitel

Gestern, am letzten Julisonntag, war Hennig von einer längeren Urlaubsreise heimgekehrt, und heute, am Montag, hatte er zum erstenmal wieder an der Konferenz im Privatkontor des Chefs teilgenommen. Als sich die Abteilungsleiter mit den für sie bestimmten Posteingängen zurückzogen, rief ihn Wernicke, der bereits wieder seinen Platz am Schreibtisch eingenommen hatte, noch einmal zu sich. „Es ist gut, daß Sie wieder da sind, Herr Hennig. Sie haben mir in den vier Wochen doch manchmal recht gefehlt."

„Ist denn alles glatt gegangen?" fragte der Prokurist, der sich über die letzte Bemerkung des Konsuls ein wenig wunderte, dessen Art es sonst nicht war, seinen Angestellten das Zeugnis ihrer Unentbehrlichkeit auszustellen.

„Selbstverständlich! Es wäre auch schlimm, wenn in einem wohleingerichteten Betriebe nicht alles wie am Schnürchen ginge, auch wenn einmal jemand fehlt," beeilte sich der Chef zu versichern, den es offenbar schon reute, daß er sich durch das ihm entschlüpfte Eingeständnis eine Blöße gegeben hatte. „Es liegen allerdings ein paar Kleinigkeiten vor, über die wir bei Gelegenheit einmal reden müssen," setzte er hinzu. „Oder haben Sie jetzt einen Augenblick Zeit? Dann, bitte, holen Sie sich

einen Sessel her und nehmen Sie Platz! Es ist vielleicht besser, daß wir diese Angelegenheiten gleich erledigen." Und während Hennig einen der Klubsessel an den Schreibtisch schob, begann der Konsul: „Während Ihrer Abwesenheit ist die Inventuraufnahme des Lagers beendet worden. Dabei hat sich leider herausgestellt, daß manche unserer Bände doch nicht so gehen, wie sie sollten. Das war ja vorauszusehen, denn wir müssen ja erst Erfahrungen sammeln, und es läßt sich auch bis zu einem gewissen Grade ertragen. Aber eben doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wird die Zahl der Nummern, die liegenbleiben, oder deren Absatz hinter dem der anderen wesentlich zurückbleibt, zu groß, so fällt unsere ganze Kalkulation über den Haufen. Wir dürfen uns dieser Erkenntnis nicht verschließen, und ich muß gestehen, daß sie mich in der letzten Zeit schon einige schlaflose Nächte gekostet hat. Sie kennen ja meinen Grundsatz, daß kein Band besser oder schlechter als die anderen sein sollte. Man darf die Bücher nicht kaufen, weil sie besonders gut sind, sondern weil die Marke ‚Phöbus' und die Verlagsfirma Wernicke und Kompanie die Garantie dafür bieten, daß man in ihnen das gewünschte Lesefutter findet. Jeder hervorragende Band beeinträchtigt den Absatz der anderen, weil er die Ansprüche der Abnehmer erhöht. Das müssen wir unter allen Umständen zu vermeiden suchen. Sie wissen ja, wie ich über das Publikum denke, und daß ich der letzte bin, der ihm literarischen Geschmack und ein selbständiges Urteil zutraut.

Aber es scheint, als hätten wir doch einen Rechenfehler gemacht. Manche Bände werden tatsächlich sehr stark verlangt, und andere dafür fast gar nicht. Das darf nicht sein; sie müssen alle gleichmäßig stark gekauft werden.

Natürlich liegt's hauptsächlich am Titel. Da lockt eben der eine mehr als der andere. Das Ideale wäre ja, wenn man die Bände ohne Titel, nur mit der laufenden Nummer und vielleicht noch mit dem Autornamen herausbringen könnte. Aber das läßt sich natürlich nicht machen. Ob ein Titel zieht, merkt man immer erst aus dem Absatz des betreffenden Bandes. Zieht er nicht, so muß man ihm mit einem desto wirksameren Untertitel zu Hilfe kommen. Da haben wir zum Beispiel Nummer 88, ‚Die Dame in Weiß'. Davon sind keine zwanzigtausend Exemplare verkauft worden, und es sieht auch nicht danach aus, als ob wir die übrigen achtzigtausend ohne besondere Anstrengungen noch unterbrächten. Noch weitere kostspielige Propaganda verträgt der Band natürlich nicht, weil die in der Kalkulation nicht vorgesehen worden ist. Wir müssen uns also auf anderm Wege zu helfen suchen. Ich habe mir deshalb Nummer 88 einmal vorgenommen und glaube, wenn man den Band mit einem neuen Titelblatt versähe, worauf stünde: ‚Die Dame in Weiß, die Geschichte eines unaufgeklärten Verbrechens', so könnte man dadurch den Absatz wesentlich steigern. Wir müßten natürlich fünftausend Bogen Papier und die Kosten für Druck und Buchbinder daranwenden, aber da-

bei würden wir uns immer noch weit besser stehen, als wenn wir jahrelang Zinsen und Lagerspesen draufzuschlagen gezwungen wären und schließlich für den größten Teil der Auflage doch nur den Makulaturpreis herausbekämen. Was meinen Sie dazu, Herr Hennig?"

„Das würde also, wenn ich Sie recht verstanden habe, Herr Konsul, die Rückkehr zu den berüchtigten alten Schauerromanen bedeuten, von denen ja immer noch einige in gewissen Kleinstadtleihbibliotheken ihr Dasein fristen," erwiderte der Prokurist, den bei Wernickes Vorschlag eine Gänsehaut überlaufen hatte, mit bitterm Lachen. „,Das einsame Haus oder der Mord in der Andreasnacht', ,Emiliens Schicksale oder die Folgen eines unbesonnenen Schrittes' und wie die schönen, vielversprechenden Doppeltitel damals alle lauteten."

„Im Prinzip läuft meine Idee allerdings auf etwas Ähnliches hinaus", bemerkte der Konsul, „und Sie werden mir wohl zugeben, daß der Riesenerfolg jener Machwerke auf der richtigen Einschätzung der Instinkte des lieben Publikums beruhte. Natürlich kann man den Leuten heutzutage nicht mehr so grob kommen. Es darf uns niemand vorwerfen können, wir wollten den alten Ritter- und Räuberroman wieder zum Leben erwecken. Wer unsere Bände kauft, der muß nach wie vor unter dem Eindruck stehen, daß er's mit gediegenen und ernst zu nehmenden Literaturerzeugnissen zu tun habe. Um Gottes willen, nur nichts, was nach Hintertreppe riecht! Vornehm müssen wir bleiben, wenn's

manchmal auch nicht ganz leicht ist. Aber davon dürfen Sie überzeugt sein: die Bemühungen, der breiten Masse das Verständnis für wirklich gute Bücher anzuerziehen, werden immer ohne Aussicht auf einen nennenswerten Erfolg bleiben, weil bei den meisten Menschen die Voraussetzungen dazu fehlen. Das Volk lechzt nach Romantik, ganz gleich, ob sie gut oder schlecht ist, es will sich wenigstens mit seiner Phantasie in höheren Sphären bewegen und verlangt vor allem starke Gemütserschütterungen. Und warum soll man sich als Geschäftsmann diese Erkenntnis nicht zunutze machen? Ich drucke die ‚Phöbus'-Bände doch nicht, um sie auf dem Lager aufzustapeln. Selbstverständlich würde ich als Idealist tausendmal lieber gute als schlechte Bücher verlegen, aber ich muß doch Geld verdienen, weil ich Verpflichtungen gegen meine Familie und vor allem gegen meine Angestellten und Arbeiter habe, denen ich eine gesicherte Existenz erhalten will. Was bleibt mir da andres übrig, als dem Publikum das zu bieten, wonach es verlangt?"

Es war merkwürdig, daß der Konsul, der doch sonst ein sehr selbstherrlicher Mann war, seine Geschäftsgrundsätze dem Prokuristen gegenüber immer wieder rechtfertigen zu müssen glaubte. Und daß er's mit einer gewissen Weitschweifigkeit tat, war jedenfalls ein Beweis dafür, daß er zu der Sache, die er mit so großer Beredsamkeit vertrat, doch nicht das rechte Vertrauen hatte. Vielleicht war er im Grunde seiner Seele noch mehr Idealist, als er sich und allen, die mit ihm in Be-

rührung kamen, einzureden suchte. Aber es erging ihm wohl wie so vielen anderen großen Unternehmern: er war in den Bann des Dämons Geld geraten und keuchte nun unter der Last eines Joches, von dem er sich nicht mehr zu befreien vermochte, auf seiner Lebensstraße weiter, ohne ein anderes Ziel vor Augen, als immer wieder Kapital auf Kapital zu häufen und Schätze zu sammeln, die weder ihn noch seine Angehörigen glücklich machten.

„Ja, und dann möchte ich einmal mit Ihnen über die Propaganda sprechen, Herr Hennig," fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Ich glaube, Eisold legt sich doch ein bißchen gar zu lebhaft ins Zeug. Bei der ersten Serie durfte natürlich nichts versäumt werden. Da sich die allerdings sehr beträchtlichen Kosten auf hundert Bände verteilten, war die Sache ja auch nicht so ängstlich. Überdies mußten wir ja zu Anfang auch ordentlich ins Horn stoßen. Aber die neuen Serien mit ihren fünfundzwanzig Bänden vertragen eine Reklame in diesem Stile nicht. Das läuft doch zu sehr ins Geld. Und wenn obendrein acht oder zehn Nummern dabei sind, die wie Blei liegenbleiben, dann ist die Belastung der übrigen so groß, daß von Reingewinn keine Rede mehr sein kann. Ohne großzügige Propaganda geht's natürlich nicht, darin stimme ich mit Eisold durchaus überein, und schließlich hat ja alle Reklame auch nur Zweck, wenn sie das Publikum dauernd bearbeitet. Deshalb wird sich, fürchte ich, hier nicht so viel ersparen lassen, wie eigentlich notwendig wäre. Auf alle Fälle müssen wir jedoch bei der

Aufgabe von Anzeigen eine sorgfältigere Auswahl der Zeitungen treffen und genaue Absatzstatistiken einrichten, aus denen sich die Wirkung der Inserate erkennen läßt."

„Wenn gespart werden muß, so könnte dies meines Erachtens nur bei der Herstellung geschehen," warf Hennig ein, der noch mehr als der Konsul davon überzeugt war, daß ein Unternehmen wie die „Phöbus-Bücherei" nur durch nachhaltige Propaganda über Wasser zu halten sei.

„Ganz recht, aber noch höhere Auflagen zu drucken, dazu fehlt mir, offen gestanden, der Mut," erwiderte Wernicke. „Dafür kämen auch nur Bände in Frage, die wirklich wie warme Semmel abgehen. Und deren sind leider nicht allzu viele. An den Kosten für Satz und Druck läßt sich nichts ersparen, denn wir sind ja an den Tarif gebunden, und die Einbände werden sich ebenfalls kaum billiger herstellen lassen. Es blieben also nur das Papier und das Autorenhonorar. Um zuerst über das Honorar zu reden, so glaube ich allerdings, daß man hier ganz erheblich sparen könnte. Die ‚Phöbus-Bücherei' ist ja jetzt so bekannt, daß die Autoren ganz von selbst zu uns kommen. Schlick klagt, er könne die einlaufenden Manuskripte gar nicht mehr alle ansehen. Ich habe ihm eine zweite Schreibkraft für Ablehnungsbriefe zur Verfügung stellen müssen. Auch wieder eine Ausgabe, an die niemand von uns gedacht hat!"

„Wie benimmt sich Herr Schlick denn jetzt? Ist er immer noch so nervös?" fragte Hennig.

„Nervöser als je. Es wird die höchste Zeit, daß er einmal ausspannt. Sie glauben gar nicht, wie schwierig der Verkehr mit ihm geworden ist. Besonders das Abspringen von ‚Phöbus'-Abonnenten muß ihm in der schonendsten Weise beigebracht werden. Nümbrecht scheint jedoch für solche Mitteilungen endlich die rechte Form gefunden zu haben; er läßt Schlick sagen, daß wieder einmal soundsoviel Kamele eingesehen hätten, daß sie für unsere Zeitschrift noch nicht reif wären. Um aber auf die Honorarfrage zurückzukommen, so meine ich, fünfzehntausend Mark für einen Roman wären im allgemeinen viel zu viel. Ich bin ja sehr dafür, daß wir Leuten mit großen Namen nach wie vor diesen Betrag bewilligen, obwohl ihre abgelegten Schwarten gewöhnlich die schlechtesten sind, aber ich sehe nicht ein, weshalb wir von Hinz oder Kunz Manuskripte für fünfzehntausend Mark kaufen sollen, die sie uns fraglos auch für fünftausend überlassen würden. Sehen Sie? Ich glaube sogar, im Interesse des deutschen Schrifttums wäre eine Herabsetzung des Honorars sehr wünschenswert. Die Autoren dürfen nicht in das seichte Fahrwasser des Materialismus hineingeraten. Wenn sie Idealisten bleiben sollen — und ohne Idealismus können sie ihre hohe Mission nicht erfüllen! —, so muß für sie nicht das Honorar, sondern die Freude am Schaffen die Hauptsache sein. Und wenn sich auch wirklich der eine oder der andere durch eine Honorarverkürzung veranlaßt sehen sollte, zu einem andern Verlage

zu gehen, so müssen wir eben auch dieses Opfer bringen."

„Eine nachträgliche Herabsetzung des Honorars halte ich doch für sehr bedenklich," meinte Hennig. „So etwas würde sich wahrscheinlich schnell herumsprechen und ein seltsames Licht auf die Firma Wernicke und Kompanie werfen."

Der Konsul lächelte überlegen. „Glauben Sie doch das nicht, Herr Hennig!" sagte er. „Über die Honorare, die der Verlagsbuchhandel zahlt, herrscht bei den Schriftstellern eine merkwürdige Unklarheit. Jeder einzelne von ihnen behandelt diesen Punkt mehr oder weniger als ein Geheimnis, und wenn er mit einem Kollegen wirklich einmal über das Honorar spricht, das er von dieser oder jener Firma erhalten hat, so lügt er ein paar tausend Mark dazu, um sich dem andern gegenüber aufzuspielen und den Konkurrenten neidisch zu machen. Und weil das eben jeder tut, traut keiner dem andern, und so ist im Grunde kein einziger über die Höhe der von den Verlegern gezahlten Honorare genau unterrichtet. Für uns ist es übrigens ein Glück, daß sich die Autoren noch nicht zu einer einheitlichen Organisation zusammengeschlossen haben, aber dazu werden sie wohl nie kommen, weil jeder dieser Herren sich für etwas Besseres als die anderen hält und es deshalb vorzieht, den wirtschaftlichen Kampf auf eigene Faust zu führen. Ach nein, gegen eine Honorarverkürzung habe ich nicht die geringsten Bedenken, denn keiner der guten Leute wird es an die große Glocke hängen, daß wir gerade

ihm zehntausend Mark weniger geboten haben. Anders liegt die Sache beim Papier. Hier ist das Sparen schon schwieriger, es sei denn, daß wir von unserm Grundsatz, durchaus holzfreies zu verwenden, abgingen. Dazu würde ich mich aber nur schwer entschließen können. Sie entsinnen sich wohl, daß die vorjährige Julilieferung von Stricker und Stolze einiges zu wünschen übrigließ, und daß wir der Firma dreißigtausend Kilo zur Verfügung stellen mußten. Auch die letzte Lieferung war nicht ganz einwandfrei, wenn man auch unter anderen Verhältnissen über die kleinen Mängel hätte hinwegsehen können. Ich habe der Firma deshalb auch diesmal wieder ein größeres Quantum zur Verfügung gestellt und zugleich schreiben lassen, wenn sie auf eine dauernde Geschäftsverbindung mit uns Wert lege, so müßten wir nicht nur auf einer gleichmäßigeren Anfertigung, sondern auch auf einer wesentlichen Preisermäßigung bestehen."

Der Prokurist horchte auf. „Und was haben Stricker und Stolze darauf geantwortet?" fragte er.

Der Konsul kraute sich mit dem kleinen Finger seiner Linken im spärlichen Haar. „Ja, das ist eben der wunde Punkt," sagte er. „Sie schreiben ziemlich schmucklos, unsere Annahme, daß sie auf eine dauernde Verbindung mit Wernicke und Kompanie Wert legten, beruhe auf einem Irrtum. Da sie aus unseren geschäftlichen Gebarungen den Eindruck gewonnen hätten, daß es uns lediglich um eine Preisdrückerei zu tun sei, wären sie zu

ihrem Bedauern nicht in der Lage, weitere Aufträge anzunehmen."

„Was ihnen kein anständiger Mensch verdenken kann!" ließ sich vom zweiten Schreibtisch her die blecherne Stimme Albrechts des Beherzten vernehmen. „Es ist eine Affenschande, daß das sogenannte Welthaus Wernicke und Kompanie zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt!"

„Würdest du es nicht für richtiger halten, dich in deinen Ausdrücken ein wenig zu mäßigen?" sagte der Bruder mit vollkommener Ruhe. „Ich habe dir doch auseinandergesetzt, daß unbedingt irgendwo gespart werden muß. Und das läßt sich, darüber sind wir uns wohl alle klar, nur beim Honorar und beim Papier ermöglichen. Wenn uns Stricker und Stolze keine billigeren Preise einräumen können, so lassen sie's eben. Im geschäftlichen Leben kenne ich keine Rücksichten; da ist sich jeder selbst der Nächste."

„Fatal ist die Sache aber doch," bemerkte Hennig. „Bei Stricker und Stolze konnten wir wenigstens auf pünktliche Lieferung rechnen. Es ist schade, daß wir die Angelegenheit nicht miteinander besprechen konnten, bevor der Brief abging. Ich bin mit den beiden Chefs der Firma persönlich genau bekannt und hätte Ihnen die Wirkung des Schreibens voraussagen können, Herr Konsul. War denn die Angelegenheit wirklich so dringlich? Ich habe in der letzten Zeit überhaupt öfters den Eindruck gehabt, als würde ich bei Entscheidungen von weittragender Bedeutung geflissentlich übergangen. Ich weiß nicht, was Sie dazu veranlaßt, aber es scheint

mir System darin zu liegen. Daß meine Arbeitsfreudigkeit dadurch gehoben würde, will ich nicht gerade behaupten."

Wernicke spielte den Überraschten. „Aber, mein bester Herr Hennig, was Sie nur denken! Als ob ich Sie geflissentlich überginge! Solange Sie verreist waren, konnte ich Sie doch nicht erreichen."

„Ich muß jedoch annehmen, daß Sie gewußt haben, ich würde am 29. Juli wieder hier sein. Hätte der Brief an Stricker und Stolze nicht bis heute auch noch Zeit gehabt?"

„Das möchte ich doch nicht behaupten. Jetzt, wo wir mit den Vorbereitungen zur Januarserie begonnen haben, mußte die Papierangelegenheit schleunigst geordnet werden. Ich habe an Hittorf und Söhne sowie an Muldenhammer und Elsteraue schreiben und um bemusterte Offerte von billigeren Papieren ersuchen lassen. Muldenhammer hat Proben geschickt, die aber kaum für uns in Frage kommen, und von den beiden andern stehen die Antworten noch aus." Wernicke scheute, wenn es über ein unerquickliches Thema hinwegzukommen galt, vor kühnen Gedankensprüngen nicht zurück. Und so sagte er denn auch jetzt, den Prokuristen mit beinahe liebevollen Blicken musternd: „Haben Sie sich denn auf Ihrer Reise recht erholt, Herr Hennig? Aussehen tun Sie ja brillant."

„Danke, Herr Konsul. Ich kann zufrieden sein. In den ersten acht Tagen ließ das Wetter zu wünschen übrig, aber dann war es desto schöner."

„Sie waren in Dänemark?"

„Nein, in Schweden."

„So so, in Schweden! Wohl in Stockholm?"

„Dort bin ich früher schon gewesen. Diesmal war ich in Wermland, in Selma Lagerlöfs Heimat, um den Schauplatz ihres ‚Gösta Berling' zu besuchen."

„So? Interessiert Sie das so sehr?"

„Ich habe für die Lagerlöf eine besondere Vorliebe."

„Sie ist wohl sehr literarisch?"

„Jedenfalls kommt sie für die ‚Phöbus-Bücherei' schwerlich in Betracht."

„Nicht? Schade! Einen Namen hat die Person ja, und bei Übersetzungen fahren wir immer noch am besten. Die kosten weniger als Originalarbeiten, und das liebe Publikum stürzt sich ja bei uns mit einer wahren Begeisterung auf alles Ausländische. Namen wie Maeterlinck, d'Annunzio, Oscar Wilde und Artzibaschew wirken auf unsere deutschen Durchschnittsleser wie der Baldrian auf die Katzen. Aber, um auf Ihre Reise zurückzukommen, Sie sagen, Sie hätten sich Wermland angesehen. Da stammt doch unser Freund, der Graf Cederholm, her. Haben Sie über die Familie zufällig etwas gehört?"

„Allerdings Herr Konsul."

„Die Cederholms müssen wohl unheimlich reich sein?"

„Sie sind es vielleicht einmal gewesen."

„Was Sie sagen! Haben Sie etwa Näheres darüber erfahren?"

„So einiges, und nicht viel Erfreuliches. Ich hielt es, da ich ja zufällig in der Gegend war, für meine

Pflicht, mich in Ihrem Interesse nach den Familienverhältnissen des Herrn Grafen zu erkundigen."

Wernicke bemühte sich vergebens, seine Neugier zu verbergen. „Nun — und? Wohl nicht so glänzend, wie er immer tut?" fragte er.

„Ganz und gar nicht. Von all den Gütern, die den Cederholms einmal gehört haben, ist nur noch eins in ihren Händen: Steenbacka, ein Grundbesitz von etwa hundertundsechzig Acker mit einem recht unscheinbaren und etwas baufälligen Herrenhaus und einer kleinen Sägemühle, die aber aus Mangel an Aufträgen schon geraume Zeit stillsteht. Das Gut soll noch dazu stark überschuldet sein. Wie mir der Pfarrer in Grässtad, zu dessen Kirchspiel Steenbacka gehört, sagte, haben Verwandte die Mittel zusammengeschossen, um Graf Axel einen längeren Aufenthalt in Deutschland zu ermöglichen, aber zur Bedingung gemacht, daß er sich hier um eine reiche Frau bemüht, mit deren Geld sich die Familie wieder einigermaßen zu arrangieren gedenkt. Der Pfarrer, der übrigens in Leipzig studiert hat und sich, wie es schien, gern an die hier verlebten Jahre erinnert, meinte, bei der bekannten Vorliebe der deutschen Mädchen für Ausländer mit klingendem Namen würde es Cederholm wohl ein leichtes sein, den Wunsch seiner Angehörigen zu erfüllen."

Der Konsul lächelte überlegen. „Wenn sich der gute Mann da nur nicht irrt!" meinte er. „Jeder vernünftige Mensch wird doch erst Erkundigungen einziehen, ehe er seine Tochter einem Wildfremden

gibt. Ich muß gestehen: Cederholm ist mir gar nicht unsympathisch gewesen, aber daß er etwa ernsthafte Absichten auf Irmgard gehabt haben könnte, ist mir nie in den Sinn gekommen. Ihr selber, soweit ich sie kenne, auch nicht. Sie hat sich mit ihm amüsiert, sie hat sich seine Huldigungen gefallen lassen, aber das war auch alles. Von tieferen Gefühlen für ihn hat bei ihr nie die Rede sein können; dazu ist Irmgard trotz ihrer Jugend ein viel zu besonnenes Mädchen. Sie weiß ganz genau, daß ihr ein tüchtiger deutscher Mann, auch wenn er nicht von Adel ist, ganz andere Garantien bietet als irgendein beliebiger Ausländer. Ich danke Ihnen übrigens aufrichtig für Ihre Bemühungen in dieser Angelegenheit."

„Liegt sonst noch etwas vor, Herr Konsul?"

„Nicht daß ich wüßte. Sie haben wohl die Güte, sich das Problem der Herstellungsverbilligung einmal durch den Kopf gehen zu lassen? Es handelt sich dabei wirklich nicht um Knauserei meinerseits, sondern um eine geschäftliche Notwendigkeit, der ich mich wohl oder übel fügen muß. Je weiter sich ein Unternehmen ausdehnt, desto mehr gewinnt es an selbständiger Macht über den Unternehmer. Solange wir nur die Fachzeitschriften und den kleinen Buchverlag hatten, war ich jederzeit Herr der Situation, aber jetzt kommen immer häufiger Augenblicke, wo ich das dunkle Gefühl habe, als sei mir das Geschäft längst über den Kopf gewachsen, und wo ich mit Wallenstein fragen muß: ‚Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?

Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt?' Manchmal komme ich mir vor, als säße ich auf einem schwerbeladenen Lastwagen, der den Berg hinunterführe und dabei bedenklich ins Schleudern geriete. Das ist ein recht unerquickliches Gefühl, von dem ich mich nur dadurch befreien kann, daß ich mir vorhalte, Sie, Herr Hennig, wären ja jederzeit zur Stelle, um den Hemmschuh anzuziehen." Wenn der Konsul gedacht hatte, der Prokurist würde diese Wendung als eine Schmeichelei auffassen, so befand er sich in einem Irrtum.

„Allerdings, ich bin hier allmählich in die Rolle des Bremsers hineingeraten. Das habe ich schon lange gemerkt", erwiderte Hennig mit einer leisen Bitterkeit im Ton.

„Aber gerade deshalb passen wir so gut zusammen, mein lieber Herr Hennig," versicherte Wernicke mit Wärme. „Bei einer treibenden und einer retardierenden Kraft muß ja schließlich das rechte Tempo herauskommen."

Die „retardierende Kraft" schwieg. Was der Konsul da gesagt hatte, hätte seine Berechtigung haben können, wenn sich die beiden Männer über die Richtung einig gewesen wären, in der der Lastwagen, auf dem sie saßen, fahren sollte. Aber das waren sie nicht. Ihre Ansichten über Ziel und Wege gingen zu weit auseinander, und der Riß, der von jeher zwischen ihnen geklafft hatte, war in der letzten Zeit zu einem gähnenden Abgrund geworden, der sich, wie Hennig immer deutlicher erkannte, weder schließen noch überbrücken ließ.

Vierzehntes Kapitel

Der Tag, an dem das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Hauses Wernicke und Kompanie festlich begangen werden sollte, rückte näher. Hennig wunderte sich deshalb auch nicht, als ihn der Konsul am ersten Sonnabend im August bat, sich tags darauf so zeitig wie möglich zu einer Besprechung der Vorbereitungen in seiner Wohnung einzufinden.

Über das, was unter „so zeitig wie möglich“ zu verstehen sei, schienen die Ansichten des Chefs und seines Prokuristen aber doch wohl wie über so vieles andere geteilt zu sein, denn als Hennig gegen zehn Uhr in der Villa vorsprach, hieß es, der Herr Konsul sei von seinem Spazierritt noch nicht zurückgekehrt. Frau Lina mochte es für ihre Pflicht halten, der „rechten Hand“ ihres Gatten über die Zeit des Wartens hinwegzuhelfen. Sie erschien in einem recht unscheinbaren Morgenkleide, das offenbar nicht für fremde Augen bestimmt war, begrüßte Hennig mit der ihr eigenen geräuschvollen Liebenswürdigkeit und konnte sich gar nicht darin genug tun, ihren Mann zu entschuldigen. „Er reitet ja nur aus Gesundheitsrücksichten,“ beteuerte sie. „Der Arzt hat ihm geraten, für schnellere Blutzirkulation zu sorgen, denn seit er mit dem Auto ins Geschäft fährt und sich nicht mehr viel bewegt,

neigt er zum Starkwerden und zur Kurzatmigkeit. So ein Reitpferd kostet ja eine Menge Geld, aber schließlich ist die Gesundheit doch das wichtigste. Ein paar Wochen lang ist er jeden Morgen in so ein Institut gegangen, wo man sich auf einen Apparat setzt und durchschütteln läßt, aber das wurde ihm bald zu langweilig. Da hat ihm unser Otto gesagt, er solle sich doch lieber auf ein richtiges Pferd setzen und zunächst einmal im Tattersall Reitstunde nehmen. Das hat er denn auch getan, und da machte ihm die Sache so viel Spaß, daß er sich ein Pferd angeschafft hat. Es war ein Glück, daß wir in der Garage noch Platz hatten."

„So eine kleine Ablenkung wird dem Herrn Konsul jedenfalls sehr wohl tun," bemerkte Hennig. „Er denkt ja Tag und Nacht nur ans Geschäft und sollte mindestens eine Stunde haben, wo er sich geistig ein wenig erholt."

„Das ist wahr. Mein Mann hat ja sonst gar nichts. Ins Theater geht er nicht, weil er da gewöhnlich gleich einschläft, und Verkehr haben wir auch nicht. Manchmal denke ich, es war doch eigentlich viel schöner, als das Geschäft noch nicht so groß war. Da hatte man doch noch was vom Leben, man brauchte auch nicht fortwährend auf die Leute Rücksicht zu nehmen. Wir hatten eine gemütliche Wohnung in der Ranftschen Gasse, zahlten siebenhundertfünfzig Mark dafür und sieben Mark fünfzig für den Hausmann und standen mit unsern Hausgenossen auf gutem Fuße. Abends gingen wir manchmal zu den Flurnachbarn hinüber, oder die

kamen zu uns — der Mann war Lehrer und stammte aus dem Erzgebirge —, da wurde gesungen, und die Herren spielten mit noch einem andern Lehrer Skat, und wir Frauen unterhielten uns über die Kinder, die damals noch ganz klein waren, und Sonntags gingen wir für den ganzen Tag in unsern Schrebergarten und waren bei Kaffee und Pellkartoffeln viel vergnügter als jetzt, wo wir in der großen Villa wohnen und allerhand feine Sachen essen müssen, die schweres Geld kosten und doch nicht einmal besonders gut schmecken. Aber diese schönen Zeiten sind eben längst vorüber."

„Vielleicht kehren sie wieder, wenn sich der Herr Konsul einmal zur Ruhe setzt", sagte der Prokurist ohne die rechte innere Überzeugung.

„Ach, daran glaube ich gar nicht. Zur Ruhe setzen wird er sich wohl nie," meinte Frau Wernicke mit bekümmerter Miene. „Ja, wenn unser Otto Buchhändler geworden wäre und später einmal das Geschäft übernehmen könnte! Leider, leider hat der Junge aber durchaus Offizier werden wollen. Er hatte für nichts anderes Sinn; da haben wir ihm seinen Willen lassen müssen. Verdienen wird er ja nie so viel, daß er ohne einen Zuschuß von uns leben kann. Aber das wäre ja gar nicht so schlimm, und auf die paar tausend Mark brauchte es uns auch nicht anzukommen, viel schlimmer ist, daß sich mein Mann nun einbildet, er müßte sich bis zu seinem Tode abrackern. Wenn er wenigstens noch eine nette Liebhaberei hätte! Wenn er wie der Kommerzienrat Haustein Orchi-

deen züchtete — es könnten ja auch billigere Blumen sein —, oder wenn er Briefmarken sammelte! So was ist doch nicht bloß ein hübscher Zeitvertreib, es bildet doch auch! Nicht einmal zum Reisen ist er zu bewegen. Wie lange habe ich ihm nicht schon zugeredet, einmal mit mir nach Italien zu fahren, nach Venedig, oder wenn ihm das zu weit ist, wenigstens nach Neapel, aber dann heißt's immer: ‚Später, Lina, später! Jetzt bin ich im Geschäft noch nicht zu entbehren.' Ich weiß ganz genau: es wird nie was draus. Im Geschäft wird er nie zu entbehren sein. Ich habe ihm gesagt, wenn Sie im Sommer vier Wochen weg könnten, dann könnte er's doch erst recht, aber da hat er gemeint, das wäre ganz was andres. Erstens verlören Angestellte ihre Arbeitsfreudigkeit, wenn sie nie aus der Tretmühle herauskämen, und dann wäre es auch sehr gut, wenn mal jemand anders ihren Platz einnähme, denn dann merkte man doch, wenn sie im Laufe des Jahres Dummheiten gemacht hätten."

Der Prokurist konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

Frau Wernicke merkte, daß sie ein wenig zu offenherzig gewesen war, und versuchte einzulenken. „Sie dürfen natürlich nicht denken, daß mein Mann gerade Sie damit gemeint hat, Herr Hennig," sagte sie. „Ich bin fest überzeugt, er hat dabei mehr die andern Herren im Auge, die nicht so wichtige Posten haben."

„Er wird mich wohl auch gemeint haben, gnädige

Frau," erwiderte Hennig, jetzt fröhlich lachend. „Chefs sind nun einmal ihren Angestellten gegenüber ein bißchen mißtrauisch, und das darf man ihnen nicht verübeln, denn sie haben leider häufig genug Veranlassung dazu."

Zu dieser Frage schien Frau Wernicke jedoch keine Stellung nehmen zu wollen. Sie brach das Gespräch etwas gewaltsam ab oder lenkte es vielmehr auf einen Gegenstand, der dem Prokuristen zum Bewußtsein brachte, daß ihn der Konsul keineswegs nur zu einer Besprechung der Jubiläumsfeier um seinen Besuch gebeten habe. „Sehen Sie, das kommt davon, wenn man ins Schwatzen gerät!" sagte sie. „Beinahe hätte ich vergessen, daß mein Mann gesagt hat, wenn Sie kommen sollten, ehe er wieder da wäre, sollte ich Ihnen doch einmal unsere Irmgard hereinschicken. Wissen Sie, wegen dem schwedischen Grafen. Sie müssen dem Mädchen einmal reinen Wein einschenken und ihr den Kopf ein bißchen zurechtsetzen, denn was wir ihr sagen, das macht lange nicht den Eindruck auf sie, als was sie von andern hört."

Das war nun freilich ein Auftrag, von dem der damit Beehrte nicht sonderlich erbaut war. „Ich bedauere selbst am lebhaftesten, daß ich genötigt war, gewisse Illusionen zu zerstören", erklärte er.

„O bitte, das macht gar nichts!" versicherte Frau Wernicke, die, wie es schien, den Fall Cederholm jetzt mit recht nüchternen Augen ansah, und die mit keiner Miene verriet, daß sie ihrer mütterlichen Eitelkeit ein schweres Opfer gebracht hatte. „Es

ist viel besser, man erfährt so etwas rechtzeitig als hinterher, wenn's zu spät ist. Für das Kind ist es ja natürlich hart. Eine Freundin von ihr, die kleine Langrock, hat sich letzten Winter mit 'nem Baron verlobt, da wäre es Irmgard allerdings lieb gewesen, sie hätte mit noch was Feinerem antreten können. Sie wissen ja, wie die jungen Mädchen sind. Da will die eine immer noch höher hinaus als die andere. Mein Mann war ja eigentlich von vornherein dagegen. Ich glaube, er hat die Geschichte auch nicht so recht ernst genommen, schon deshalb nicht, weil er sich einen tüchtigen Buchhändler als Schwiegersohn wünscht. Er denkt dabei natürlich an sein Geschäft, und daß er dann jemand hätte, der ihn entlasten könnte. Aber danach fragt doch so ein junges Ding wie unsre Irmgard nicht. Ich will sie Ihnen gleich mal hereinschicken." Damit erhob sie sich und verließ das Zimmer.

Es war eine recht unangenehme Aufgabe, vor die sich Hennig da gestellt sah. Er sollte der Tochter seines Chefs einen Verehrer verleiden, für den sie offenbar schon wärmere Gefühle hegte, wenn auch die gesellschaftliche Stellung des jungen Schweden dabei für sie ausschlaggebend gewesen sein mochte. Der Hinweis der Mutter auf den Wunsch ihres Gatten, daß Irmgard einen Buchhändler wählen möchte, erleichterte ihm seine etwas ungewöhnliche Mission ganz und gar nicht, und das einzige, was ihn einigermaßen zu beruhigen vermochte, war Frau Wernickes tröstliche Versicherung, daß das

Mädchen in diesem Punkte nach den Absichten des Vaters nicht frage. Immerhin war es nicht ganz leicht, bei der Unterredung mit Irmgard den naheliegenden Verdacht zu entkräften, als sei seine Einmischung in die ganze Angelegenheit aus eigennützigen Beweggründen erfolgt.

Ein paar Minuten später stand Fräulein Wernicke vor ihm. Sie schien im Begriff, zum Tennis zu gehen, trug ein weißes Frottékostüm und hatte einen roten Kopf. „Mutter behauptet, Sie hätten mir was zu erzählen, schießen Sie also los", sagte sie nach einer sehr kurzen Begrüßung, indem sie sich auf die Armlehne eines Sessels setzte und, als müsse sie die größte Gleichgültigkeit an den Tag legen, mit dem Rakett allerlei gymnastische Übungen machte.

„Die Sache bedarf einer kleinen Richtigstellung, gnädiges Fräulein. Es lag gar nicht in meiner Absicht, Sie mit Mitteilungen zu behelligen, die Ihnen kaum angenehm sein können; Ihre Frau Mutter war es vielmehr, die mich darum ersuchte," erklärte er ruhig. „Nun weiß ich freilich nicht, ob Sie gerade in der Stimmung sind, mich anzuhören", setzte er hinzu, als sie auf eine beinahe ungezogene Art ihre Ungeduld verriet.

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß Sie getrost losschießen können", bemerkte sie mit einer gewissen Heftigkeit.

Er verneigte sich. „Ich danke für die gnädige Erlaubnis!"

Sie spürte die Ironie und lachte. „Ach, machen

Sie keinen Quatsch!" rief sie. „Wir haben doch früher in ganz anderm Tone miteinander verkehrt."

„Das war eben früher, gnädiges Fräulein."

„Bitte, sagen Sie nicht ‚gnädiges Fräulein' zu mir. Von Ihnen kann ich das nicht vertragen."

„Ganz, wie Sie wünschen. Es handelt sich also um den Herrn Grafen Cederholm."

„Weiß ich längst. Das soll also ein ganz gemeiner Hochstapler sein?"

„Wirklich, Fräulein Irmgard? Wer behauptet das?"

„Nun, Sie natürlich. Sie haben Vater ja schöne Geschichten erzählt."

„Das Wort ‚Hochstapler' ist dabei jedoch nicht gefallen. Einen so harten Ausdruck würde ich nie von einem Menschen gebrauchen, der höchstwahrscheinlich persönlich durchaus achtenswert ist. Daß seine Verhältnisse weniger glänzend sind, als er wohl wünschen möchte, wird schwerlich seine Schuld sein."

„Nicht wahr? Ich habe es ja immer gesagt: Axel ist ein hochanständiger Kerl. Wie es mit seinen Verhältnissen steht, läßt sich aus der Ferne natürlich schwer beurteilen."

„Darum hielt ich's eben für meine Pflicht, sie mir einmal in der Nähe anzusehen. Steenbacka lag nämlich gerade an meinem Wege."

„Nun — und? Wohl nicht prima?"

„Nicht einmal sekunda, Fräulein Irmgard. Von der ganzen Herrlichkeit der Cederholms ist nur noch das eine Gut übrig."

„Aber das wird doch wohl noch entsprechend großartig sein?"

„Es kommt auf die Auffassung an. Wer hundertsechzig Acker für einen Riesenbesitz hält, dem wird Steenbacka natürlich imponieren."

„Sieht denn das Schloß wenigstens nach was aus?"

„Schloß? Sie meinen das Herrenhaus? Na ja, das war vor hundert oder hundertundfünfzig Jahren vielleicht einmal ein ganz wohnliches Gebäude, obgleich es nur einstöckig ist und ein paar Mansardenzimmer hat. Aber jetzt ist nicht mehr viel damit los. Es ist offenbar nie etwas daran getan worden. Zum mindesten müßte das Dach einmal gründlich erneuert werden. Dazu gehört freilich Geld, und daran scheint's den Cederholms zu fehlen."

„Nicht einmal eine solche lumpige Reparatur können sie vornehmen? Was machen sie denn mit dem Geld, das sie mit ihren Sägemühlen verdienen?"

„Sägemühle, Fräulein Irmgard! Einzahl, nicht Mehrzahl! Und diese eine Sägemühle steht seit Jahr und Tag still. Daraus darf man der Familie jedoch keinen Vorwurf machen. Seit die Eisenbahn bis Rada geht, können die Sägewerke am oberen Klar-Elf nicht mehr konkurrieren."

„Ja, mein Gott, wovon leben denn die Herrschaften in Steenbacka eigentlich?"

„Von der Hoffnung, Fräulein Irmgard."

„Von der Hoffnung? Wie meinen Sie das?"

„Von der Hoffnung auf eine reiche Heirat."
„Axel soll wohl eine reiche Frau nehmen?"
„Es sieht so aus. Man hat ihn zu diesem Zweck nach Deutschland geschickt. Ein Onkel von ihm, der als Kammerherr in Stockholm lebt, soll die Kosten für die Reise und den Aufenthalt zum größten Teil vorgeschossen haben."
Irmgard war in den Sessel hinuntergeglitten und stützte ihre wohlgeformten Arme auf den über die Seitenlehnen gelegten Schläger. Dabei sah sie den Prokuristen mit beinahe feindseligen Blicken an. „Ich glaube, Sie erzählen mir das alles nur, um mich zu ärgern, Herr Hennig", sagte sie.
„Um Sie zu ärgern? Welchen Anlaß sollte ich dazu haben?"
„Sie haben Cederholm nie recht leiden können."
„Erlauben Sie, Fräulein Irmgard, ich kenne den Herrn Grafen doch gar nicht näher. Bei dem Presseessen habe ich ihn zum ersten- und einzigenmal gesehen."
„Wenn auch! Ich habe in solchen Dingen ein sehr feines Gefühl und hatte immer den Eindruck, als wenn es Ihnen nicht paßte, daß ich zum Tennisspielen ging."
„Im Gegenteil, ich halte Tennisspielen für sehr zuträglich. Für viel zuträglicher jedenfalls, als wenn Sie den ganzen Tag zu Hause säßen und die Bände der ‚Phöbus-Bücherei' läsen."
„Nicht wahr, unsere ‚Phöbus'-Bände sind besserer Kitsch? Das hat mir Assessor Osthoff auch schon angedeutet. Von Kitsch hat er natürlich nicht direkt

gesprochen, aber er meinte, die Bücher wären sehr harmloses Zeug und alle über einen Leisten geschustert. Seinen Kopf brauchte man dabei nicht anzustrengen. Und Assessor Osthoff ist ein fabelhaft gescheiter Mensch. Er hat sämliche Examina mit einer glatten Eins gemacht."

„Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten," meinte Hennig lachend. „Meiner sind die ‚Phöbus'-Bände ja auch nicht. Aber es muß doch wohl sehr viele Leute geben, die so etwas gern lesen."

„Gott sei Dank! Sie glauben gar nicht, was so ein Haushalt wie der unsrige kostet. Da muß schon gehörig Geld einkommen. Denken Sie nur, unser neuer Chauffeur bekommt im Monat dreihundert Mark bei vollständig freier Station. Das ist doch enorm, nicht wahr? Aber wir sind von Cederholm abgekommen. Hat Sie's wirklich nicht so 'n bißchen verschnupft, daß ich mit ihm Tennis spielte? Seien Sie mal ganz offen!"

Der Prokurist konnte diese Gewissensfrage aus voller Überzeugung verneinen. „Nicht im geringsten, Fräulein Irmgard. Das sind doch Dinge, die mich gar nichts angehen. Meinethalben können Sie spielen, mit wem Sie wollen."

Irmgard, die gewohnt war, daß alle jungen Männer ihres Kreises ihr den Hof machten, schien die Verpflichtung, ihren Verkehr mit eifersüchtigen Augen zu überwachen, auch von dem Prokuristen ihres Vaters zu fordern. Seine Antwort mußte sie also nicht wenig enttäuschen. „Ach, Sie sind

garstig!" rief sie, mit dem Rakett zu einem Lufthieb ausholend. „Wenn Ihnen gar nichts an mir liegt, weshalb wollen Sie mir denn durchaus Cederholm verekeln?"

„Das will ich ja gar nicht. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich ihn persönlich für einen durch und durch anständigen Menschen halte. Daß er von seiner Familie genötigt wird, sich im Ausland nach einer reichen Frau umzusehen, mit deren Mitgift das auf den Sand geratene Cederholmsche Glücksschiff wieder flott gemacht werden soll, kann meine Sympathie für den jungen Herrn nur erhöhen. Der arme Graf ist wirklich zu bedauern."

„Zu bedauern? Weshalb? Halten Sie es für ein so großes Unglück, eine vermögende Ausländerin zu heiraten?"

„An und für sich keineswegs. Aber gesetzt den Fall, Cederholm stünde schon mit einem liebenswürdigen aber armen Mädchen in seiner Heimat in engerer Verbindung und müßte nun seine eigenen Wünsche hinter die seiner Angehörigen zurückstellen. Das wäre doch sehr traurig."

„Glauben Sie, daß es der Fall ist?"

„Ich weiß natürlich nichts, aber es wäre doch leicht möglich."

Irmgard geriet plötzlich in eine weiche Stimmung. „Der arme, arme Mensch!" sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „Er kann einem leid tun. Aber ich verstehe immer noch nicht, weshalb Sie sich da oben in Wermland so genau nach seinen Verhältnissen erkundigt haben. Wenn Ihnen, wie

Sie sagen, gar nichts daran lag, daß ich mit ihm verkehrte, dann brauchten Sie sich doch auch nicht um seine Angelegenheiten zu bekümmern."

„Sie sehen die Sache doch wohl nicht von der richtigen Seite an, Fräulein Irmgard. Da ich ja einmal in der Gegend von Steenbacka war, hielt ich's für meine Pflicht, Erkundigungen einzuziehen. Im Interesse Ihres Herrn Vaters."

„Nur in seinem?"

„Natürlich auch in Ihrem."

„So. Hören Sie mal, ich glaube, Sie haben Anlage zum Detektiv."

„Weshalb meinen Sie?" fragte er belustigt.

„Nun, es fiel mir schon damals auf, als Sie sich so für Blumhardts ins Zeug legten. Wissen Sie, als die Geschichte mit dem Markthelfer passiert war."

„Ach so. Sehen Sie, daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Wenn man Unheil verhüten kann, hat man als anständiger Mensch die Pflicht, es zu tun."

„Unheil! Ist denn das wirklich ein so großes Unheil, wenn mir Cederholm ein bißchen den Hof macht? Wir waren doch nie allein, und von Liebe oder gar von Verloben und Heiraten ist auch mit keinem Worte die Rede gewesen."

„Es hätte aber eines Tages die Rede darauf kommen können."

„Nun, dann wäre immer noch Zeit gewesen, Erkundigungen über Cederholm einzuziehen. Jetzt haben Sie mir den Spaß gründlich verdorben. Aber ich glaub' auch gar nicht alles, was Sie mir

da erzählt haben. Sie werden die ganze Angelegenheit wahrscheinlich bloß von Ihrem ledernen Geschäftsstandpunkt aus betrachtet haben. Genau wie Papa. Für den ist das Geld auch bei allem und jedem die Hauptsache. Und dabei spricht er den ganzen Tag von seinem Idealismus! An den glaub' ich schon längst nicht mehr."

Hennig lächelte. Das war endlich einmal ein Punkt, worin sie übereinstimmten. „Ich kann nur wiederholen, was ich Ihrer Frau Mutter gesagt habe: ich bedauere ungemein, daß ich in die mir selbst sehr peinliche Lage gekommen bin, Ihre Illusionen zu zerstören. Wenn Sie jedoch Veranlassung zu haben glauben, die Zuverlässigkeit meiner Mitteilungen in Zweifel zu ziehen, so kann ich mich auf einen Kronzeugen berufen. Es ist Pfarrer Holtrup in Grässtad, der von seiner Studienzeit her noch mit Professor Lübecke von der hiesigen theologischen Fakultät befreundet ist. Wenn Ihr Herr Vater also zu Lübecke Beziehungen anbahnen könnte, so wäre es gewiß ein leichtes, von Holtrup eine schriftliche Bestätigung meiner Angaben zu erhalten."

Das junge Mädchen war aufgesprungen, tänzelte im Zimmer umher und ließ die fest zusammengewickelten Handschuhe wie einen Ball auf dem Schläger emporhüpfen. „Das fehlte gerade noch! Wir wissen schon mehr als genug," rief sie. „Für mich ist Cederholm erledigt. Wenn ich bedenke, daß die ganze Tuerei von ihm, das Tennisspielen und die feinen Witze, die er immer machte, bloß darauf

abgelegt waren, eine fette Mitgift zu ergattern, dann könnte ich aus der Haut fahren. So was ist einfach eine Gemeinheit. Ach, Herr Hennig, wir Mädchen sind doch übel daran! Manchmal möchte ich wünschen, ich wäre so arm wie 'ne Kirchenmaus. Dann wüßte ich doch, daß mir die Männer nicht meines Geldes wegen nachliefen."

Jetzt trat der Konsul ein, gestiefelt und gespornt, wie er von seinem Morgenritt heimgekehrt war, begrüßte den Prokuristen mit ungewöhnlicher Herzlichkeit und entschuldigte sich, daß er ihn so lange habe warten lassen. „Nun, Maus, hast du dich mit Herrn Hennig ein wenig über seine Reise nach Schweden unterhalten?" wandte er sich an die Tochter, die durchaus nicht so trostlos aussah, wie er wohl erwartet hatte.

„Ja, Pappi," antwortete sie, seinem prüfenden Blicke standhaltend. „Weißt du, du könntest mir wohl einen Gefallen tun."

„Nun, was gibt's denn? Du verlangst wohl ein Schmerzensgeld für die Enthüllungen, die dir Herr Hennig gemacht hat?"

Sie sah den Vater groß an. „Du meinst, das wäre mir so nahegegangen? Gott bewahre, Pappi! Da kennst du mich schlecht. Ich pflege mich schnell zu trösten. Was ex ist, ist ex, wie Assessor Osthoff immer sagt."

„Osthoff? Wer ist denn das nun wieder?" fragte Wernicke erstaunt.

Sie bemühte sich, so gleichgültig wie möglich auszusehen. „Gott, auch so einer von der Tennis-

clique. Kein Hochstapler wie Cederholm. Auch todschick, aber dabei streng solid."

„Und welchen Gefallen soll ich dir tun?"

„Du könntest wohl so gut sein und mich enterben. Willst du? Ja?"

Der Konsul war im allgemeinen nicht leicht zum Lachen zu bewegen, aber bei diesem Ansinnen seiner Tochter vermochte er doch nicht ernst zu bleiben. „Ja, aber weshalb denn, Kind? Kommst du dir plötzlich so minderwertig vor, weil du mit dem Grafen Habenichts verkehrt hast?"

„Gott bewahre, Pappi! Im Gegenteil, mir sind erst jetzt die Augen darüber aufgegangen, daß ich schließlich doch auch noch was andres bin als bloß deine Tochter."

„Was andres als bloß meine Tochter? Ja, Maus, wie soll ich das verstehen? Da mußt du dich schon ein wenig deutlicher ausdrücken."

Irmgard seufzte. „Bist du aber schwer von Begriff!" meinte sie. „Herr Hennig hat mich gleich verstanden. Siehst du, wenn ich ein armes Mädchen wäre, dann würde ich vor Leuten wie Cederholm sicher sein. Wahrscheinlich bliebe ich dann ja auch elend sitzen, aber wenn ich wirklich einen Mann bekäme, so wüßte ich doch, daß er mich nicht des ekelhaften Geldes wegen genommen hätte."

Wernicke lächelte nachsichtig. „Ich glaube, du machst dir ziemlich überflüssige Sorgen, Maus," sagte er im schönsten väterlichen Tone, über den er gebot. „Du bist da in eine pessimistische Stimmung hineingeraten, die sich durch nichts rechtfertigen

läßt. Als meine Tochter darfst du getrost Optimistin sein. Geld ist nämlich gar nicht so ekelhaft. Geld verleiht Macht, und Macht setzt uns in die Lage, unsere Ideale zu verwirklichen. Siehst du? Aber nun laß uns allein, Irmgard. Wir haben wichtige Dinge zu besprechen."

„Na ja, was man so ‚wichtige Dinge' nennt! Es wird sich wohl wieder um den Jubiläumsrummel handeln," meinte sie, zur Tür tänzelnd. Plötzlich aber machte sie kehrt, eilte auf den Prokuristen zu und blieb dicht vor ihm stehen. „Nett waren Sie zwar gar nicht, Herr Hennig," sagte sie, „aber ich glaube, es gehört sich doch wohl, daß ich Ihnen danke." Sie ergriff seine Hand, schüttelte sie kräftig und verließ dann lachend das Zimmer.

clique. Kein Hochstapler wie Cederholm. Auch todschick, aber dabei streng solid."

„Und welchen Gefallen soll ich dir tun?"

„Du könntest wohl so gut sein und mich enterben. Willst du? Ja?"

Der Konsul war im allgemeinen nicht leicht zum Lachen zu bewegen, aber bei diesem Ansinnen seiner Tochter vermochte er doch nicht ernst zu bleiben. „Ja, aber weshalb denn, Kind? Kommst du dir plötzlich so minderwertig vor, weil du mit dem Grafen Habenichts verkehrt hast?"

„Gott bewahre, Pappi! Im Gegenteil, mir sind erst jetzt die Augen darüber aufgegangen, daß ich schließlich doch auch noch was andres bin als bloß deine Tochter."

„Was andres als bloß meine Tochter? Ja, Maus, wie soll ich das verstehen? Da mußt du dich schon ein wenig deutlicher ausdrücken."

Irmgard seufzte. „Bist du aber schwer von Begriff!" meinte sie. „Herr Hennig hat mich gleich verstanden. Siehst du, wenn ich ein armes Mädchen wäre, dann würde ich vor Leuten wie Cederholm sicher sein. Wahrscheinlich bliebe ich dann ja auch elend sitzen, aber wenn ich wirklich einen Mann bekäme, so wüßte ich doch, daß er mich nicht des ekelhaften Geldes wegen genommen hätte."

Wernicke lächelte nachsichtig. „Ich glaube, du machst dir ziemlich überflüssige Sorgen, Maus," sagte er im schönsten väterlichen Tone, über den er gebot. „Du bist da in eine pessimistische Stimmung hineingeraten, die sich durch nichts rechtfertigen

läßt. Als meine Tochter darfst du getrost Optimistin sein. Geld ist nämlich gar nicht so ekelhaft. Geld verleiht Macht, und Macht setzt uns in die Lage, unsere Ideale zu verwirklichen. Siehst du? Aber nun laß uns allein, Irmgard. Wir haben wichtige Dinge zu besprechen."

„Na ja, was man so ‚wichtige Dinge' nennt! Es wird sich wohl wieder um den Jubiläumsrummel handeln," meinte sie, zur Tür tänzelnd. Plötzlich aber machte sie kehrt, eilte auf den Prokuristen zu und blieb dicht vor ihm stehen. „Nett waren Sie zwar gar nicht, Herr Hennig," sagte sie, „aber ich glaube, es gehört sich doch wohl, daß ich Ihnen danke." Sie ergriff seine Hand, schüttelte sie kräftig und verließ dann lachend das Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel

Donnerstag, den 8. August 1912 herrschte in den Geschäftsräumen der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt eine ausgesprochene Gewitterstimmung. Der Prinzipal war, angeblich wegen Unpäßlichkeit, zu Hause geblieben. Das kam von Zeit zu Zeit einmal vor und wäre nicht weiter auffallend gewesen. Aber Herr Hunger, der es in solchen Fällen mit seiner Pflicht, das Personal zu überwachen, doppelt ernst nahm und dann in der unleidlichsten Weise überall umherschnauzte, blieb heute stumm wie ein Fisch, stand viertelstundenlang untätig an seinem Pult, schaute sorgenvoll durchs Fenster und rannte endlich, asthmatisch schnaufend, ins Privatkontor, wo er den Geldschrank öffnete, die Geschäftsbücher herauskramte und sie dann, nachdem er in dieses und jenes einen flüchtigen Blick geworfen hatte, seufzend wieder einschloß. Das wiederholte sich in den ersten Geschäftsstunden vier- oder fünfmal.

Der adlige Lehrling, der dem alten Gehilfen sonst ein Dorn im Auge war und beim geringfügigsten Anlaß von ihm mit Vorwürfen überhäuft wurde, ließ, als er, vom Lager kommend, über die Türschwelle stolperte, einen hohen Stoß gebundener Exemplare von „Rehwald, Auf karger Scholle" fallen. Hunger schien es kaum zu be-

merken und verlor kein Wort darüber. Das war verdächtig.

Die Empireuhr drinnen im Privatkontor schlug zehn, ohne daß Hunger, wie er's seit Menschengedenken zu tun pflegte, seine Käsebemme aus dem Pult geholt und mit behaglichem Schmatzen gefrühstückt hätte. Das war mehr als verdächtig, das war geradezu beängstigend. Die Angestellten bemerkten es mit einem Gefühl von seelischer Beklemmung, verloren ebenfalls den Appetit und verschwanden einer nach dem andern aufs Lager. Nur Fräulein Scholz und Drillhose hielten an ihren Plätzen aus, verharrten jedoch in geschäftiger Untätigkeit und beobachteten, während sie zum Schein in Briefschaften und Fakturen wühlten, den dicken Herrn mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Ist Ihnen auch aufgefallen, daß der Alte und Hunger gestern da drinnen eine Anzahl Briefe mit der Hand geschrieben haben?" fragte die Tippdame, als sich der Erste Gehilfe wieder einmal im Nebenzimmer zu schaffen machte.

„Und ob mir das aufgefallen ist!" erwiderte Drillhose. „Und wissen Sie auch, was das bedeutet, Fräulein Meta?"

„Daß etwas in der Luft liegt, wovon das Personal nichts wissen soll."

„Jawohl. Und was kann das nur sein? Die Pleite der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt! Ich habe schon längst so was gewittert. Etwas ist faul im Staate Dänemark. Geben Sie einmal acht, ob ich nicht recht habe."

ein. Übrigens sind die Forderungen von Angestellten bevorzugt. Wir kommen unter allen Umständen zu unsern paar Kröten."

Jetzt trat Hilde ein und fragte nach Herrn Hunger. Drillhose wies sie ins Privatkontor. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, warf der junge Mann der Tippdame einen bedeutsamen Blick zu. „Die hatte auch einen tragischen Zug," bemerkte er. „Das steht ihr aber brillant zu Gesicht. Kassandra oder Iphigenie! Man sagt gewöhnlich, die Sorge drücke die Menschen nieder. Bei den meisten mag das auch zutreffen, aber nicht bei allen. Edle Naturen werden dadurch über sich selbst hinausgehoben. In meinem ‚Titanensturz' lasse ich den Ingenieur Wilkens einmal sagen: ‚Wahre Größe sitzt nicht auf gepolstertem Stuhle, sie thront auf granitenem Felsen, über dem die heiße Luft des Mittags flimmert, und den der Frost der Winternacht durchkältet. Und wie sie des Sonnenbrandes und des Frostes nicht achtet, so spottet sie auch der Rosen des Glücks und der Dornen der Not, denn ihr Haupt krönt der Strahlenkranz der Menschenwürde'."

„So halten Sie doch endlich einmal den Mund, Herr Drillhose! Man versteht ja kein Wort von dem, was die da drinnen verhandeln", sagte Fräulein Scholz, der der rechte Sinn für Glanzstellen aus ungedruckten Meisterwerken der Literatur abzugehen schien.

Der junge Dichter schwieg, und beide lauschten, als gölte es, den Urteilsspruch zu erkunden, der

über ihr zeitliches und ewiges Heil entscheiden sollte. Aber sie strengten ihre Ohren vergebens an: die Unterhaltung im Privatkontor wurde im Flüstertone geführt.

„Hat Ihnen Ihr Herr Vater denn noch nichts gesagt, Fräulein Hilde?" erkundigte sich Hunger, dem es offenbar schwer wurde, der Tochter seines Prinzipals über die Geschäftslage reinen Wein einzuschenken.

„Nichts Bestimmtes, Herr Hunger. Das ist es ja eben: er beschränkt sich auf allerlei Andeutungen über eine augenblickliche kleine Geldverlegenheit, die an sich gar nicht viel zu bedeuten hätte, und gleich darauf spricht er wieder davon, daß auch im geschäftlichen Leben kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen könnten, und daß wir unter Umständen gezwungen sein würden, allerlei Unbequemlichkeiten auf uns zu nehmen. Vater rückt nicht so recht mit der Sprache heraus, wie das ja schon immer seine Art war, er weicht auch jeder direkten Frage aus und behauptet, zu ernstlicher Besorgnis läge gar kein Anlaß vor, und alles Unangenehme erweise sich, wenn man ihm erst Auge in Auge gegenüberstünde, nie als so schlimm, wie man vorher befürchtet habe. Wie gesagt, ich werde aus seinen Reden nicht klug und möchte doch wissen, woran wir sind, und was es mit den von Vater erwähnten schwierigen Verhältnissen auf sich hat. Ich persönlich habe, offen gestanden, seinen Optimismus nie geteilt und bin schon lange zu der Überzeugung gekommen, daß bei uns im Geschäft

vieles anders sein müßte. Nun sagen Sie mir einmal ehrlich und gerade heraus: stehen wir vor dem Konkurs?“

Sie hatte sich in Blumhardts Sessel gesetzt und schaute den alten Gehilfen, der mit rotem Kopfe vor ihr stand und sich mit beiden Händen auf die blanke Platte des Mahagonitisches stützte, mit dem Ausdruck banger Erwartung an.

„Leider, Fräulein Hilde. Wir haben gestern den Konkurs angemeldet,“ erwiderte er mit bekümmerter Miene. „Es ließ sich nicht länger mehr vermeiden.“

Sie war auf die Bestätigung ihrer Vermutung gefaßt gewesen und blieb deshalb vollkommen ruhig. „Also so schlecht steht es mit uns?“ sagte sie. „Daß bei uns vieles nicht in Ordnung war, wußte ich schon seit Kantate, aber daß es so weit mit uns kommen mußte, hätte ich doch nicht erwartet. Wie ist das nur möglich, Herr Hunger?“

„Ja, Fräulein Hilde, das frage ich mich selbst schon zum hundertstenmal. So sehr schlecht stehen wir nämlich gar nicht. Die ganze Geschichte hat uns der verfluchte Krapinski wegen der lumpigen hundertundachtzig Mark eingebrockt. Er wollte nicht bis zum 1. Oktober warten, wo die Quartalsabonnements der ‚Aurora‘ hereingekommen wären, und hat die übrigen Gläubiger rebellisch gemacht. Die hätten sonst sicherlich alle mit sich reden lassen. Die Schulden sind gar nicht so bedeutend, und wenn man uns Zeit gelassen hätte, wäre alles bei Heller und Pfennig bezahlt worden. Aber ich kann mir

schon denken, wer hinter Krapinski steckt. Das ist niemand anders als der entlassene Richter, der Lump. Ein ganz gemeiner Racheakt, verstehen Sie?"

„Was wird denn nun geschehen, Herr Hunger? Wird das Geschäft verkauft werden?"

„Jedenfalls, Fräulein Hilde."

„Und was wird dann aus Vater?"

„Nun, er wird gar nicht so schlecht dabei fahren. Soweit sich's vorläufig übersehen läßt, steht der Passivmasse von 40460 Mark eine Aktivmasse von 311200 Mark gegenüber. Dabei ist die alte angesehene Firma einschließlich der Verlagsrechte nur mit 250000 Mark eingestellt. Das ist gewiß nicht zu hoch gerechnet. Unter Umständen kann viel mehr dabei herauskommen. Auf alle Fälle dürfte nach Abzug der Passiva und der Masseschulden so viel übrigbleiben, daß Ihre Eltern ihre ja ohnehin bescheidene Lebensführung ohne große Einschränkung fortsetzen können."

„Nicht wahr, Herr Hunger, über unsere Verhältnisse haben wir doch eigentlich nie gelebt?" fragte Hilde besorgt, als fürchte sie, daß auch sie einen Teil der Schuld an dem über die Familie hereingebrochenen Unglück trage.

„Durchaus nicht. Nein, davon kann keine Rede sein. Man hat sich vielmehr allgemein darüber gewundert, daß sich Ihre Eltern so gar nichts leisteten. Ihr Herr Vater hat doch immer nur gearbeitet. Nicht einmal eine Sommerfrische hat er sich gegönnt, und ins Theater ist er seit mehr als zwanzig

Jahren nicht gegangen", beeilte sich der alte Gehilfe zu versichern.

„Was soll Vater nun anfangen, wenn er im Geschäft nichts mehr zu sagen hat?"

„Es wird sich schon eine Tätigkeit für ihn finden, Fräulein Hilde. Er hat wenigstens immer davon gesprochen, daß er literarische Pläne habe, die er gern verwirklichen möchte."

„Vielleicht findet sich auch im Geschäft irgendeine redaktionelle Arbeit für ihn."

„Das wäre möglich, obwohl es mir nicht gerade wahrscheinlich vorkommt. Angestellter einer Firma sein zu müssen, deren Chef er bis dahin war, wäre für Herrn Blumhardt doch recht mißlich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß das zu einer ersprießlichen Wirksamkeit führen würde."

Hilde sah nachdenklich vor sich hin. „Jedenfalls darf ich den Eltern nicht länger zur Last fallen," sagte sie mit dem Ausdruck der Entschlossenheit. „Ich werde Malunterricht geben und fleißiger als bisher für den Verkauf malen. Vielleicht suche ich mir auch eine Stelle als Gehilfin im Buchhandel oder als Sekretärin bei einer Redaktion. Aber die Einrichtung zu Hause? Werden uns unsere alten lieben Möbel auch abgenommen werden?"

„Das ist kaum anzunehmen. Das meiste davon hat ja doch wohl Ihre Frau Mutter mit in die Ehe gebracht."

„Wenn sich Vater nur schon eher über die Geschäftslage geäußert hätte!" bemerkte das junge Mädchen mit einem tiefen Seufzer. „Dann hätten

wir vielleicht doch noch sparsamer wirtschaften können. Aber er hat Mutter und mich vollständig im unklaren gelassen."

„Er ist wohl selbst bis zur letzten Stunde über die Verhältnisse im unklaren gewesen," meinte Hunger mit einem schwachen Versuch, zu lächeln. „Von geschäftlichen Dingen wollte er so wenig wie möglich hören; die Redaktion nahm ihn vollständig in Anspruch. Ich glaube, er hatte von Haus aus mehr das Zeug zum Gelehrten als zum Geschäftsmann."

„Das ist ja eben sein Unglück," pflichtete Hilde mit großem Eifer dem alten Gehilfen bei. „Wenn ein Buchhändler bloß Kaufmann ist, wie zum Beispiel Konsul Wernicke, so ist das nicht das richtige, aber wenn er, wie Vater, gar nicht Kaufmann ist, so ist das noch schlimmer. Ich möchte nur wissen, wozu der Architekt unten an der Einfahrt die Figuren von Minerva und Merkur angebracht hat. Die sollen doch wohl andeuten, daß ein Buchhändler beide Gottheiten als Patrone zu verehren hat und nicht bloß eine davon. Aber nun sagen Sie mir mal, Herr Hunger, wie wird sich nun die Sache mit dem Konkurs weiterentwickeln? So etwas dauert wohl lange?"

„Ehe alles vorbei ist, können Monate hingehen. Zunächst wird das Amtsgericht einen Konkursverwalter bestellen und einen Termin zur Beschlußfassung der Gläubiger anberaumen. Dabei wird dann ein offener Arrest, mit andern Worten: eine Beschlagnahme des Vermögens Ihres Herrn Vaters

verfügt und eine Frist zur Anmeldung der Forderungen und ein Termin zu deren Prüfung festgesetzt. Die Gläubiger müssen natürlich einen Ausschuß wählen, der ihre Interessen dem Konkursverwalter gegenüber zu vertreten hat. Nach dem Prüfungstermin findet dann die Verteilung der Masse an die Gläubiger statt, und zwar, soviel ich weiß, an drei verschiedenen Zeitpunkten, je nachdem bares Geld vorhanden ist. Findet sich für die Firma nicht gleich ein Käufer, so kann sich die Geschichte unter Umständen recht in die Länge ziehen."

„Das ist eben das Qualvolle dabei, Herr Hunger. Wäre alles nach ein paar Tagen vorüber, dann könnte man doch wieder aufatmen. Aber so muß man sich wochen- und monatelang mit dem Jammer herumschleppen und kommt sich wie gelähmt vor. Vater wird es ja nicht so besonders schwer empfinden, er ist in solchen Dingen ja leichsinnig wie ein Kind. Aber die arme Mutter! Sie stammt aus einer alten Kaufmannsfamilie und hat in allem, was mit Geld und Kredit zusammenhängt, ein ungemein stark entwickeltes Ehrgefühl. Und bei ihrer körperlichen Hinfälligkeit neigt sie ohnehin dazu, alles im trübsten Lichte zu sehen." So vollständig auch das Unglück des Hauses Blumhardt Hildens Denken und Sinnen in Anspruch zu nehmen schien: es war ihr, während sie mit dem alten Gehilfen sprach, doch nicht entgangen, daß die Erde in den auf dem Altan stehenden Katteentöpfen, die man in den letzten Tagen mit Wasser zu versehen versäumt hatte, trocken geworden war. Und so

erhob sie sich, holte die Gießkanne aus dem Winkel hervor und trat auf das flache Dach hinaus, um die Gewächse der heißen Zone, die hier, wo ihnen der starke Taufall ihrer heimatlichen Nächte fehlte, auf die Fürsorge der Menschen angewiesen waren, zu begießen. Sie liebte die schrulligen Kinder Florens nicht sonderlich, und wenn sie sich ihrer in dieser sorgenvollen Stunde annahm, so tat sie's wohl nur aus Pflichtgefühl. Und als ihr Blick dabei die Kastanie streifte, die ihr Urgroßvater bei der Geschäftsgründung gepflanzt hatte, da verstand sie, weshalb der alte Baum gerade in diesem Jahre hatte verdorren müssen.

*

Mit ihrer Behauptung, daß ihr Vater „in solchen Dingen leichtsinnig wie ein Kind" sei, hatte Hilde nicht ganz unrecht gehabt. Auch jetzt saß er, in seinen Schlafrock gehüllt, ganz behaglich am Fensterplatz von Frau Agathens Kemenate und korrigierte einen für die „Aurora" bestimmten Artikel über Humboldts Humanitätsidee, dessen Inhalt ihn so in Anspruch nahm, daß er alles andere darüber vergaß. Seine Gattin lag, die Stirn mit einer Kompresse bedeckt, auf ihrem Ruhebett und machte von Zeit zu Zeit behutsame Versuche, ihren Mann zu einer klaren Äußerung über die von ihm in den letzten Tagen öfters erwähnten „fatalen Vorkommnisse" zu veranlassen. Damit schien sie freilich nicht viel Glück zu haben. Er wich ihren Fragen geflissentlich aus und zog es vor, ihr Stellen aus dem

Manuskript vorzulesen, die seinen besonderen Beifall gefunden hatten. „Uns, die wir viel zu sehr in den kleinen Sorgen des Alltags aufgehen, mutet Humboldt an wie ein Bürger aus einer glücklichern Welt," sagte er, mit liebevoller Sorgfalt seinen Bleistift spitzend. „Ich glaube, nichts kann ihn besser charakterisieren als ein Ausspruch wie dieser: ‚Der Mensch schafft immer nur so viel Gutes, als er in sich gut wird. Was für die Masse des Guten in der Menschheit dadurch gewonnen ist, stand klar vor mir da, und wie die schöngestaltete Natur einen wohltätigern Segen über die Menschen verbreitet, die sich in ihrem Anschaun verlieren, als die fruchtbare für die, welche ihre Fülle genießen, so kam mir der Mensch vor, der still und ewig nach dem Großen strebend unter seinen Mitbrüdern einherwandelt, ungestört gedenkend des großen Zieles, und unbekümmert um die Gaben, die er ausspenden könnte, die ihn aber vom Wege abwenden würden.' Ist das nicht fein gesagt? Kann der Gedanke, daß der vollkommene Mensch, der nur seinen Anlagen und Neigungen gemäß lebt, zugleich auch der Allgemeinheit am besten dient, klarer umschrieben werden?"

„Würdest du nicht so gut sein und den Bücherschrank schließen, Waldemar?" sagte Frau Agathe mit schwacher Stimme. „Wenn die Schranktür aufsteht, habe ich immer die Empfindung, als ob es zöge. Und Zugluft vertrage ich so sehr schlecht, besonders jetzt, wo ich mich auch seelisch so niedergedrückt fühle."

„Wir kranken eben alle mehr oder weniger am Dualismus, Agathe," fuhr Blumhardt, während er sich erhob, um dem Wunsche der Gattin zu entsprechen, unbeirrt fort, „und den können wir nur überwinden, wenn wir uns zu Anschauungen bekennen, wie sie Humboldt verkündet. Körper und Seele sind eins, sind ein ungeteiltes und unzerreißbares Ganze, das von der Idee beherrscht wird. Unter ‚Idee' ist das zu verstehen, was dem Individuum seinen besondern Charakter verleiht und, ihm selber unbewußt, in ihm waltet. Sie betätigt sich im Kampfe gegen die ihr widerstrebenden Gewalten, und beim Menschen zeigt sich dieser Kampf ganz deutlich als das Streben des Geistes, den Körper zu überwinden und zu beherrschen. Wir müssen uns daran gewöhnen, die Idee unseres Ichs als etwas Metaphysisches zu betrachten, denn das ist der einzige Weg, über uns unangenehme Einwirkungen der realen Welt hinwegzukommen."

„Wenn du meinst, wir müßten uns künftig mehr nach der Decke strecken, dann wäre es doch wohl gut, wir nähmen uns ein billigeres Dienstmädchen," bemerkte Frau Blumhardt, ohne auf die metaphysischen Spekulationen ihres Gatten einzugehen. „Martha bekommt jetzt sechsundzwanzig Mark, und das Weihnachtsgeschenk ist dementsprechend auch immer reichlicher geworden. Ein ganz junges Ding kann man schon für fünfzehn oder sechzehn Mark haben. Hältst du es nicht auch für richtig, daß ich Martha kündige?"

„Die paar Mark, die du da sparen würdest,

spielen keine Rolle," erwiderte Blumhardt lächelnd. „Jedenfalls wollen wir nichts unternehmen, bevor wir nicht genau wissen, woran wir sind. Und das wird sich ja in der nächsten Zeit herausstellen."

Frau Agathe seufzte. „Ich weiß nicht, Waldemar, du drückst dich immer so unklar aus. Was soll denn die nächste Zeit eigentlich bringen? Nimm mir's nicht übel, aber deine Andeutungen beunruhigen mich schrecklich. Daß du wegen des Geschäftes Sorgen hast, habe ich dir schon längst angemerkt. Steht es denn gar so schlimm damit? Müssen wir uns etwa auf den Konkurs gefaßt machen?"

„Ich fürchte, meine liebe Agathe, oder vielmehr, ich fürchte es schon nicht mehr, denn eine vollendete Tatsache ist weit weniger beunruhigend als die Ungewißheit. Ich für meine Person habe mich schon damit abgefunden; das ist ja auch das einzige, was man als denkender Mensch in einem solchen Falle tun kann. Wenn ich ganz offen sein soll, muß ich sogar bekennen, daß mir diese Lösung gar nicht so unwillkommen ist. Das Buchhändlerische ist ja nie meine Stärke gewesen, und da es sich doch wohl von selbst versteht, daß ich, wenn die Firma verkauft wird, Herausgeber der ‚Aurora' bleibe, so kann ich die Entbindung von rein geschäftlichen Pflichten nur als eine Erleichterung betrachten. Es hat eben jedes Ding auch seine guten Seiten, man muß sie nur aufzufinden wissen."

Frau Agathe erwiderte nichts, aber das leise

Weinen, das sich vom Ruhebett her vernehmen ließ, verriet nur zu deutlich, daß sie sich zu der optimistischen Auffassung ihres Mannes nicht aufzuschwingen vermochte.

Er war zunächst ein wenig betroffen, faßte sich aber bald wieder und behauptete mit der Entschiedenheit, die auf die schwache Frau sonst immer mit überzeugender Beweiskraft wirkte: „So ein Konkurs ist ja, im Grunde genommen, nur eine Formalität. Das Wort ist schlimmer als die Sache selbst. Es gibt im deutschen Sprachgebrauch eben eine ganze Anzahl solcher Wörter, die einen peinlichen Beigeschmack haben und dabei doch Dinge bezeichnen, die an sich gar nicht so schrecklich sind. Bei den alten Griechen war es umgekehrt: die benutzten, wenn sie von unangenehmen Dingen sprachen, mit Vorliebe euphemistische Ausdrücke, um durch das mildernde oder beschönigende Wort dem damit bezeichneten Gegenstand das Odium zu nehmen. Sprächen wir anstatt vom Konkurs einfach von einer gerichtlichen Zahlungsregelung, so würde sich kein Mensch mehr über ein solches Verfahren sonderlich aufregen. Denn mit dem Gericht hat man im bürgerlichen und besonders im geschäftlichen Leben doch tagtäglich zu tun, und das Wort ‚Zahlungsregelung' hat für meine Empfindung kaum einen peinlicheren Beigeschmack als ‚Zahlung'."

Vielleicht lag es an der Unvollkommenheit der deutschen Sprache, daß Frau Agathe die über sie und die Ihrigen hereingebrochene Katastrophe doch

nicht mit der beinahe heitern Unbefangenheit hinzunehmen vermochte, die ihrem Gatten über diese trüben Tage und Wochen hinweghalf.

*

Am andern Tage las man unter den gerichtlichen Bekanntmachungen im „Börsenblatt“, daß über das Vermögen des Verlagsbuchhändlers Waldemar Blumhardt in Leipzig am 8. August 1912, nachmittags 1½ Uhr das Konkursverfahren eröffnet und der offene Arrest erlassen worden sei. Zum Konkursverwalter sei der Rechtsanwalt Justizrat Dr. Moritz Nürnberger bestellt; die Anzeige- und Anmeldefrist laufe bis zum 6. September 1912, die erste Gläubigerversammlung finde am 6. September 1912, vormittags 10½ Uhr statt, und als Prüfungstermin sei der 20. September 1912, vormittags 10 Uhr, bestimmt worden.

Um 3 Uhr nachmittags, gerade als Waldemar Blumhardt am Mahagonitisch im Privatkontor Platz nehmen wollte, erschien ein untersetzter, ziemlich beleibter Herr mit einer umfangreichen Ledermappe unter dem Arm, stellte sich als Doktor Nürnberger vor, erklärte, daß er im Auftrage des Königlichen Amtsgerichts komme und um die wahrheitsgemäße Beantwortung einer Reihe von Fragen zu ersuchen habe. Zugleich verlangte er die Auslieferung der Schlüssel zum Kassenschrank und zu sämtlichen Schränken und Schiebläden.

Blumhardt, dem jetzt erst der ganze Ernst seiner Lage zum Bewußtsein kam, war ein paar Augen-

blicke lang wie vor den Kopf geschlagen. Daß sich das Gericht in seine Angelegenheiten mischte, daß er über seine Verhältnisse genaue Auskunft erteilen sollte, darüber wäre er als loyaler Staatsbürger leicht hinweggekommen, aber daß dieser fremde Mensch, der da mit unerbittlich strenger Miene vor ihm stand, von ihm forderte, er solle sich der Schlüssel zum Geldschrank entäußern, worin zum mindesten sechzig bis siebzig sorgfältig durchkorrigierte „Aurora"-Manuskripte schlummerten, das war beinahe zu viel für ihn.

Er hatte in der ersten Erregung versäumt, dem Konkursverwalter einen Stuhl anzubieten, aber der Justizrat, dessen ganzes Auftreten von großer Sicherheit zeugte, schien gar nicht erst darauf zu warten, sondern ließ sich, als verstünde sich das von selbst, mit der größten Gemütsruhe auf Blumhardts Sessel nieder und überließ es dem alten Herrn, sich einen andern Platz zu suchen. Das war ein zweiter Schlag auf das in Ehren weiß gewordene Haupt des Verlegers, kaum minder wuchtig als der erste.

Der also Gedemütigte brachte seinen Schlüsselbund zum Vorschein und löste mit zitternden Fingern alle Schlüssel ab, die zu den in den Geschäftsräumen stehenden Schränken gehörten. Nürnberger nahm sie an sich, steckte sie in ein Beutelchen von Waschleder, das er in seiner Hosentasche verschwinden ließ, öffnete seine Aktenmappe und breitete auf Blumhardts Schreibunterlage einen Kanzleibogen vor sich aus. Dann begann er damit, seine Fragen zu stellen und die Antworten zu

Papier zu bringen. Dabei merkte er bald, wie wenig der Gemeinschuldner — denn für ihn war der bedauernswerte alte Herr weiter nichts als das — über die eigenen Verhältnisse unterrichtet war. Immer und immer wieder mußte Hunger zugezogen werden, der dann behutsam und mit gepreßter Stimme Auskunft gab.

Blumhardt dagegen kam bald dahinter, daß die Einrichtungen und Gepflogenheiten des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes dem Justizrat böhmische Dörfer waren. Man mußte ihm umständlich auseinandersetzen, wie sich der Verkehr zwischen Verleger und Sortimenter abwickle, und was unter Kommissions- und Barauslieferung, unter Remittenden und Disponenden, unter Versendungslisten und Kontoauszügen zu verstehen sei, und es bedurfte immer neuer Fragen und Erklärungen, bevor er sich in dieser ihm fremden Welt zurechtfand. Dadurch bekam Blumhardt wieder Oberwasser, erlaubte sich hie und da eine scherzhafte Bemerkung und versuchte, das Gespräch aus dem schmalen amtlich-sachlichen Gleis in die breite Bahn einer gemütlichen Unterhaltung hinüberzuleiten. Aber seine Bemühungen waren vergeblich: Justizrat Nürnberger hatte offenbar weder Sinn für die witzige Kritik, die der „Gemeinschuldner“ an den literarischen Richtungen der jüngsten Gegenwart übte, noch für dessen Betrachtungen über moderne Bücherfabriken und deren unheilvollen Einfluß auf den Geschmack des Publikums. Er blieb kalt wie Eis, schien alles zu überhören, was nicht in un-

mittelbarem Zusammenhang mit der Konkurs-angelegenheit stand, und öffnete, während sich der alte Herr gerade anschickte, ihm einen kleinen belehrenden Vortrag über die Schuld der Juristen an der Verlotterung der deutschen Sprache zu halten, die Tür zum Kontor, um dem Personal einzuschärfen, daß von heute an niemand im Hause Friedrich Ambrosius Blumhardt berechtigt sei, im Namen der Firma Zahlungen zu leisten oder zu empfangen, und daß einlaufende Postsachen uneröffnet für ihn zurückzulegen seien. Endlich setzte er mit Hungers Beihilfe eine Anzeige für das „Börsenblatt" auf, durch die sämtliche Disponenden zurückverlangt wurden, und ersuchte Blumhardt, die Redaktion der „Aurora" einstweilen fortzuführen, dabei jedoch nach Möglichkeit mit dem vorhandenen Manuskriptbestande zu wirtschaften und nur, wenn es sich um unumgänglich notwendige Beiträge von aktueller Bedeutung handele, neue Arbeiten, die aus der Teilungsmasse honoriert werden müßten, zu erwerben. Als er sich gegen fünf Uhr verabschiedete, kündigte er dem alten Herrn an, daß er ihn am nächsten Vormittag Punkt elf Uhr in seiner Privatwohnung aufsuchen werde, um mit ihm wegen des Mobiliars Rücksprache zu nehmen. Dann zündete er sich eine Zigarre an, warf einen flüchtigen Blick auf die an den Wänden hängenden Bilder und ging von dannen.

Von allen den vielen, meist wenig erfreulichen Dingen, die während dieser zwei Stunden zur Sprache gekommen waren, hatte auf Blumhardt

nichts einen so starken Eindruck gemacht wie die an ihn gerichtete Aufforderung des Konkursverwalters, die Redaktion der „Aurora“ in gewohnter Weise weiterzuführen. Er sah darin eine Bestätigung seiner Annahme, daß er doch eben unentbehrlich sei, und daß er trotz allem das Heft in der Hand behalten werde. Je länger er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, in desto freundlicherem Licht erschien ihm die ganze Angelegenheit, und als er am Abend in seiner Wohnung anlangte, hatte sich sogar sein anfänglich keineswegs sehr günstiges Urteil über Nürnberger so gründlich gewandelt, daß er Frau Agathe den allerdings etwas kurz angebundenen, aber, im Grunde genommen, doch recht umgänglichen und liebenswürdigen Herrn nicht genug rühmen konnte und ihr mitteilte, der Justizrat werde sich die Freiheit nehmen, ihr am nächsten Morgen seine Aufwartung zu machen.

Diese „Aufwartung“ sah nun freilich, bei Lichte betrachtet, ein wenig anders aus, als die kränkliche Frau nach der Darstellung ihres optimistischen Waldemar hatte erwarten müssen. Nürnberger wünschte allerdings auch sie zu sprechen, drückte ihr jedoch mit einem Ernst, der nicht viel Gutes versprach, sein Bedauern darüber aus, daß er ihr seinen Besuch nicht ersparen könne, und machte sie dann gleich darauf aufmerksam, daß sie nach Paragraph 45 der Konkursordnung Gegenstände, die sie während der Ehe erworben habe, nur dann für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt sei, wenn sie deren nicht aus den Mitteln des Gemeinschuld-

ners erfolgte Erwerbung zu beweisen vermöge. Über diesen Punkt vermochte Frau Blumhardt den Justizrat mit der Erklärung zu beruhigen, daß sie, abgesehen von einigen Neuanschaffungen an Küchengerät und Wäsche, während ihrer Ehe überhaupt keine Gegenstände von höherem Wert erworben habe. Die Möbel entstammten mit Ausnahme der ihrem Manne gehörenden Wohnzimmereinrichtung ihrem elterlichen Hause und seien ihr ausschließliches Eigentum. Damit schien sich der Konkursverwalter zufrieden zu geben, aber sein Besuch hinterließ, so kurz er auch gewesen war, bei Frau Agathe doch die bittere Empfindung, daß sie vor dem, was ihr Gatte immer eine ziemlich belanglose Formalität nannte, nicht einmal in ihrer stillen Häuslichkeit sicher sei.

Die Dinge gingen nun ihren Gang. Die erste Gläubigerversammlung trat am 6. September zusammen, und unter den Herren, die in den Gläubigerausschuß gewählt wurden, befand sich außer zwei Buchdruckereibesitzern und einem Großbuchbinder auch der Papierfabrikant Stolze in Firma Stricker und Stolze.

Abgesehen davon, daß jeden Vormittag Justizrat Nürnberger im Geschäft erschien, die Post verteilte und einen prüfenden Blick in die Bücher warf, war im Hause Blumhardt vorläufig alles beim alten geblieben. Wenn jedoch etwas geeignet war, dem alten Herrn immer aufs neue zum Bewußtsein zu bringen, daß das Schicksal mit rauher Hand in sein Leben eingegriffen habe, so waren es die Mittwoch-

nachmittage. Sonst hatten sich mit dem Glockenschlage sechs die „Aurorafalter“ mehr oder minder vollzählig um den großen Mahagonitisch zusammengefunden; jetzt ließ sich außer Schröter, der ja für seine Tätigkeit bezahlt wurde, höchstens einmal Gevatter Korte auf ein Viertelstündchen sehen, war aber nicht recht bei der Sache und äußerte zu Blumhardts Verdruß sogar ohne Zartgefühl die Vermutung, daß die Tage der „Aurora“ nach menschlichem Ermessen wohl gezählt seien. Die übrigen Redaktionsmitglieder hielten sich fern; für sie hatte, seit in der Hauptsache nur noch altes Material zur Verfügung stand, die Zusammenstellung der Hefte keinen Reiz mehr, und es bedurfte wiederholter Mahnungen, bevor sich der sonst so arbeitsfreudige Oberstudienrat Sintrop entschloß, einen zeitgemäßen Beitrag über den böhmischen Ausgleich zu liefern.

So machte also Blumhardt seine Hefte allein, schimpfte dabei aber weidlich auf das ihm zur Pflicht gemachte Sparsystem und behauptete, wenn man ihm freie Hand ließe, würde er brillante Nummern herausbringen, womit den Gläubigern entschieden mehr gedient sei, als wenn man die gute alte Zeitschrift nun durch falsch angewandte Sparsamkeit entwerte. Im geheimen rechnete er freilich damit, daß sich für das Geschäft recht bald ein Käufer finde, der seiner Überzeugung nach nichts Eiligeres zu tun haben konnte, als ihm, dem langbewährten Herausgeber, die Vollmacht zu einem durch keinerlei rechnerische Bedenken eingeschränkten fröhlichen

Drauflosswirtschaften zu erteilen. Und weil ihm deshalb alles daran lag, daß dieser längst herbeigesehnte Zustand so bald als möglich eintrete, verzichtete er Leuten gegenüber, von denen er glaubte, daß sie aus ihrem Bekanntenkreise einen Kauflustigen nachweisen könnten, auf die bisher immer geübte Zurückhaltung und gab sogar Hennig, der eines Tages kam, um ihm ein Wort des Anteils und des Trostes zu sagen, ungefragt eine genaue Darstellung seiner gesamten geschäftlichen Verhältnisse. Bei dieser Unterredung kamen die beiden Männer übrigens einander merklich näher, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil jeder von ihnen diesmal mit der größten Sachlichkeit über seine Lage sprach. Blumhardt meinte, er brauche aus seinen Ansichten über den so viele Jahre von ihm geleiteten Verlag kein Hehl zu machen, da ihn die Sache ja eigentlich nichts mehr angehe, und Hennig erklärte, er fühle sich in dem Wernickeschen Fabrikbetriebe schon längst nicht mehr wohl und würde, wenn sich eine andere Tätigkeit für ihn finde, lieber heute als morgen seine Stellung aufgeben.

Sechzehntes Kapitel

In den frühen Morgenstunden des 1. Oktober, eines Dienstags, hatten geschäftige Hände das Privatkontor der Firma Wernicke und Kompanie in einen Lorbeerhain verwandelt. Der Konferenztisch, der aus der Mitte des Raumes an eines der Fenster geschoben worden war, bog sich beinahe unter der Last der blühenden Topfgewächse und Blumengebinde. Auf dem Schreibtisch des Konsuls lagen, zu hohen Stößen aufgeschichtet, die mit der ersten Post eingelaufenen Glückwunschschreiben und die Telegramme, zu denen sich aller paar Minuten neue gesellten. Der Schreibtischsessel war bekränzt und stand in der Mitte eines aus Klubsesseln und Stühlen gebildeten Halbrunds, das sich nach der Tür zum Hauptkontor hin öffnete. Hennig, Blau und die Abteilungsleiter waren, festlich befrackt, schon versammelt, betrachteten mit Befriedigung die wohlgelungene Anordnung, weideten sich an der Pracht der Chrysanthemen, Orchideen und Kamelien, zählten die Briefe und Depeschen und rückten an der Staffelei herum, die das einstweilen noch verhüllte Ehrengeschenk des Personals, eine in Ebenholz gerahmte schwere Bronzetafel mit dem Reliefbildnis des Chefs, trug.

Gegen zehn Uhr erschien Wernicke selbst, spielte, die Umwandlung seines Arbeitszimmers in ein

Gewächshaus gewahrend, ziemlich glaubwürdig den Überraschten und nahm die Glückwünsche seiner Getreuen mit einer ebenfalls recht echt anmutenden Bescheidenheit entgegen. Er sah sich mit geschmeicheltem Schmunzeln die Blumen an, öffnete die Telegramme, tat ab und zu gerührt und meinte gutgelaunt, wenn er die vielen Briefe alle lesen wolle, müsse er wohl ein paar Tage Überstunden machen.

Als sich die übrigen Herren, froh, ihre Gratulation an den Mann gebracht zu haben, erleichtert an ihre Arbeitsstätten begaben, blieb Hennig im Privatkontor zurück, um sich mit dem Konsul darüber zu verständigen, wie bei der auf elf Uhr festgesetzten offiziellen Feier die zu erwartenden Vertreter des Rates und der verschiedenen Körperschaften auf die Sitzgelegenheiten zu verteilen seien. Wernicke hielt den Augenblick für gekommen, einige begütigende Worte an seinen Prokuristen zu richten. Es hatte in der letzten Zeit doch gar zu oft scharfe Auseinandersetzungen gegeben, da Hennig immer wieder Veranlassung zu haben glaubte, sich darüber zu beklagen, daß er bei wichtigen Entscheidungen übergangen werde. Wenn ihm der Chef heute, am Ehrentage der Firma, die Hand zur Versöhnung bot, so war das, vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ja recht schön, aber dem Prokuristen erschien es vor allem als ein Eingeständnis des Konsuls, daß er es sei, der die Schuld an dem Zerwürfnis trage. Und da er Wernicke lange genug kannte, um wissen zu können, daß auf eine

wirkliche Sinnes- und Charakteränderung bei dem selbstbewußten und eigenwilligen Manne nicht zu rechnen sei, nahm er die Friedensbotschaft auch nur als das auf, was sie in der Tat war, als den vielleicht gut gemeinten, jedoch im Grunde etwas egoistischen Versuch, jeden Schatten zu beseitigen, der den Glanz des Jubiläums hätte trüben können.

„Ich habe Ihnen doch schon oft gesagt, daß wir beide aufeinander angewiesen sind, mein lieber Herr Hennig," sagte der Chef, nicht wenig erstaunt darüber, daß seine „rechte Hand" seinen mit einer gewissen Wärme gesprochenen Worten gegenüber ziemlich kühl blieb. „Was sollte ich ohne Sie anfangen, was Sie ohne mich?"

„Jeder Mensch ist zu ersetzen, Herr Konsul. Ich bin überzeugt, Sie würden ohne mich ebenso gut auskommen wie bisher, vielleicht sogar besser, denn Sie betrachten nun einmal die Bedenken, die ich gegen manche Ihrer Maßnahmen zu erheben mich für verpflichtet halte, als lästige Hemmnisse, denen Sie nach Kräften auszuweichen bestrebt sind. Die Fälle, in denen ich diese Wahrnehmung machen mußte, haben sich in der letzten Zeit so sehr gehäuft, daß es mir schwer wird, noch an die Möglichkeit eines ersprießlichen Zusammenarbeitens zu glauben."

„Gott ja, ich will ja gern zugeben, daß ich manchmal etwas schnell von Entschluß bin und die Neigung, meine Mitarbeiter vor ein fait accompli zu stellen, nicht immer zu überwinden vermag. Aber es gibt eben Lagen, in denen ein schnelles Zu-

greifen am Platze ist, besonders wenn man das instinktive Bewußtsein hat, den rechten Weg eingeschlagen zu haben."

„Mag sein, Herr Konsul. Da ich jedoch jederzeit sofort erreichbar bin, würde es sich bei einer Verständigung zwischen uns meist nur um eine Verzögerung von wenigen Minuten handeln. Aber auch bei Angelegenheiten, die durchaus nicht dringlich sind, verzichten Sie neuerdings, wie es scheint, grundsätzlich darauf, meine Meinung zu hören."

Wernicke tat verwundert. „Auf ein solches Vorkommnis wüßte ich mich nicht zu besinnen", sagte er, den Klemmer hinter die Brille schiebend.

„Darf ich Sie an die aus Anlaß des heutigen Tages gemachten Stiftungen erinnern, Herr Konsul? Seit ich mir erlaubte, darauf hinzuweisen, daß Sie die uns doch eigentlich recht fernstehenden Presseverbände in wahrhaft großartiger Weise, die Angestellten Ihres Hauses dagegen desto kärglicher zu bedenken beabsichtigten, haben Sie Ihre Entschließungen getroffen, ohne diese Angelegenheit nochmals zwischen uns zur Sprache zu bringen. Ich kann heute nur wiederholen, daß das gesamte Personal enttäuscht sein wird, um so mehr, als die Leute wissen, was die Inhaber anderer Leipziger Firmen bei ähnlichen Anlässen für ihre Angestellten getan haben."

„Mein lieber Herr Hennig, ich glaube, Sie und alle die, in deren Interesse Sie hier zu sprechen denken, sehen die Sache doch wohl nicht von der richtigen Seite an. Sie vergessen, daß die Zuwen-

dungen an die Presse ja indirekt wieder dem Personal der Firma Wernicke und Kompanie zugute kommen. Je eifriger die Presse für uns eintritt — und dazu wird sie durch unsere Stiftungen ja geradezu moralisch gezwungen! —, desto stärker wird der Absatz der ‚Phöbus'-Bände und desto gesicherter die Position unseres Verlages und der damit verbundenen Betriebe werden. Und daß nur ein blühendes Geschäft seinen Angestellten befriedigende Existenzbedingungen schaffen kann, müßten die Herren doch wohl einsehen."

Hennig zuckte die Achseln. „Vom Wert eines indirekten Vorteils wird niemand so leicht zu überzeugen sein, der auf einen direkten gehofft hat," entgegnete er. „Ich weiß ja nicht, welche endgültigen Bestimmungen Sie in der Stiftungsangelegenheit getroffen haben, Herr Konsul, aber ich fürchte, daß eine Bevorzugung der Presse, wie sie von Ihnen zu Anfang ins Auge gefaßt worden war, das gesamte Personal gründlich verstimmen dürfte."

„Das wollen wir erst einmal abwarten, mein lieber Herr Hennig," meinte der Konsul leichthin. „Und sollten Sie mit Ihrer Befürchtung wirklich recht behalten, so werde ich eben die Ungnade meiner Herren Angestellten mit Würde zu ertragen versuchen müssen. Das eine aber wollen Sie freundlichst nicht außer acht lassen: wenn ich meinen Leuten aus eigenem Antrieb ein Opfer bringe, so muß ich auch das Recht haben, über die Höhe dieses Opfers selbst zu entscheiden." Damit griff

er zum Brieföffner und begann, die eingelaufenen Schreiben zu überfliegen. Der Prokurist betrachtete dies als ein Zeichen, daß der Chef das Gespräch als beendet ansehe, und verließ das Zimmer.

Kurz vor elf brachte das Auto die Frau Konsul mit Sohn und Tochter, und bald darauf stellten sich die ersten Gratulanten ein. Binnen einer Viertelstunde füllte sich das Privatkontor mit feierlich aussehenden Menschen, von denen jeder einzelne sich durch Lorbeerpyramiden und befrackte Zeitgenossen den Weg zu Wernicke bahnte, ihm unter verbindlichen Redensarten die Hand schüttelte und dann gewöhnlich seinen Damen vorgestellt wurde.

Nun wurden die Türen zum Hauptkontor und zum Korridor geöffnet, wo Kopf an Kopf die Angestellten standen und erwartungsvolle Blicke auf die im Allerheiligsten versammelte erlesene Gesellschaft warfen, und in demselben Augenblick stimmte der Hausgesangverein unter der Leitung eines musikbegabten Druckereifaktors Uhlands „Das ist der Tag des Herrn" an. Kritische Gemüter mochten bei den Worten „Ich bin al - lein auf wei - ter Flur, noch ei - ne Mor - gen - glok - ke nur, nun Stil - le nah und fern" ihre Betrachtungen darüber anstellen, daß das schöne Lied kaum so recht zu dieser Stunde paßte, ganz abgesehen davon, daß der schwäbische Dichter schwerlich unter dem Tag des Herrn vorausahnend das fünfundzwanzigjährige Geschäftsjubiläum des Konsuls Wernicke in Leipzig verstanden hatte. Aber Mendelssohns

einfache Melodie tat doch ihre Wirkung, und als nach dem Verklingen der letzten Strophe Hennig vortrat, um im Namen des gesamten Personals eine Ansprache an den Firmeninhaber und die Festversammlung zu richten, herrschte wirklich „Stil-le nah und fern“.

Der Redner schilderte in kurzen Zügen die Entwicklung des Geschäfts, das aus bescheidenen Anfängen im Laufe eines Vierteljahrhunderts zu einem Welthause geworden sei. Wüßte man nicht, daß der Unternehmungsgeist, die zähe Energie und der nie ermüdende Fleiß des verehrten Herrn Chefs Wunder gewirkt hätten, so könne man in Versuchung kommen, ihn für einen bevorzugten Liebling der Glücksgöttin zu halten. Aber jeder, der die Ehre genieße, unter ihm tätig zu sein, habe täglich Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß bei dem schnellen Aufstieg der Firma Wernicke und Kompanie keine anderen Zauberkräfte im Spiele seien, als die vorbildlichen Eigenschaften des Herrn Konsuls, der vom ersten Tage an als ein Meister am Werk gestanden und das Haus Wernicke durch zielbewußte Arbeit zu seiner jetzigen Höhe und Bedeutung emporgeführt habe. Hennig schloß, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß es dem Chef vergönnt sein möge, dermaleinst auch das goldene Jubelfest der Firma in körperlicher und geistiger Frische zu erleben, und überreichte dann, indem er die Hülle von der Staffelei wegzog, die Ehrengabe der Angestellten.

Jetzt erhob sich der Gefeierte von seinem be-

kränzten Sitz, dankte dem Personal für die treue Mitarbeit an seinem Lebenswerke, das er wohl als eine, wenn auch bescheidene, Kulturtat bezeichnen dürfe, und für das prächtige Geschenk, das ihn gewaltig überrascht habe, und dessen Wert für ihn weniger darin liege, daß es bestimmt sei, seine Züge, von Künstlerhand verewigt, auf die Nachwelt zu bringen, als daß es von dem guten Einvernehmen zeuge, das im Hause Wernicke und Kompanie zwischen Chef und Angestellten herrsche. Um aber seiner Dankbarkeit einen stärkeren und nachhaltigeren Ausdruck zu verleihen, als es einem so schlechten Redner wie ihm möglich sei, habe er sich, einem Herzensbedürfnis nachgebend, entschlossen, zum dauernden Gedächtnis dieses schönen Tages eine größere Stiftung zu machen, deren Zinsen zur einen Hälfte zu Reisestipendien, zur andern zur Vermehrung des schon vorhandenen Pensionsfonds verwandt werden sollten, und über die er in der allernächsten Zeit Genaueres mitteilen werde. Er hoffe, daß sich diese Stiftung als ein neues Band zwischen ihm und seinen lieben Mitarbeitern erweisen werde.

Nun trat der Bürgermeister vor, verkündete, daß Seine Majestät der König die Gnade gehabt habe, Herrn Konsul Wernicke in Anbetracht seiner Verdienste um Literatur, Buchhandel und graphische Gewerbe Titel und Charakter eines Königlichen Kommerzienrats zu verleihen, händigte dem vor Seligkeit Strahlenden die darüber ausgefertigte Urkunde ein und sprach im Auftrage des Ober-

bürgermeisters die Gratulation des Rates der Stadt aus. Dann übermittelten die Vertreter des Vereins der Buchhändler zu Leipzig, des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, des Deutschen Verlegervereins, des Leipziger Kommissionärvereins, der Handelskammer und der Ortsgruppe Leipzig des Reichsverbandes deutscher Redakteure die Glückwünsche ihrer Körperschaften, und schließlich meldete sich Kurt Arnold Schlick zum Wort, um im Namen der Autoren des Verlages einen Festgruß an Wernicke zu richten, ihn als den uneigennützigen Förderer des deutschen Schrifttums zu feiern und ein Prachtalbum mit Bildnissen und Autogrammen zu überreichen. Vielleicht fand seine Ansprache beim Jubilar deshalb den stärksten Anklang und Beifall, weil das Wort „Idealismus" am häufigsten darin vorkam.

Der Konsul — Verzeihung! — der Kommerzienrat sah sich, als Schlick geendet hatte, im Kreise um, ob noch ein weiterer Sprecher auftauchen werde, und hielt, als dies nicht geschah, eine zunächst ziemlich allgemein gehaltene Dankrede an die Gratulanten, in der er betonte, daß er auch in Zukunft seine ganze Kraft aufwenden werde, um die auf ihn und sein Unternehmen gesetzten Hoffnungen restlos zu verwirklichen. Er sei sich jedoch der Schwere der seiner harrenden Aufgaben wohl bewußt und werde diese nur erfüllen können, wenn er nach wie vor auf die treue Hilfe seines Personals, auf die verständnisvolle Mitwirkung des Buchhandels und vor allem auf die ihm so überaus

wichtige Förderung durch die Presse rechnen dürfe. Gerade dieser verdanke er außerordentlich viel; sie habe in gerechter Würdigung des unermeßlichen Wertes guter und dabei wohlfeiler Literatur für die Hebung weiter Volkskreise in der selbstlosesten Weise den „Phöbus"-Bänden die Wege geebnet und dadurch dem Unternehmen die sichere Grundlage geschaffen, die eine Garantie für eine gesunde Weiterentwicklung seiner Firma biete. Der Presse hierfür zu danken, sei ihm eine besonders angenehme Pflicht, und er habe es nicht besser tun zu können geglaubt, als indem er auch deren große Organisationen mit Stiftungen bedacht habe. Er nannte eine Reihe von Vereinigungen und teilte dabei die für jede bestimmte Summe mit — Zahlen, die allgemeines Erstaunen erregten und bei seinen Angestellten die kühnsten Erwartungen hinsichtlich des für sie ausgeworfenen Betrages wachriefen.

Mit dem Vortrage des Ambrosianischen Lobgesanges klang dann die Feier aus.

*

Während in den Kontoren des Welthauses Wernicke und Kompanie eitel Glück und Seligkeit herrschten, wühlte ein paar Türen weiter Justizrat Nürnberger in Blumhardts Geldschrank, ließ sich von Hunger sagen, welche der darin aufgestapelten Manuskripte bereits honoriert seien, und gab dem alten Gehilfen die Weisung, alles noch Unbezahlte kurzerhand an die Verfasser zurückzusenden. Daß

sich Beiträge darunter befanden, die schon zwei oder drei Jahre lagerten und als angenommen zu betrachten waren, kümmerte den energischen Herrn nicht im geringsten. Er hatte zu dieser durchgreifenden Maßnahme wohl gerade heute seine Zuflucht genommen, weil der Gemeinschuldner, der sich gegen einen solchen Eingriff in die Redaktionsangelegenheiten voraussichtlich mit Händen und Füßen gesträubt hätte, an diesem Tage wegen des Wernickeschen Jubiläums zu Hause geblieben war.

Hunger kam der Anordnung des Konkursverwalters mit gemischten Gefühlen nach. Daß das ersparte Honorar für mehr als zwanzig, zum Teil recht umfangreiche Manuskripte der Teilungsmasse zugute kommen sollte, war ja an sich ganz erfreulich, aber was mochten die Autoren dazu sagen, wenn sie morgen oder übermorgen die Arbeiten zurückerhielten, von denen ihnen auf ihre Mahnbriefe hin schon so oft versichert worden war, daß sie, sobald es der verfügbare Raum erlaube, zum Abdruck gelangen würden? Und was für ein Gesicht würde Herr Blumhardt machen, wenn er andern Tags wiederkam und seinen so liebevoll gehüteten eisernen Bestand an Stoff für die „Aurora“ um mehr als ein Drittel zusammengeschmolzen fand?

Nürnberger zündete sich an dem zerkauten Stummel der ausgerauchten Zigarre eine neue an und wanderte, während er dem dicken Herrn das Schema eines merkwürdig kurzen, geschäft-

lich-trockenen und lieblosen Ablehnungsbriefes in die Feder diktierte, wie ein Löwe im Zwinger auf und nieder. Zuweilen blieb er stehen und lauschte mit sarkastischem Lächeln auf den festlichen Lärm, der aus nicht allzu weiter Ferne an sein Ohr schlug. Einmal, gerade als Herr Schlick seine Rede hielt, öffnete der Justizrat ein klein wenig die Tür und hörte, während er den scharfen Duft des Lorbeers einschnupperte, ein Weilchen zu. Dann schloß er sie behutsam wieder und bemerkte zu Hunger: „Man führt da drüben fortwährend das Wort ‚Idealismus' im Munde. Ich kenne den Wernickeschen Verlag ja nur aus seiner ein wenig aufdringlichen Reklame, aber mir scheint" — er wies auf die beiden Stöße der bezahlten und der unbezahlten Manuskripte —, „der wahre Idealismus dürfte doch wohl eher hier bei Ihnen zu Hause gewesen sein."

Er hatte sich auf Blumhardts Sessel niedergelassen und schaute, mit dem Diktieren fortfahrend, durchs Fenster. Und da wurde er Zeuge, wie der verdorrte Kastanienbaum im Hofe plötzlich seltsam zu zittern begann, sich langsam zur Seite neigte und dann mit gewaltigem Krachen zu Boden stürzte. Daß sich ein blankes Sägeblatt mit leisem Ächzen und Knirschen hart über der Wurzel durch den morschen Stamm gefressen hatte, war dem Konkursverwalter infolge des auf dem Korridor herrschenden lebhaften Getriebes entgangen.

Siebzehntes Kapitel

„Glauben Sie nur nicht, daß Sie von meinem Bruder eine klare Auskunft erhalten werden. Ich kenne ihn doch. Er hat die Absicht, die Sache auf die lange Bank zu schieben und die Leute schließlich mit einem geringfügigen Betrag abzuspeisen“, bemerkte Albrecht Wernicke zu Hennig, als sie ein paar Wochen nach der Jubiläumsfeier eines Morgens über die Stiftungsangelegenheit sprachen.

„Wenn der Herr Kommerzienrat wenigstens von den Stiftungen für die Presse nicht so viel Aufhebens gemacht hätte! Aber gerade dadurch hat er beim Personal Erwartungen geweckt, die zu erfüllen er schwerlich geneigt sein wird“, meinte der Prokurist.

„Natürlich, daran wird er gar nicht denken. Von Zuwendungen an die Angestellten erfährt die Welt ja nicht viel, während seine Fürsorge für die Angehörigen der Presse an die große Glocke gehängt wird. Das ist für ihn eben ausschlaggebend.“

„Diese Auffassung ist auch schon unter unseren Leuten verbreitet. Gestern war ein dreiköpfiger Ausschuß bei mir, um mich in aller Form um Aufklärung zu ersuchen. Ich habe selbstverständlich nur sagen können, ich wisse über den Stand der Angelegenheit selbst nichts Genaues, sei jedoch bereit, im Namen des Personals an Ihren Herrn Bruder

die Bitte zu richten, die versprochenen näheren Mitteilungen nicht noch länger hinauszuzögern. Daß es unter den buchhändlerischen Angestellten ohnehin seit einiger Zeit gärt, darauf habe ich den Herrn Kommerzienrat schon wiederholt aufmerksam gemacht, aber er scheint nicht daran zu glauben."

„Er glaubt eben nichts, was unangenehme Folgen für ihn haben könnte. Sonst ist er doch ein so kluger und weitschauender Mann, aber in solchen Dingen steckt er wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand."

„Das ist leider nur zu wahr, Herr Wernicke. Was mich vor allem kränkt, ist die Gepflogenheit Ihres Herrn Bruders, hinter meinem Rücken alle möglichen Maßnahmen zu treffen, für die ich dann bis zu einem gewissen Grade die Verantwortung tragen soll. Ich merke täglich deutlicher, daß ich hier überflüssig geworden bin, und habe mich entschlossen, die Konsequenzen daraus zu ziehen."

„Sie wollen wohl kündigen?"

„Allerdings. Was bleibt mir denn andres übrig? Hier den Strohmann zu spielen, verspüre ich nicht die geringste Neigung."

Der Zwerg maß den Prokuristen mit einem halb bewundernden, halb neidischen Blick. „Wissen Sie, ich gäbe zehn Jahre meines Lebens darum, wenn ich in Ihrer Haut steckte," sagte er. „Sie sind ein freier Mann und können machen, was Sie wollen. Die ganze Welt steht Ihnen offen. Ich dagegen bin leider an die Firma Wernicke und Kompanie ge-

fesselt, denn ich habe mein kleines Erbteil und meine geringen Ersparnisse hier im Geschäft angelegt. Und wenn ich das Geld ja auch herausziehen könnte, was sollte ich anfangen? Um selbst irgendetwas zu unternehmen, dazu bin ich doch nicht bemittelt genug, und wo fände ein Mensch wie ich, den niemand für voll ansieht, ein Unterkommen? Ich muß meinem Bruder ja noch dankbar dafür sein, daß er mich hier duldet."

Hennig, der seinen eigenen Verdruß über dem Kummer des bedauernswerten Männchens beinahe vergessen hatte, wollte etwas Beschwichtigendes und Tröstendes erwidern, aber ihre Unterhaltung wurde durch Irmgards Eintreten unterbrochen.

Das junge Mädchen fragte nach dem Vater und tat sehr verwundert, als es vernahm, er sei noch gar nicht ins Geschäft gekommen. Dann wolle sie warten, erklärte sie, denn die Mutter habe sie beauftragt, sich vom Vater Geld zum Bezahlen einer Rechnung geben zu lassen. „Es ist gut, daß ich wenigstens Sie treffe, Herr Hennig," sagte sie, dem Prokuristen mit der größten Unbefangenheit die Hand schüttelnd. „Ich habe Sie nämlich schon lange fragen wollen, ob Sie nicht Lust hätten, unserm Tennisklub beizutreten."

„Ich Ihrem Tennisklub beitreten?" Hennig lachte so herzlich, als habe die junge Dame einen unbezahlbaren Witz gemacht.

„Ja natürlich! Weshalb denn nicht? Sie meinen, weil es jetzt bald auf den Winter losgeht? Das kümmert uns nicht; wir spielen so lange, wie

es das Wetter eben erlaubt. Und später veranstalten wir jede Woche einmal ein geselliges Beisammensein im „Fürstenhof‘.“

„Sehr schön. Aber woher sollte ich zum Tennisspielen die Zeit nehmen, Fräulein Irmgard?“

Sie rümpfte das Näschen. „Gott, Zeit! Wenn man zu etwas Lust hat, findet man auch allemal die Zeit dazu,“ meinte sie. „Tennis ist doch eine so gesunde Körperübung.“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber ich möchte wissen, was Ihr Herr Vater sagen würde, wenn ich eines schönen Tages im Tennisdreß zur Arbeit käme und dann um drei oder vier alles liegen und stehen ließe und mit dem Schläger bewaffnet abzöge.“

„Nun ja, daran habe ich freilich nicht gedacht. Aber es braucht ja nicht gerade in der Woche zu sein. Sonntags spielen wir jetzt immer von neun bis elf.“

„Auch dann würde ich nicht zur Verfügung stehen können, Fräulein Irmgard. Sonntags früh unternehme ich gewöhnlich eine weitere Wanderung. Sie wissen, ich bin nun einmal Naturschwärmer und suche meine Erholung am liebsten auf einsamen Spaziergängen, wo ich Gelegenheit habe, Landschaftsbilder auf mich wirken zu lassen und, wenn möglich, Tiere zu beobachten.“

„Sie gehen ganz allein? Das denke ich mir aber furchtbar ledern.“

„Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten.“

bis wann das Personal bestimmt auf die ihm in Aussicht gestellten Mitteilungen rechnen kann?"

„Ich liebe es nicht, mich zu irgend etwas nötigen zu lassen. Das sollten Sie wissen, Herr Hennig. Innerhalb weniger Tage kommen Sie nun schon zum drittenmal, um mir die Pistole auf die Brust zu setzen. Das paßt mir nicht, und ich muß Sie dringend ersuchen, Ihrer Neugier Zügel anzulegen."

Hennig blieb vollkommen ruhig. „Mich persönlich interessiert die Sache nicht im geringsten, Herr Kommerzienrat," sagte er. „Ich wollte Sie nur nochmals darauf aufmerksam machen, daß die Angestellten auf ihrem Schein bestehen. Sie haben ihnen beim Jubiläum zugesagt, daß Sie in der allernächsten Zeit die Bestimmungen über die geplante Stiftung bekanntgeben würden, und nun sind nahezu drei Wochen verflossen, ohne daß dies geschehen wäre."

„Es ist wirklich ein Skandal, Paul," mischte sich Albrecht der Beherzte ins Gespräch. „Die Leute müssen glauben, du wolltest sie übers Ohr hauen. Siehst du denn nicht ein, daß so etwas böses Blut machen muß? Wenn man mich fragt, was ich davon hielte, so sage ich geradeheraus, ich könne selbst nicht glauben, daß es dir mit deinem großartigen Versprechen wirklich ernst sei."

„Würdest du nicht die Güte haben und dich um deine Angelegenheiten bekümmern, Albrecht?" sagte Wernicke gereizt. „Ich habe dir doch schon wiederholt zu verstehen gegeben, daß Dinge, die nicht zu deinem Ressort gehören, dich nichts an-

gehen. Und Sie, Herr Hennig? Haben Sie etwa sonst noch einen Wunsch?“

„Nur den einen, eine bestimmte Antwort auf meine Frage zu erhalten. Ich wiederhole, daß mich das Personal beauftragt hat, diese Frage an Sie zu richten.“

„So. Das sieht ja ganz so aus, als ob Sie das Interesse des Personals dem der Firma voranstellten. Recht schön, das muß ich sagen! So etwas hätte ich nie und nimmer von Ihnen erwartet.“

„Meiner Überzeugung nach kann ich das Interesse der Firma nicht besser wahren, als dadurch, daß ich die berechtigten Wünsche der Angestellten nach Kräften unterstütze. Wenn die Leute mit Lust und Liebe arbeiten sollen, müssen sie die Überzeugung haben, daß ausgiebig für sie gesorgt wird. Vor allem darf bei ihnen der Verdacht nicht aufkommen, daß sie als das fünfte Rad am Wagen betrachtet würden.“

Der Kommerzienrat trommelte ungeduldig auf die Platte seines Schreibtisches. „Daran denkt ja niemand, bester Herr. Die Leute sollen mir nur Zeit lassen. Ich will nun einmal nicht gedrängt werden. Haben Sie also die Güte und geben Sie Ihren Mandanten zu verstehen, daß ich die Sache keineswegs aus den Augen verloren habe, daß ich mir aber das Recht vorbehalten müsse, Herr in meinem eigenen Hause zu bleiben. Wem das nicht paßt, dem steht es ja frei, seiner Wege zu gehen. Sonst noch eine Mitteilung?“

„Jawohl, Herr Kommerzienrat, allerdings eine, die schließlich auch bis zum 16. November Zeit hätte, von der ich jedoch annehmen zu dürfen glaube, daß es Ihnen erwünschter ist, wenn Sie sie schon heute erhalten."

Wernicke horchte auf. „Das klingt ja recht feierlich," meinte er. „Was gibt's denn?"

„Ich sehe mich leider genötigt, Ihnen zum 1. Januar zu kündigen."

„Kündigen? Machen Sie doch keine schlechten Witze!"

„Zu schlechten Witzen habe ich keine Veranlassung. Ich rede in vollem Ernst."

„Ach was, nur keine Unbesonnenheit, mein lieber Herr Hennig! Lassen Sie sich durch eine momentane Verstimmung doch nicht zu Übereilungen hinreißen! Kündigen! Das fehlte gerade noch! Wir beide sind doch aufeinander angewiesen."

Der Prokurist lächelte. „Wie ich über diesen Punkt denke, habe ich Ihnen schon bei einer unserer früheren Auseinandersetzungen angedeutet, Herr Kommerzienrat."

Wernicke wandte sich an seinen Bruder. „Du könntest uns wohl ein paar Minuten allein lassen, Albrecht," sagte er, worauf der kleine Mann, etwas Unverständliches vor sich hinknurrend, im Hauptkontor verschwand. Als er weg war, legte der Kommerzienrat dem Rebellen vertraulich die Hand auf die Schulter und meinte: „Wenn Sie wirklich auf den Gedanken gekommen sein sollten, Sie wären hier überflüssig, so irren Sie gewaltig, lieber

Freund. Ihre Mitarbeit ist mir jetzt sogar wertvoller als je. Sehen Sie? Sie können mich doch, wo mir die Arbeit immer mehr über den Kopf wächst, nicht im Stiche lassen wollen. Das geht doch unmöglich. Aber, auch abgesehen davon, wer weiß, ob Sie jemals wieder Gelegenheit haben werden, an einem Kulturwerk von der Bedeutung unserer ‚Phöbus-Bücherei' mitzuarbeiten."

Hennig lächelte. „Ich denke, irgendeine bescheidene Aufgabe wird sich schon für mich finden, Herr Kommerzienrat," sagte er. „Jedenfalls muß ich, so leid es mir tut, auf meiner Kündigung bestehen."

„Sie sind und bleiben ein Spaßvogel, Herr Hennig. Als ob ich Sie so ohne weiteres gehen ließe! Ihre Kündigung ist doch nur ein Schreckschuß. Sie werden mir bei unseren ausgezeichneten freundschaftlichen Beziehungen doch so etwas nicht antun. Wenn Sie etwa besser gestellt zu sein wünschen, so sprechen Sie einmal frei von der Leber. Sie wissen ja, daß ich jederzeit mit mir reden lasse."

„Sehr gütig, Herr Kommerzienrat, aber das hat nun keinen Zweck mehr. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich beherzige ja nur Ihre eigenen Lehren: ‚jeder ist sich selbst der Nächste', und ‚im geschäftlichen Leben gibt es keine Rücksichten'."

Wernicke geriet in einige Verlegenheit. „Na ja, lieber Freund, so etwas Ähnliches habe ich ja gelegentlich gesagt, aber solche Redensarten sind doch — wie heißt es nur gleich? — cum grano salis zu

verstehen. Und wenn Sie, was ich Ihnen gar nicht zutraue, wirklich auf dem Standpunkt stehen sollten, Sie müßten Ihren eigenen Vorteil allem andern voranstellen, so scheint mir doch, daß Sie in diesem Falle ganz und gar nicht in Ihrem Interesse handeln. Geradeheraus gesagt: ich habe immer damit gerechnet, daß Sie sich im Laufe der Zeit noch fester mit meinem Hause liieren würden. Meinen Sie nicht selbst, das sei das Vorteilhafteste für Sie? Glauben Sie, daß man Ihnen anderswo eine solche Position bieten würde? Ich bin auch nicht mehr der jüngste und muß daran denken, eines Tages mein Lebenswerk in bewährte Hände zu legen. Wer käme da anders in Frage als Sie? Sie mit Ihrem köstlichen Idealismus, der zu unserer Arbeit so notwendig ist?"

Wie sich Wernicke die festere Liierung des Prokuristen mit seiner Firma dachte, war aus seiner Rede nicht klar zu erkennen. Ob er, der sich, wie das seine Gattin einmal angedeutet hatte, einen Buchhändler zum Schwiegersohn wünschte, etwa eine Verbindung Hennigs mit Irmgard ins Auge gefaßt hatte?

Dem jungen Manne wurde es bei diesem Gedanken etwas unbehaglich zumute. Nicht nur, daß es seinem stark entwickelten Freiheitsdrange widerstand, sich durch Familienbande für sein ganzes Leben an die Wernickesche Bücherfabrik fesseln zu lassen: er stellte auch an seine zukünftige Lebensgefährtin höhere Ansprüche, als sie die schöne und wohl auch gutherzige, aber recht unbedeutende und

oberflächliche Tochter des Kommerzienrats zu erfüllen vermochte. „Mein Idealismus bewegt sich doch in einer wesentlich andern Richtung," erklärte er. „Ich beabsichtige, mich selbständig zu machen."

Wernicke schob den Klemmer hinter die Brille und maß seinen Prokuristen mit einem Blick grenzenlosen Erstaunens. „Selbständig machen? Hören Sie, das ist ein Wagnis. Alle Hochachtung vor Ihrem Mut, aber lassen Sie sich von einem erfahrenen Manne warnen, lieber Freund! Heutzutage ein Geschäft anzufangen, das will zehnmal überlegt sein."

„Ich habe mir's sogar hundertmal überlegt, Herr Kommerzienrat."

„Dann überlegen Sie sich's auch noch zum hundertundurstenmal, bester Herr Hennig! Ich sollte denken, Sie müßten jetzt, wo Sie meine Ansichten und Absichten kennen, die Angelegenheit doch in ganz anderm Lichte sehen. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und überstürzen Sie nichts. Heute haben wir so herrliches mildes Herbstwetter. Benutzen Sie den schönen Nachmittag zu einem Spaziergang in die freie Natur und lassen Sie sich die Sache dabei noch einmal durch den Kopf gehen. Ich bin fest überzeugt, Sie werden dann zu einem andern Entschlusse kommen."

Hennig wäre kein so leidenschaftlicher Naturfreund und Wanderer gewesen, wenn er diesem Vorschlage des Kommerzienrats nicht bereitwillig zugestimmt hätte. Den Spaziergang wolle er, wenn er ihm damit einen Gefallen tue, gern unter-

nehmen, erklärte er, aber über das Ergebnis der hundertundersten Überlegung sei er keinen Augenblick im Zweifel: er werde bei seinem längst gefaßten Entschlusse bleiben. Jedenfalls müsse er die Kündigung einstweilen aufrechterhalten.

★

Gleich nach Tisch fuhr Hennig mit der Straßenbahn nach Gundorf, um das Teichgebiet zwischen Luppe und Bienitzwald aufzusuchen, das jetzt, zur Zeit des Vogelzuges, Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen bot. Hier draußen hatte er schon seit Jahren manchen schönen Frühlings- und Herbstsonntag verbracht, hier kannte er Weg und Steg. Er ließ das Dorf hinter sich, wanderte auf der mit verkrüppelten Pflaumenbäumen eingefaßten Landstraße bis zum Rande des Auenwaldes und drang von dort aus auf schmalen Dammpfaden durch das hohe Schilf in die zum Teil schon verlandete, mit seichten Teichen durchsetzte Sumpfniederung ein. Aus dem Röhricht gingen Schwärme von Stock- und Pfeifenten auf; Scharen von Strandläufern und Goldregenpfeifern trippelten, geschäftig nach Nahrung suchend, auf dem Schlick des Ufersaumes umher, und über dem Walde kreiste ein Schwarzer Milan, der sich auf seiner Wanderung gen Süden verspätet haben mochte. Die Luft war still und kaum minder warm als an einem sonnigen Septembertage. Nur die rötlichbraunen Laubmassen der Eichen und die goldgelben Strähnen des Birkengezweigs, die sich gegen das stumpfe

Grün der Eschen und Erlen in kräftigen Farbtönen abhoben, verrieten, daß man schon weit im Herbste war.

Hennig verlangsamte seine Schritte und weidete das Auge an dem stimmungsvollen Landschaftsbilde. Der scheckige Wald da drüben, die schilfumsäumten glatten Wasserflächen, in denen sich, von niedrigen Kaupen unterbrochen, das zarte Blau des Himmels spiegelte, das war so eine Ansicht nach seinem Geschmack. Wieviel Menschen mochten in der Stadt leben, die keine Ahnung davon hatten, daß man so etwas kaum eine Stunde vor den Toren finden könnte! Er dachte an Hilde Blumhardt, die ja immer auf der Suche nach dankbaren Motiven war, und nahm sich vor, sie auf die Reize der Gundorfer Teiche aufmerksam zu machen.

Ziemlich in der Mitte des Sumpfgebietes lagen die Trümmer eines Ziegelbaus, der wohl vor Zeiten, als die jetzt nahezu völlig verschlammten Wasserbecken noch mit Karpfen besetzt gewesen waren, dem Teichwärter zur Wohnung gedient hatte. Diese Ruine, zwischen deren Mauerresten man gegen Wind und Nässe geschützt sitzen und, vollkommen gedeckt, das Vogelleben ringsumher beobachten konnte, pflegte Hennig bei seinen Besuchen gewöhnlich als eine Art Observatorium zu benutzen. Auch heute lenkte er seinen Schritt wieder dorthin. Als er sich bei der letzten Wendung des Pfades durch das hohe Schilf wand, wo sich ihm freie Aussicht nach allen Seiten öffnete, machte

er zu seiner Überraschung die Entdeckung, daß seine Warte schon besetzt war. Hinter dem Mauerrande stand ein weibliches Wesen, eine Malerin, die allem Anscheine nach damit beschäftigt war, den bunten Herbstwald mit der Wasserfläche davor auf die Leinwand zu bannen.

Er hob sein Glas und faßte die schlanke Gestalt ins Auge. Es war Hilde.

Das Herz klopfte ihm vor Freude, und er beeilte sich, sie zu begrüßen und in seinem kleinen Reiche willkommen zu heißen. Auch das junge Mädchen schien von der unerwarteten Begegnung angenehm berührt worden zu sein.

Hennig gestand Hilde, daß er eben erst, bei der Betrachtung des schönen Landschaftsbildes, an sie gedacht habe. Sie errötete leicht und wandte sich mit verdoppeltem Eifer ihrer Arbeit zu. Er breitete seinen Lodenmantel über den Mauerrest der Rückwand, schwang sich hinauf und beobachtete, in der warmen Sonne sitzend, wie sie mit sicherem Pinselstrich Reflexlichter auf den gemalten Wasserspiegel setzte. Zuweilen, wenn sich irgendein merkwürdiger Vogel zeigte, machte er sie darauf aufmerksam. Sie hielt dann mit Malen inne, folgte mit dem Auge dem flüchtigen Wanderer und ließ sich auch wohl das Glas reichen, um ihn genauer zu betrachten. Daß der Schwarze Milan, der immer noch über den braunen Eichenwipfeln seine Kreise zog, mit auf das Bild kam, hatte er Hennig zu verdanken.

Als Hilde sich über dessen genaue Kenntnis der Vogelwelt wunderte, kam das Gespräch auf ihre

beiderseitigen Liebhabereien. Er meinte, er mit seiner Naturbeobachtung sei, wenn er schöne Eindrücke festhalten wolle, lediglich auf sein Gedächtnis angewiesen, sie aber sei in der glücklichen Lage, alles, was ihr gefalle, auf der Leinwand oder auf den Blättern ihres Skizzenbuches verewigen zu können.

Sie sagte, während sie ein paar Schritte von der Staffelei zurücktrat und die Wirkung des Bildes prüfte: „Für mich hat das Malen aufgehört, eine Liebhaberei zu sein. Ich betrachte es jetzt als meinen Beruf. Wenn ich natürlich auch zunächst nicht darauf hoffen darf, mir meinen Lebensunterhalt durch den Verkauf von Bildern zu erwerben, so rechne ich doch damit, Schülerinnen zu finden, was um so wichtiger für mich ist, als ich ja möglicherweise meine Eltern werde unterstützen müssen. Um ganz sicher zu gehen, nehme ich jetzt abends auch Unterricht in Stenographie und Maschinenschreiben, damit ich mir, wenn es sich herausstellt, daß ich mit dem Malen nicht durchkomme, eine Stelle im Buchhandel oder in einer Redaktion suchen kann." Sie sprach ruhig und sachlich, wie jemand, der sich über seine Lage keiner Täuschung hingibt, aber entschlossen ist, sich vom Schicksal nicht unterkriegen zu lassen.

Hennig dachte darüber nach, wie sich wohl die verwöhnte Tochter seines Chefs benehmen würde, wenn sie mit Hilde die Rollen tauschen müßte. Nach einigen Minuten teilnahmvollen Schweigens bemerkte er: „Ich glaube, über die Zukunft Ihrer

Eltern dürfen Sie völlig beruhigt sein, Fräulein Hilde. Die Passiva sind ja im Vergleich zu den Aktiven so geringfügig, daß nach Abzug aller Schulden und Kosten eine ganz ansehnliche Summe übrigbleiben wird, die Ihren Eltern erlauben dürfte, wenn auch bescheiden, so doch sorgenlos zu leben."

„Ich sehe noch kein Ende des Konkurses," erwiderte sie. „Die ‚Aurora' hat ja einen Käufer gefunden — für Vater war das übrigens ein neuer Schlag, da er die Zeitschrift für einen unveräußerlichen Bestandteil des Geschäftes hielt! — aber für den Buchverlag wird sich wohl nicht so leicht ein Bewerber einstellen. Die Richtung, die Vater pflegte, ist doch nicht nach jedermanns Geschmack."

„Glücklicherweise nicht! Ich kann Ihnen jedoch versichern, daß die Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt auch heute noch bei allen wahrhaft Gebildeten einen guten Klang hat."

„Ich bin in der letzten Zeit skeptisch geworden. Ganz beruhigt werde ich erst wieder sein, wenn ein ernsthafter Reflektant für den Verlag auftaucht", sagte sie, während sie in ihrem Kasten nach einer Tube suchte und einen tüchtigen Klecks Ocker auf die Palette drückte.

Er glitt von seinem Sitz herunter, trat an ihre Seite und sah sie mit fröhlichen Augen an. „Dann bin ich allerdings in der angenehmen Lage, Sie beruhigen zu können, Fräulein Hilde," erklärte er. „Ein ernsthafter Reflektant bin ich nämlich selbst."

„Sie, Herr Hennig?"

„Freilich, und ich habe die begründete Hoffnung,

daß meine Verhandlungen mit Nürnberger schon in den nächsten Tagen zu einem befriedigenden Abschluß führen werden."

Wenn er erwartet hatte, daß sie bei dieser Eröffnung ihrer Freude Ausdruck geben würde, so war das eine Täuschung. „Sie gedenken den Verlag wohl für die Firma Wernicke zu kaufen?" fragte sie beinahe ängstlich.

Er lachte, denn an diese Möglichkeit hatte er noch nicht gedacht. „Um Gottes willen, was Sie denken, Fräulein Hilde! Dazu würde ich mich nicht hergeben. Nein, für mich selbst will ich das Geschäft kaufen. Ich habe nämlich meine Stellung bei Wernicke und Kompanie heute zum 1. Januar gekündigt."

Sie brauchte ein paar Sekunden, um sich von ihrer Überraschung zu erholen. „Ich wußte gar nicht, daß Ihnen so bedeutende Mittel zu Gebote stehen", bemerkte sie dann gleichmütig.

„Nun, ich bin zwar im Besitz eines kleinen Vermögens, aber zum Ankauf der Firma Blumhardt reicht es natürlich bei weitem nicht aus. Ihnen kann ich's ja anvertrauen, Fräulein Hilde: das Fehlende stellen mir Stricker und Stolze unter sehr annehmbaren Bedingungen zur Verfügung."

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück," sagte sie, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Vater wird es freuen, daß der Verlag, den er mit so viel Liebe ausgebaut hat, in gute Hände kommt."

„Sie scheinen Vertrauen zu mir zu haben; dafür bin ich Ihnen nicht weniger dankbar als für

Ihre guten Wünsche. Vertrauen ermutigt, und Mut brauche ich eine ganze Menge, denn ich bin mir vollständig darüber im klaren, daß es immerhin kein geringes Wagnis ist, seine geschäftliche Existenz mit fremdem Gelde zu begründen."

Von den Wiesen waren weiße Nebelschwaden aufgestiegen, und die Sonne stand als blutrote Scheibe schon tief am dunstigen Horizont. Alle Farben des Landschaftsbildes waren verblaßt, und die junge Malerin, der der kurze Oktobernachmittag viel zu schnell vergangen war, schickte sich an, ihr Gerät zusammenzupacken. Hennig half ihr dabei, und als sie dann miteinander auf dem schmalen Pfade durch das Schilf gingen, trug er Staffelei und Malkasten. Sie schwiegen, denn der glitschige Weg, von dem man jeden Augenblick rechts oder links in den Morast hinabrutschen konnte, nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Plötzlich vernahmen sie über sich in der Luft ein seltsames Rauschen, und als sie aufschauten, gewahrten sie eine Anzahl Höckerschwäne, die von den Luppenniederungen her in langer Reihe über den Wald geflogen kamen, mit lang ausgestreckten Hälsen über den Teichen kreisten und schließlich unter gewaltigem Lärm gerade vor den beiden Menschen auf der Wasserfläche einfielen. Hennig hatte Hilde beim Arm gefaßt und sie zwischen Rohr und Erlengebüsch neben sich in Deckung gezogen. Ein paar Augenblicke verweilten sie in stummer Bewunderung der herrlichen Vögel, deren schneeiges Gefieder das Abendlicht mit zartem Rosa über-

hauchte. Dann fragte er leise: „Ist das nicht schön?"

„Wundervoll!" erwiderte sie. „Und es sind gerade elf wie in Andersens Märchen."

„Geben Sie acht: gleich versinkt die Sonne hinter dem Walde, dann werden sich die Schwäne in schöne Prinzen verwandeln."

„Wir wollen froh sein, wenn sie Schwäne bleiben," meinte sie heiter. „Elf Prinzen wären ein bißchen viel, und zu dem kalten Wasser passen die Vögel auch besser. Es ist mir wirklich eine Beruhigung, daß sie keine goldenen Kronen tragen."

„Sie haben recht: die Natur zeigt uns Wunder genug, und man hat wirklich nicht mehr nötig, noch etwas dazuzudichten," sagte er, als sie ihren Weg fortsetzten. Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ich bin so froh, daß mein Märchenreich mit seinen gefiederten Bewohnern sich Ihnen von der vorteilhaftesten Seite dargestellt hat."

„Es war in der Tat ein köstlicher Nachmittag," erwiderte sie, „so köstlich, daß ich meine Sorgen für ein paar Stunden vergessen konnte. Wieviel Schönes hat er mir beschert! Die Farbenpracht des Waldes, den silbrigen Duft der Ferne, den Schwarzen Milan mit seinen Flugkünsten, die Schwäne und dann — aber das gehört ja eigentlich nicht dazu, obwohl es mich auch ganz märchenhaft anmutet! — Ihre Mitteilung, daß Sie meines lieben Vaters Lebenswerk fortsetzen wollen."

Sie hatten die Endstation der Straßenbahn erreicht und saßen nun, der Abfahrt harrend, im voll-

besetzten Wagen zwischen gleichgültigen Menschen schweigend nebeneinander. Aber wenn sein Blick dem ihren begegnete, lächelten sie beide, nicht anders, als habe das Schicksal ihnen zur Pflicht gemacht, ein gemeinsames seliges Geheimnis im tiefsten Herzen zu bewahren.

Achtzehntes Kapitel

Die Übersiedlung der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt in die an der Inselstraße gelegenen bescheideneren neuen Räume war nahezu beendet. Hans Hennig, der junge Chef, saß an dem Mahagonitisch, der so manches Jahrzehnt die Akademie der „Aurorafalter“ um sich versammelt hatte, und betrachtete mit stiller Freude die schlichtvornehmen alten Einrichtungsgegenstände, mit denen ein Stückchen guter Verlegerüberlieferung in das neue, anfänglich so wenig anheimelnde Geschäftsquartier eingezogen war. Da hingen an den Wänden, ganz ähnlich angeordnet wie in der Erasmus-Reich-Straße, die Bildnisse der meist schon vergessenen Verlagsautoren und Geschäftsfreunde; da tickte auf ihrem Wandbrett wieder leise die Empireuhr, die beinahe ein Jahrhundert lang die heiteren und die trüben Stunden des Hauses mit ihrem hellen, langsam verklingenden Schlage begrüßt hatte. Da standen auch schon die beiden Bücherschränke aus Kirschbaumholz mit den Palisandereinlagen, den Bronzebeschlägen und den ein wenig verschossenen Ripsgardinen. Einstweilen waren sie noch leer, aber bald mußten sich ihre Fächer wieder füllen, denn Bölte war mit dem Karren unterwegs, um als letzte Fuhre die Geschäftsbibliothek mit den vielen Nachschlagewerken und

Wörterbüchern und den schön in dauerhafte Halbfranzbände gebundenen Handexemplaren der Blumhardtschen Verlagswerke abzuholen.

Und genau so, wie sie es drüben so viele Jahre getan hatten, nur ein wenig näher aneinandergerückt, so daß seitwärts von ihnen noch ein beträchtlicher Raum freiblieb, sahen von der einen Schmalwand des Privatkontors die beiden alten Herren mit den Vatermördern und weißen Binden aus ihren Goldrahmen auf den Arbeitsplatz des Nachfahren hinab, aber man hatte das Gefühl, als müßten sie verwunderte Augen machen, weil sie statt des weißhaarigen Sohnes und Enkels einen Fremden erblickten, der jung und blond war und keineswegs verträumt in die Welt schaute.

Die Arbeit ging dem neuen Herrn freilich heute noch nicht so recht von der Hand. Er mußte sich erst an die veränderte Umgebung gewöhnen, und vor allem an die Wandlung vom Angestellten zum Prinzipal, die sich soeben mit ihm vollzogen hatte. Immer und immer wieder stand er auf, trat ans Fenster, um auf die Straße und in das verschneite Vorgärtchen hinauszusehen, rückte ein Möbel anders, kramte in dem schmucklosen Kassenschrank, der vorläufig nur die Geschäftsbücher und einige, von Blumhardt schon vor längerer Zeit erworbene Buchmanuskripte beherbergte, und freute sich, wenn Hunger erschien und sich, noch etwas zurückhaltend, in dieser oder jener Angelegenheit Weisungen von ihm erbat. Und als nun der alte Markthelfer mit der Bibliothek anrückte und Stoß auf Stoß vor den

Schränken auf den Boden stellte, betrachtete es der junge Chef als eine willkommene Aufgabe, die Bücher selbst zu ordnen und einzuräumen.

Bölte half ihm dabei und lieferte beinahe zu jedem Handexemplar eines Verlagswerkes, das er ihm zureichte, eine Erläuterung, die gewöhnlich mit den Worten schloß: „Das war auch ein Reinfall. Und wir hatten uns goldene Berge davon versprochen."

Als alle Bücher an ihrem Platze standen, betrachtete Hennig nachdenklich das leere Gestell, auf dem die sechsundsiebzig Jahrgänge der „Aurora", jeder in vier Quartalsbänden, untergebracht gewesen waren.

„Schade, daß Sie noch nicht verheiratet sind, Herr Hennig!" meinte Bölte gemütlich, „das wäre so etwas für die Speisekammer. Da könnte Ihre liebe Frau die Gläser mit dem Eingemachten und die Töpfe mit den sauern Gurken draufstellen."

„Stimmt! Aber da ich keine Frau und mithin auch keine sauern Gurken habe, müssen wir schon zusehen, ob sich das Ding nicht auch noch anders verwenden läßt", erwiderte der junge Chef heiter.

„Was nicht ist, kann noch werden," sagte der Alte, „so was kommt manchmal rasch. Alle Wege führen zum Standesamt, und heute rot, morgen verheiratet."

„Nun, ich denke, das liegt für mich noch in weiter Ferne, lieber Bölte. Einstweilen wollen wir einmal die Briefordner und die Kasten mit den Papierproben auf das Regal stellen, und dann müssen die Mappen, worin wir von jetzt an die Besprechungs-

belege sammeln werden, doch auch einen Platz haben.“ Und so wurde das Gestell seiner neuen Bestimmung überwiesen, obwohl sich der alte Markthelfer innerlich dagegen auflehnte, weil das Privatkontor, das früher immer „wie ein Studierzimmer“ ausgesehen hatte, durch diese Veränderung einen etwas geschäftsmäßigen Anstrich erhielt.

Ein schmaler, einfenstriger Raum unmittelbar daneben war als Schreib-, Telephon- und Anmeldezimmer eingerichtet worden. Hier saßen Fräulein Scholz und Drillhose, die Hennig ebenfalls mit übernommen hatte. Da es fürs erste noch nicht viel zu schreiben und zu telephonieren gab, und die Besucher, die man hätte anmelden können, sich auch nicht gerade drängten, hatte sowohl die Tippdame wie der heimliche Dichter Muße, die neue Arbeitsstätte nach ihrem persönlichen Geschmack herzurichten. Fräulein Meta schlug einen Nagel in die Wand, an dem ein kleiner Spiegel hängen sollte, und Drillhose, der sich eines stark entwickelten Schönheitssinns erfreute, beklebte die Innenseite seines Pultdeckels mit den einer illustrierten Zeitschrift entnommenen Bildnissen einiger Kinosterne und schnitt dann sehr umständlich aus Pappe einen Ring, der verhüten sollte, daß das Veilchensträußchen, das ihm von einer seiner vielen Freundinnen zum Umzuge verehrt worden war, auf Nimmerwiedersehen in der viel zu weithalsigen Blumenvase verschwand. „Was meinen Sie, Fräulein Meta, ob ich unserm neuen Alten, der doch gewiß für moderne Literatur mehr Verständnis als

Blumhardt hat, einmal meinen ‚Titanensturz‘ anbiete? Natürlich unter einem andern Titel und selbstverständlich wieder unter einer Deckadresse?“ fragte er.

„Warum nicht? Es kostet ja bloß das Porto“, erwiderte die junge Dame ziemlich gleichgültig, während sie in den Spiegel sah und ein paar widerspenstige Löckchen zurechtstrich.

„Das Porto macht mir keine Sorgen, aber glauben Sie wirklich, daß Hennig imstande ist, den Leitgedanken meines Romans zu kapieren? Allzuviel traue ich ihm nämlich nicht zu. Als ich ihn vorige Woche in seiner Wohnung besuchte, las er gerade Storm. Denken Sie: Storm! Das ist doch auch ein überwundener Standpunkt.“

Fräulein Scholz zuckte die Achseln. „Ich kenne den neuen Chef noch zu wenig und weiß nicht, ob er für Ihre Kunst schon reif ist. Aber sagten Sie nicht damals, daß Sie das Manuskript Cotta anbieten wollten?“

„Gott ja, an Cotta habe ich freilich gedacht, aber nach reiflicher Überlegung schien es mir doch richtiger, mich mit dieser Firma nicht einzulassen. Beim Namen Cotta denkt jeder an Goethe und Schiller, die ja auch einmal ihre literarische Daseinsberechtigung hatten, nun aber doch längst überholt sind. Es kann für einen jungen Autor unmöglich vorteilhaft sein, sich den Cottaschen Greifen gewissermaßen als ein Kainszeichen auf die Stirn drücken zu lassen. Was bei Cotta erscheint, wird vom Publikum zur klassizistischen Richtung gerech-

net, und das wäre mir im höchsten Grade fatal. Ich bin durch und durch ein Moderner, und wenn mein Talent vielleicht auch nicht übermäßig groß ist, so darf es doch auf jeden Fall Anspruch darauf erheben, für originell gehalten zu werden."

„Ich glaube, was Cotta anlangt, so sind Ihre Bedenken doch überflüssig. Drillhose und Goethe wird so leicht niemand miteinander verwechseln", meinte Fräulein Scholz trocken.

„Das glaube ich ja auch nicht, aber man muß es schon zu vermeiden suchen, daß man mit den alten braven Herren überhaupt in einen Topf geworfen wird," erklärte der Jüngling, dem der Spott der Tippdame gar nicht zum Bewußtsein gelangt war, mit großer Bestimmtheit. „Ich habe persönlich gegen Goethe gar nichts. Im Gegenteil, ich erkenne seine starke Begabung rückhaltlos an. Den ‚Werther', den ‚Götz' und den ‚Urfaust' würde ihm auch unsereiner nicht so leicht nachmachen. Darin liegt Schmiß. Aber als er nach Weimar kam und sich zum Geheimderat ummauserte, war es mit ihm vorbei; von diesem Augenblick an hat er nichts von Bedeutung mehr geschrieben. Nehmen Sie einmal den ‚Tasso' oder die ‚Iphigenie'. Das sind doch weiter nichts als Sammlungen von Stammbuchversen. Oder ‚Hermann und Dorothea' — was ist das anders als das Hohelied des satten Kleinstadtphilistertums? Und nun erst seine sogenannten Romane! Du lieber Himmel, der gute Mann hatte doch keine blasse Ahnung davon, was man unter einem Roman versteht!"

Dem armen Johann Wolfgang wäre es wahrscheinlich noch viel übler ergangen, wenn in diesem Augenblick nicht Fräulein Hilde Blumhardt erschienen wäre und nach Herrn Hennig gefragt hätte. Drillhose meldete sie und ließ sie in das Privatkontor eintreten. „Haben Sie's bemerkt, Fräulein Meta, sie sieht heute schon wieder viel besser aus. Sie scheint die Sache überwunden zu haben", sagte er.

„Das macht die Kälte draußen. Da hat sie lebhaftere Farben. Übrigens ist es mir schnuppe, wie sie aussieht; ich möchte bloß wissen, was sie hier noch zu suchen hat. Wenn sie nur nicht auf den Gedanken gekommen ist, sich um eine Stelle bei uns zu bewerben! Hennig wäre imstande, sie zu nehmen. Das könnte uns gerade noch fehlen. Wir wissen ja selbst nicht, wie wir die Zeit totschlagen sollen."

„Ach was! Sie denkt gar nicht daran, eine Stelle anzunehmen; sie zeigt doch in den ‚Nachrichten' fortwährend an, daß sie Malstunden gäbe."

„Weshalb nimmt sie denn bei Chapison einen Abendkurs in Stenographie und Schreibmaschine mit?"

„Tut sie das wirklich? Woher wollen Sie das wissen, Fräulein Meta?"

„Von meiner Cousine, die sie schon ein paarmal getroffen hat."

„Ihre Cousine? Ist das die schlanke Blondine, die bei Riquet Verkäuferin war?"

„Nein, die nicht. Eine andere. Die Jüngste von

meiner Tante in Volkmarsdorf. Sie hat bis jetzt zu Hause die Wirtschaft gemacht, aber Ostern will sie auch ins Geschäft gehen."

„Von der haben Sie ja wohl noch nie was erzählt. Ist sie hübsch?"

„Es geht an. Aber sie ist ein gutes, lustiges Mädel."

„Das ist schließlich die Hauptsache. Können Sie mich nicht einmal mit ihr bekanntmachen, Fräulein Meta?"

„Weshalb nicht? Wenn Sie Sonntag früh auf den Johannaparkteich kommen, bringe ich die Kleine mit."

„Da wäre ich Ihnen dankbar. Sie wissen ja: als Dichter kann man gar nicht genug Frauen kennen lernen."

„Versteht sich, Herr Drillhose. Wenn ich Sie mit meiner Cousine zusammenbringe, so tu' ich's auch nur im Interesse der deutschen Literatur. Aber nun halten Sie gefälligst einmal Ihren Mund; man muß doch hören, was die beiden da drinnen verhandeln."

Das war nun freilich nichts, was Fräulein Scholz in ihrem Verdacht hätte bestärken können, daß die Tochter des bisherigen Firmeninhabers gesonnen sei, sie um Amt und Brot zu bringen.

„Es wäre für Vater doch ein wenig schmerzlich gewesen, Ihre Fragen alle mit wünschenswerter Ausführlichkeit schriftlich zu beantworten, Herr Hennig," sagte Hilde. „Deshalb hat er mich gebeten, Ihnen, so gut ich's vermag, mündliche Auskunft zu geben. Ich habe Ihren Brief mitgebracht,

den Vater mit einer Anzahl kurzer Randbemerkungen versehen hat. Wenn es Ihnen recht ist, halten wir die durch Ihr Schreiben gegebene Reihenfolge der einzelnen Punkte inne.“ Sie hatte ihrem Handtäschchen den Brief entnommen und breitete ihn vor sich aus.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich in dieser Angelegenheit selbst bemühen, Fräulein Hilde. Eine mündliche Besprechung wird auch am schnellsten zum Ziele führen. Daß Sie über die Verlagssachen kaum weniger unterrichtet sind als Ihr Herr Vater, weiß ich ja am besten. Wie ich aus den den Manuskripten beiliegenden Zetteln ersehe, haben Sie die Arbeiten ja alle gelesen und sehr eingehend beurteilt. Das ist mir überaus wertvoll, denn ich werde zunächst nicht so bald dazu kommen, mich in die Handschriften zu vertiefen. Irgendwelche Verlagsverträge oder sonstige schriftliche Abmachungen mit den Verfassern sind wohl gar nicht vorhanden?“

„Nur, soweit so etwas in der Korrespondenz niedergelegt worden ist. Es war eine Eigentümlichkeit von Vater, daß er von Verträgen nichts hielt. Er war der Ansicht, daß mündliche Vereinbarungen unter anständigen Menschen genau so bindend sein müßten wie Verträge.“

„Dieser Grundsatz macht seiner Gesinnung und seinem Glauben an die Menschheit Ehre, aber kaufmännisch ist er nicht, Fräulein Hilde. Auf das eigene und anderer Leute Gedächtnis soll sich niemand verlassen, ganz abgesehen davon, daß kein

Mensch ewig lebt, und daß es für die Rechtsnachfolger der Vertragschließenden zu wissen wichtig ist, welche Rechte und Pflichten auf sie übergegangen sind."

„An seinen Tod oder an den Übergang des Geschäftes in andere Hände hat Vater wohl nie gedacht," sagte das junge Mädchen mit wehmütigem Lächeln. „Er glaubte, es müsse immer so weitergehen. Und wenn einmal einer der Autoren starb, so zeigte sich Vater dessen Erben gegenüber weit über seine Verpflichtungen hinaus entgegenkommend, so daß nie ernstliche Meinungsverschiedenheiten eingetreten sind."

„Das glaube ich Ihnen gern, Fräulein Hilde. Aber so ideal ein solches Verhältnis zwischen Verleger und Autoren, vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, auch erscheinen mag, so wenig vorbildlich kann es für mich als Geschäftsmann sein. Meiner Überzeugung nach hat nur das Unternehmen Aussicht auf Erfolg, bei dem in allen Stücken die peinlichste Ordnung, die denkbar größte Übersichtlichkeit herrschen. Im Zweifelsfalle muß ein Blick in die Geschäftsbücher oder in die Mappe mit den Verlagsverträgen genügen, um über diesen oder jenen Punkt Klarheit zu verschaffen. Alle Beziehungen zu Autoren, Papierlieferanten, Buchdruckern, Buchbindern und Sortimentern müssen bis in alle Einzelheiten so genau geregelt sein, daß Zweifel und Meinungsverschiedenheiten überhaupt nicht aufkommen können. Das ist es, was ich unter einer geordneten Geschäftsführung verstehe."

„Hätte es Vater nur auch darunter verstanden!“ sagte Hilde leise. „Vielleicht wäre ihm dann der große Kummer erspart geblieben. Sein Fehler war, daß er ganz in den Redaktionsarbeiten aufging und sich um das Geschäftliche so wenig wie möglich kümmerte. Jetzt ist er nun wieder todunglücklich darüber, daß die ‚Aurora‘ vom Verlag abgetrennt und nach Berlin verkauft worden ist. Er meint, Sie hätten sich die Zeitschrift unter keinen Umständen entgehen lassen dürfen, denn sie sei das Rückgrat des ganzen Verlags gewesen.“

„Ihr Herr Vater sieht die Sache doch wohl zu ausschließlich vom Standpunkte seiner persönlichen Liebhaberei an,“ erwiderte Hennig. „Als ich mit Nürnberger in Verbindung trat, war über die Zeitschrift ja schon verfügt, aber auch, wenn sie noch zu haben gewesen wäre, hätte ich darauf verzichtet oder doch wenigstens ihrethalben keinen wesentlich höheren Kaufpreis für die Firma bieten können. Ich unterschätze die literarische Bedeutung der ‚Aurora‘ durchaus nicht, aber den Luxus eines für einen so engbegrenzten Leserkreis bestimmten periodischen Unternehmens, bei dem in den sechsundsiebzig Jahren seines Bestehens immer bares Geld zugesetzt worden ist, kann ich mir leider nicht leisten.“

Sie kamen nun auf die Fragen zu sprechen, die Hennig an Blumhardt gerichtet hatte. Hier erwies sich Hilde in der Tat als sehr genau unterrichtet, und wie sie die einzelnen Arbeiten nach Inhalt, Tendenz und Schreibweise klar und treffend zu

charakterisieren verstand, so wußte sie auch über die Beziehungen ihres Vaters zu den Verfassern, über die vereinbarten Bedingungen und über die Ursachen der Druckverzögerung erschöpfende Auskunft zu geben. Hennig machte sich eifrig Notizen, und nach fast zweistündiger gemeinsamer Arbeit hatte er die Grundlagen seines Verhältnisses zu den mit dem Blumhardtschen Verlag übernommenen Autoren in knapper und unzweideutiger Fassung zu Papier gebracht.

Nachdem das Geschäftliche erledigt war, erkundigte er sich nach Hildens künstlerischer Tätigkeit.

„Zwei Schülerinnen habe ich glücklich, und die eine der jungen Damen wird mir höchstwahrscheinlich auch noch eine ihrer Freundinnen zuführen," berichtete sie. „Wenn es mit dem Verkauf der eigenen Bilder nur ein wenig besser aussähe! Von den sechs Landschaften, die bei Del Vecchio ausgestellt sind, bin ich erst eine losgeworden, natürlich die billigste. Ich habe deshalb angefangen, Bildnisse zu malen, und hoffe, damit mehr Erfolg zu haben. Meine Freundin Lotte Winckler, die Sie ja kennen, hat mir zu einem Bruststück gesessen, und da das Bild nicht übel geraten ist, will sich nun auch Frau Justizrat Härtel von mir porträtieren lassen."

„Das ist immerhin ein hübscher Anfang, und daß Sie so vielseitig sind, scheint mir ein Beweis für die Stärke Ihres Talentes zu sein", meinte Hennig.

„O ja, an meinem Talent zweifle ich nun nicht

mehr, aber ich merke täglich aufs neue, wieviel ich noch zu lernen habe. Und dann: das Bildnismalen ist viel anstrengender als das Landschaftern. Es gehört eine ganz andere geistige Sammlung dazu. Wenn ich anderthalb bis zwei Stunden an einem Porträt gearbeitet habe, bin ich schachmatt und muß, um mich geistig zu erholen, ein gutes Buch zur Hand nehmen."

Der junge Chef der Firma Blumhardt deutete auf die leere Stelle neben den Bildnissen von Hildens Großvater und Urgroßvater. „Wäre es nicht eine dankbare Aufgabe für Sie, mir zur Vervollständigung dieser kleinen Galerie meiner Vorgänger auch das Porträt Ihres Herrn Vaters zu liefern?" fragte er. Und als ihn das junge Mädchen ein wenig ungläubig ansah, fuhr er fort: „Es ist mein voller Ernst, Fräulein Hilde. Ich möchte meinem Entschluß, auf den guten alten Überlieferungen des Hauses Blumhardt weiterzubauen, auch einen sichtbaren Ausdruck geben. Deshalb habe ich darauf bestanden, daß ich mit dem Geschäftsinventar auch die beiden Kopien dort erhielt, und deshalb würde ich großen Wert darauf legen, daß neben den Bildnissen der beiden alten Herren auch das Ihres Herrn Vaters diesen Raum schmückte."

Sie machte aus ihrem Erstaunen kein Hehl. „Ihren Auftrag nehme ich natürlich mit Dank an und werde ihn mit besonderem Vergnügen ausführen, vorausgesetzt, daß Vater keinen Einspruch dagegen erhebt," sagte sie. „Er ist nämlich manch-

mal in seinen Entschlüssen unberechenbar, namentlich jetzt, wo es ihm an einer geregelten Tätigkeit fehlt, und wo er sich und andere mit einer Verdrießlichkeit plagt, die ihm sonst ganz fremd war. Aber, Herr Hennig, gedenken Sie wirklich, auf den alten Traditionen weiterzubauen, obgleich sich diese, wie der Konkurs bewiesen hat, doch nicht bewährt haben?"

„Wenn ich die ganze Richtung des Verlages nicht für durchaus gesund hielte, würde ich mich zur Übernahme des Geschäftes nicht entschlossen haben," erklärte er. „Meiner Überzeugung nach war nur die Art, wie das Geschäft in den letzten Jahren betrieben worden ist, nicht die richtige. Sie war zu wenig kaufmännisch, wie die von Wernicke und Kompanie zu wenig buchhändlerisch im guten alten Sinne ist. Das Richtige scheint mir in der Mitte zu liegen. Ihr Herr Vater sah nur auf die Qualität der Bücher und scheute weder Opfer noch Mühe, um gute Autoren zu gewinnen. Aber damit glaubte er, soweit ich mir jetzt schon ein Urteil erlauben darf, genug getan zu haben. Als Optimist rechnete er darauf, daß sich das Gute von selbst Bahn breche. Das ist ein Irrtum. Gute Bücher bedürfen der Fürsorge für ihre Verbreitung noch mehr als schlechte oder mittelmäßige, denn die Zahl der Leser, denen ein geläuterter Geschmack und das nötige Verständnis für ernstzunehmende Literatur zu Gebote stehen, ist natürlich viel, viel kleiner als die der Halbgebildeten, die sich durch vielversprechende Titel bestechen lassen. Ich habe mir vorgenommen,

nur wenige Bücher herauszubringen, von deren Wert ich vollkommen überzeugt bin, diesen wenigen aber mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln zu der verdienten Anerkennung und damit auch zu einer weiten Verbreitung zu verhelfen. Reklame läßt sich auch für das Gute nicht vermeiden, sie muß jedoch in vornehmer Form auftreten, denn durch alles Marktschreierische werden gerade die Kreise, auf deren Interesse man rechnet, abgestoßen. Wir Verleger befinden uns ja in einer ganz eigentümlichen Lage. Wir sind recht eigentlich Leute, auf die das Bibelwort von denen, die da zween Herren dienen, gemünzt zu sein scheint."

„Daran habe ich immer denken müssen, wenn ich zwischen der Minerva und dem Merkur an der Einfahrt zum alten Geschäftslokal hindurchging," bemerkte Hilde heiter. „Beide Gottheiten teilen sich in das Patronat über den Buchhandel, aber es sieht so aus, als ob sie sich nicht zum besten miteinander vertrügen. Jedenfalls wacht jede von ihnen eifersüchtig darüber, daß der Altar der andern nicht mit reicheren Opfern bedacht wird als der eigene. Und geschieht es doch, so nehmen sie furchtbare Rache. Das hat mein armer Vater zu seinem Schaden erfahren müssen."

„Ihre Deutung der steinernen Figuren hat etwas für sich, Fräulein Hilde. Aber ich glaube, der innere Zwiespalt, an dem jeder Verleger krankt, liegt noch tiefer. Wir sollen der Allgemeinheit dienen und doch, da wir wie alle andern Geschäftsleute mit unserm Pfunde wuchern müssen, auf

den eigenen Vorteil bedacht sein, das heißt also, wir sollen uns zugleich zum Idealismus und zum Materialismus bekennen. Das geht beinahe über die menschliche Kraft. Ein Schritt vom Wege nach rechts oder links kann in den Abgrund führen. Man darf getrost behaupten, daß sich der Beruf des Verlegers von dem des Seiltänzers nicht wesentlich unterscheidet."

„Und doch haben auch Sie sich auf das Seil gewagt, Herr Hennig?"

„Auch die Gefahr hat ihre Reize. Man muß es eben wie der Seiltänzer machen, der einen bestimmten Punkt fest ins Auge faßt und furchtlos auf dieses Ziel losstrebt. Hat man ein solches Ziel, dann wird man nicht so leicht straucheln und ist gegen die Versuchung gefeit, einseitig entweder am Idealismus oder am Materialismus eine Stütze zu suchen und dabei das Gleichgewicht zu verlieren, wie es Ihr Herr Vater und Kommerzienrat Wernicke getan haben. Jener war ausschließlich Idealist, obwohl er mir oft genug versichert hat, daß er nur verlege, um Geld zu verdienen, und dieser ist durch und durch Materialist, wenn er auch beständig das Wort ‚Idealismus' im Munde führt."

„Es ist schon viel wert, wenn jemand über die Richtung, die er einzuschlagen gedenkt, im klaren ist," meinte Hilde, die bei den Auseinandersetzungen des jungen Chefs wärmer und wärmer geworden war. „Sie scheinen es ja zu sein, Herr Hennig, und Sie dürfen mir glauben, daß ich Sie auf Ihrem Wege mit dem lebhaftesten Anteil verfolgen werde."

Er reichte dem jungen Mädchen über den Mahagonitisch hinweg die Hand. „Dafür wäre ich Ihnen von Herzen dankbar, Fräulein Hilde, aber ich hoffe, Sie werden's nicht bei dem bloßen Anteil bewenden lassen, sondern mich auch darauf aufmerksam machen, wenn Sie sehen, daß ich in Gefahr gerate, die Balance zu verlieren. Ich weiß nicht, ob ich Sie sogar bitten darf, mich in meinen Bestrebungen tatkräftig zu unterstützen, indem Sie die Arbeit des Manuskriptprüfens übernehmen. Über die Bedingungen würden wir uns sicherlich leicht einigen, und da mir bekannt ist, mit welchem Verständnis und besonnenen Urteil Sie beim Lesen verfahren, so würden Sie mir meine Aufgabe wesentlich erleichtern. Sie sprachen ja davon, daß Sie das Bedürfnis empfänden, sich, wenn Sie vom künstlerischen Schaffen ermüdet seien, durch Lesen zu erfrischen; vielleicht ließe sich also auch für Sie bei einer solchen Vereinbarung das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Die alte Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt wird Ihnen ja schließlich auch ein wenig ans Herz gewachsen sein."

„Und ob sie das ist, Herr Hennig!" versicherte Hilde lebhaft. „Wenn Sie sich von meiner Hilfe wirklich einen Vorteil für Ihren Verlag versprechen, so will ich meine bescheidenen Kräfte mit Freuden in Ihren Dienst stellen. Ich möchte nur bitten, daß Sie, bevor Sie mir das Lektoramt endgültig übertragen, zunächst einmal eine Probe mit mir machen. Merken wir dann, daß wir in unserm Urteil übereinstimmen, daß ich also in der Lage bin, genau in

Ihrem Sinne zu arbeiten, so haben wir ja immer noch Zeit, uns über die Vergütung, die Sie für eine solche Tätigkeit auswerfen können, zu verständigen."

Daß sie die Angelegenheit durchaus vom sachlich-geschäftlichen Standpunkt aus zu behandeln wünschte, gefiel ihm an ihr. Gefälligkeiten konnte und wollte er von ihr nicht verlangen, und er freute sich im stillen über den sichern Takt, mit dem sie dem neuen Verhältnis zwischen ihnen alles Peinliche zu nehmen wußte.

Neunzehntes Kapitel

Es war der Sonnabend vor Ostern. Die Luft ging, obwohl man erst den 22. März schrieb, mild und weich, und die Amsel, die schon seit Wochen an jedem Spätnachmittag drüben auf dem Hausfirst ihre Frühlingshymnen anstimmte, sang heute in volleren und jubelnderen Tönen als je, gerade als habe sie gewußt, daß der Lenz nun auch nach dem Kalender wirklich da sei.

Das Personal der Firma Blumhardt hatte heute um zwei Stunden früher das Geschäft verlassen, und der junge Chef war allein in den vereinsamten Räumen zurückgeblieben. Nicht, daß ihn noch eine dringliche Arbeit an den Schreibtisch gefesselt hätte! Er wartete nur auf Hilde, die versprochen hatte, zwei von ihr geprüfte Manuskripte noch vor dem Feste zurückzugeben. Damit wäre es ja nicht so eilig gewesen, aber das junge Mädchen liebte es nun einmal, vor Sonn- und Feiertagen, soweit es möglich war, reinen Tisch zu machen, um die neue Woche mit neuer Arbeit beginnen zu können. Daß Hilde gerade heute kommen wollte, hatte aber auch noch einen andern Grund. Sie war von Hennig telephonisch davon benachrichtigt worden, daß der Einrahmer das von ihr gemalte Bildnis ihres Vaters abgeliefert habe, und die junge Künstlerin empfand nun das begreifliche Verlangen, zu sehen, wie sich

die Leinwand neben den beiden Porträts der Vorfahren ausnehme, und sich mit eigenen Augen Gewißheit darüber zu verschaffen, ob es ihr gelungen sei, ihr Werk in Ton und Technik den beiden älteren Bildnissen soweit anzupassen, daß die drei gemalten Blumhardt-Generationen einigermaßen miteinander in Einklang standen.

Hennig befand sich in einem ihm sonst fremden Zustand ungeduldiger Erwartung. Er freute sich auf den Eindruck, den die „Geschäftsahnengalerie", wie er es nannte, auf Hilde machen würde; verstand er doch selbst von solchen Dingen genug, daß er die gute Wirkung, zu der sich die drei Bilder vereinigten, beurteilen konnte. Er ging mit großen Schritten im Privatkontor auf und nieder, dehnte seinen Spaziergang schließlich auch bis in die andern Räume aus und trat von Zeit zu Zeit ans Fenster, um auf die Straße hinauszusehen und nach der Erwarteten Ausschau zu halten. Manchmal, wenn da draußen eine schlanke weibliche Gestalt um die Ecke bog, fühlte er sein Herz stärker klopfen, aber immer wieder stellte es sich heraus, daß er sich geirrt hatte, und die weiblichen Wesen entpuppten sich gewöhnlich als Bürgermädchen aus der Nachbarschaft, die, wie die behutsam getragene umfangreiche Papiertüte verriet, den noch in letzter Stunde erstandenen neuen Sommerhut stillbeglückt und zukünftiger Triumphe froh nach Hause trugen.

Aber gegen halb sechs kam Hilde doch, ruhig und sicher wie immer. Sie legte die Ledermappe ihres

Vaters, die schon so manches Manuskript beherbergt hatte, auf den Tisch und betrachtete eine Weile schweigend ihr Werk, das sie in seinem breiten Rahmen nun etwas fremd und so viel feierlicher anmutete als vorher daheim auf der Staffelei. „Es geht an; ich finde, daß es sich neben den beiden älteren Bildern ganz erträglich ausnimmt," meinte sie. „Ein van Dyck oder ein Velasquez ist es ja gerade nicht, nicht einmal ein Lenbach, aber ich glaube, es ist ähnlich und gibt Vaters Wesen ziemlich getreu wieder. Und das ist ja doch die Hauptsache."

„Die Ähnlichkeit, und zwar nicht nur die äußere, könnte gar nicht größer sein, Fräulein Hilde," versicherte Hennig. „Jedenfalls geriet der gute Hunger, der sich doch gewiß nicht durch die rein künstlerischen Qualitäten eines Bildes bestechen läßt, bei seinem Anblick vor Freude ganz aus dem Häuschen. Und der kennt den Dargestellten doch einige Jahrzehnte länger als ich. Der dicke Herr scheint es mir auch hoch anzurechnen, daß ich das Porträt seines alten Prinzipals hierher gehängt habe, denn er, der bisher immer mit einer, ich will nicht gerade sagen: feindseligen, aber doch entschieden etwas lieblosen Zurückhaltung mit mir verkehrte, ist seit heute vormittag wie umgewandelt. Er hat mir sogar gestanden, daß er mit seinen Freunden morgen einen Ausflug nach Kösen unternehmen wolle, um auf der Rudelsburg eine Partie Doppelkopf zu spielen. Einen größeren Vertrauensbeweis kann man doch kaum verlangen."

Hilde hatte sich unbefangen, als sei sie in diesen Räumen zu Hause, an den Tisch gesetzt und nahm die Manuskripte aus der Mappe. „Da wäre zunächst der Roman ‚Schicksal',“ sagte sie. „Eine etwas mysteriöse Sache. Ich habe diese Arbeit schon vor zwei oder drei Jahren einmal gelesen; damals trug sie jedoch, wenn ich mich recht entsinne, den Titel ‚Titanensturz'. Der Verfasser, der sich offenbar hinter einem Pseudonym verbirgt, scheint anzunehmen, daß der neue Machthaber im Hause Blumhardt weitherziger oder weniger anspruchsvoll sei als der vorige, war aber doch vorsichtig genug, den Titel zu ändern. Der unfreiwillige Humor des kindlichen Machwerks hat Vater und mich schon damals außerordentlich belustigt, und ich habe auch jetzt nur feststellen können, daß dieses seltsame Opus durch das lange Lagern nicht reifer geworden ist.“

Hennig nahm das Manuskript in Empfang und blätterte darin. „Daß das Ding nicht zu brauchen sein würde, dachte ich mir schon,“ erklärte er. „Ich habe nur einen flüchtigen Blick hineingeworfen, stieß aber überall nur auf hohle Phrasen und fürchterlichen Schwulst. Und daß uns der Mann nun zum zweitenmal damit beglücken will, ist eine Dreistigkeit sondergleichen. Also zurück damit! Ich werde dafür sorgen, daß Drillhose einen gepfefferten Brief dazu schreibt. Und die andere Einsendung? Was halten Sie von der?“

„Die ist wenigstens ernst zu nehmen, obgleich ich sie auch nicht zur Annahme empfehlen kann. Von

den drei Novellen scheint mir die erste gut zu sein, wenn auch der Grundgedanke nicht gerade neu ist und an das Motiv von Kellers ‚Gerechten Kammmachern' erinnert. Auch die zweite mag zur Not noch gehen, ist aber nicht ganz klar im Aufbau und wird in ihrer Wirkung durch den willkürlichen Wechsel der Zeitformen beeinträchtigt. Die dritte dagegen halte ich für völlig verfehlt. Abgesehen davon, daß der Stoff im höchsten Grade unerquicklich ist, wird die Lösung des Knotens so gewaltsam herbeigeführt, daß man sich wie vor den Kopf geschlagen vorkommt und die Geschichte verärgert aus der Hand legt. An Erfindungsgabe fehlt es dem Verfasser ja nicht, wohl aber an Selbstzucht und an die Fähigkeit, mit seinen Mitteln hauszuhalten und die Entwicklung der Geschehnisse folgerichtig durchzuführen."

„Genau denselben Eindruck habe ich beim Lesen auch gehabt, Fräulein Hilde. Von der ersten Novelle war ich entzückt, die zweite weckte bei mir schon allerlei kritische Bedenken, und mit der dritten bin ich nicht einmal ganz bis zu Ende gekommen. Ich werde das Manuskript also auch zurücksenden, dem Verfasser aber schreiben, daß er sich durch die Ablehnung nicht davon abhalten lassen möchte, mir später einmal andere Arbeiten anzubieten."

„Das würde ich auch empfehlen. Dem geläuterten Stil nach zu urteilen, hat der Autor die erste Geschichte des Manuskripts zuletzt geschrieben; das würde dafür sprechen, daß er noch im Aufsteigen begriffen ist und zu gewissen Hoffnungen für die

Zukunft berechtigt. Jedenfalls würde mich's freuen, ihm über kurz oder lang wieder zu begegnen."

„Und ich stelle mit Vergnügen fest, daß wir in unserm Urteil wieder einmal übereinstimmen, Fräulein Hilde," sagte er mit einem merklich wärmeren Ton in der Stimme. „Das beweist mir, daß ich mit meinen Bemühungen, mich in den alten Blumhardtschen Geist einzuleben, auf dem rechten Wege bin, und dann auch, daß es eigentlich eine famose Idee von mir war, Sie um Ihre Mitarbeit zu bitten. Wenn ich nur wüßte, wie ich mir diese dauernd erhalten könnte! So sehr ich in Ihrem Interesse wünschen muß, daß Ihnen in Ihrer Kunst reiche Erfolge beschieden sein möchten, so ernstlich fürchte ich, daß Sie eines Tages zu mir sagen werden: ‚Bester Herr Hennig, lesen Sie Ihre Manuskripte künftig selber; ich kann meine kostbare Zeit nutzbringender anwenden.' Ja, da lachen Sie, aber der Augenblick, wo Sie so oder ähnlich zu mir sprechen werden, dürfte unfehlbar einmal kommen. Dieser Sorge möchte ich so gern überhoben sein. Es mag ja seltsam klingen, aber ich habe schon seit Wochen darüber nachgedacht, auf welche Weise ich mir Ihr teilnehmendes Verständnis und Ihre tätige Hilfe für alle Zeiten erhalten könnte. Ich bin dabei auf einen ganz tollen Ausweg verfallen, aber ehe ich davon rede oder ihn auch nur andeute, möchte ich Sie fragen, ob Sie selbst keinen Rat wissen?" Er hatte, während er dies alles sagte, einen roten Kopf bekommen und bearbeitete mit seinen derben Händen die alte Blumhardtsche Manuskriptmappe,

als sei es jetzt seine wichtigste Aufgabe, das etwas morsch und brüchig gewordene Leder durch Walken wieder geschmeidig zu machen.

Hilde sah ihn unsicher an. „Es sieht noch nicht danach aus, als ob mich meine Kunst in absehbarer Zeit so völlig in Anspruch nähme, daß ich nicht jeden Tag ein oder zwei Stunden zum Manuskriptlesen für die Firma Blumhardt erübrigen könnte", erwiderte sie mit einem schwachen Versuch, zu scherzen.

Er schob die Mappe mit einer entschlossenen Bewegung weit von sich und lehnte sich, die Arme über die Brust kreuzend, in seinen Sessel zurück. „Fräulein Hilde, ich glaube, Sie verstehen mich nicht so ganz," sagte er dann mit sonderbar gepreßter Stimme. „Tun Sie mir den einzigen Gefallen und hören Sie mich einmal in aller Ruhe an. Aber haben Sie die Güte und unterbrechen Sie mich nicht, sonst komme ich ganz und gar aus dem Konzept." Er seufzte drei- oder viermal sehr vernehmlich und fuhr nach einer kleinen Pause, während deren ihn das junge Mädchen mit scheuer Erwartung betrachtete, fort: „Also —." Aber weiter sagte er dann nichts.

„Also —" wiederholte sie ermunternd.

„Na ja, nun haben Sie mich doch unterbrochen. Nun sitze ich fest. Ich konnte mir's schon denken, daß es so kommen würde. Herr Gott im Himmel, daß man sich nicht einmal auf sein Gedächtnis verlassen kann! Und ich hatte die Rede, die ich Ihnen halten wollte, so schön auswendig gelernt.

Nun fällt mir kein Wort davon ein. Ach was, ich muß es eben auf andere Weise versuchen, mich Ihnen verständlich zu machen!“ Er griff in die rechte Westentasche, brachte zwei glatte goldene Ringe, einen weiteren und einen engeren, zum Vorschein und legte sie vor Hilde auf die blanke Platte des alten Mahagonitisches.

Einen Augenblick schien sie zu zögern, darauf aber nahm sie lächelnd den kleineren der Reife auf und steckte ihn errötend an den Ringfinger ihrer Linken, während er den andern nicht ohne einige Mühe, aber mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, über den Knöchel schob. Dann saßen sie ein paar Sekunden lang schweigend da, schauten einander strahlend in die Augen und lauschten auf das Geläut der Johanniskirche, das, das nahende Osterfest begrüßend, volltönend durch die stille Abendluft zur Inselstraße herüberklang.

Hilde war es, die das erste Wort fand. „Du, Hans, mir scheint, nun sind wir verlobt“, sagte sie ganz unfeierlich.

„Den Eindruck habe ich auch,“ erwiderte er lachend. „Das ging schnell und schmerzlos, viel besser, als ich gefürchtet hatte. Ich danke Gott, daß ich auf den glänzenden Einfall mit den Ringen gekommen bin. Du weißt ja: ich bin sonst nicht gerade auf den Mund gefallen, aber dir die Sache des langen und breiten mit Worten auseinanderzusetzen, dazu fehlte mir merkwürdigerweise der Mut.“ Dabei zog er sie an sich und küßte sie.

„Dann wundert's mich nur, daß du dazu den

Mut findest, Hans", bemerkte sie, nachdem er sie endlich wieder freigegeben hatte.

„Ja, Mädel, jetzt, wo ich meiner Sache gewiß bin, ist das was andres. Jetzt bin ich zu allem fähig. Du gehörst doch nun mir und kannst nicht mehr zurück."

„Und was hättest du getan, wenn ich den Ring liegengelassen hätte?" erkundigte sie sich.

„Sehr einfach: ich hätte alle beide wieder eingesteckt und mich zu trösten gesucht.

Sie sah ihn ein wenig betroffen an. „So so! Zu trösten gesucht! Das Bekenntnis einer schönen Seele!"

„Zu trösten gesucht, habe ich gesagt. Ob mir's gelungen wäre, ist natürlich eine andere Frage, die mir aber jetzt, wo die Geschichte so glücklich abgelaufen ist, ziemlich nebensächlich vorkommt."

„Ich wundere mich nur, daß du, der du mir immer auseinandergesetzt hast, das Geschäft müßte mehr nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden, so ein armes Wurm wie mich nehmen willst. Denn, daß ich auf keine Mitgift zu rechnen habe, wirst du hoffentlich wissen. Was aus dem Schiffbruch gerettet worden ist, reicht ja gerade hin, daß meine Eltern knapp damit auskommen können."

„Weiß ich alles, Hilde. Aber ein bißchen kaufmännische Spekulation ist doch dabei. Ich sagte dir schon, wie wichtig es für die Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt ist, daß die guten alten Überlieferungen weitergepflegt werden. In Traditionen kann sich jedoch ein Fremder niemals völlig einleben,

die müssen gewissermaßen durch direkte Blutübertragung fortgepflanzt werden. Siehst du, daran hatte ich gedacht, als ich vor etwa drei Wochen die Ringe bestellte."

„Das ist ja allerliebst! Dann wäre ich also nur ein Mittel zum Zweck."

„Sag' lieber: auch ein Mittel zum Zweck. Denn die Überlieferungen allein, die du verkörperst, waren für mich nicht ausschlaggebend. Eine Frau brauchte ich auf alle Fälle. Wenn man nämlich tagsüber seine eigenen geschäftlichen Sorgen hat, möchte man zu Hause doch auch seine eigenen Freuden haben. Und da sagte ich mir: nimmst du die Hilde, so bekommst du erstens eine famose Frau, zweitens einen guten Kameraden und drittens einen Teilhaber für die Firma, du schlägst also drei Fliegen mit einer Klappe."

„Hans, du bist von einer rührenden Offenherzigkeit."

„Findest du? Es sollte mich freuen, wenn du recht hättest. Offenherzigkeit schätze ich an den Menschen immer am höchsten. Man weiß dann doch, woran man mit ihnen ist."

Sie schien sich mit seiner Erklärung nicht so ganz zufrieden geben zu wollen. „Du, wenn ich geahnt hätte, daß du dich aus lauter praktischen Erwägungen mit mir verloben wolltest, dann hätte ich mir die Sache doch etwas reiflicher überlegt", sagte sie.

„Dazu ist es nun zu spät, mein Schatz. Wir stehen jetzt vor der vollendeten Tatsache, wobei ich

natürlich voraussetze, daß deine Eltern kein Veto einlegen."

„Das werden wir kaum zu befürchten haben. Mutter ist von jeher mit allem einverstanden gewesen, was ich tue, und bei Vater, der früher allerdings nicht übermäßig viel von dir wissen wollte, hast du einen Stein im Brett, seit du das Geschäft gekauft, und besonders, seit du sein Bild für dein Kontor bestellt hast. Pietät ist in seinen Augen nämlich die vornehmste aller Tugenden."

„Um so besser! Ich würde ja selbstverständlich wie ein Löwe um dich kämpfen, aber ich finde es angenehmer, wenn ich meine Kräfte in friedlicher Tätigkeit verbrauchen darf."

Sie waren aufgestanden und Hand in Hand ans Fenster getreten. Und als sie nun in den kleinen Vorgarten hinuntersahen, da bemerkten sie zum erstenmal, daß die milde Witterung der letzten Tage auf den schmalen Beeträndern, mit denen die winzigen Rasenflächen zu beiden Seiten der Einfahrt umsäumt waren, einzelne Veilchen, Märzglöckchen und Krokus ans Licht gelockt hatte.

Aber zwischen diesen zarten, stillen Gebilden der Natur stand auch noch ein derberes, das außer dem satten Enzianblau einer Leipziger Markthelferschürze nichts Blumenhaftes an sich hatte und sich auch keineswegs wie Florens Kinder damit begnügte, durch sein bloßes Dasein den Frühlingsgarten zu schmücken, sondern durch kräftige selbsttätige Bewegungen seine Zugehörigkeit zu den höher organisierten Wesen bekundete. Es war der

wackre Bölte, der genau in der Mitte des vor den Fenstern des Privatkontors gelegenen Rasenrund-teils ein Loch grub.

„Sieh mal, da arbeitet ja der Alte noch im Gärtchen," bemerkte Hennig. „Was hat denn das zu bedeuten?"

Die junge Braut hob sich ein wenig auf den Fußspitzen und schaute dem rüstig Schaffenden ein Weilchen mit stillem Vergnügen zu. „Wie der greise Laertes auf Prellers Karton im Museum", meinte sie.

Hennig schob sie sanft beiseite, öffnete das Fenster und rief hinunter: „Nun, Bölte, Sie sollten doch längst Feierabend gemacht haben? Was schanzen Sie denn da noch? Wollen Sie etwa einen Brunnen graben?"

Der Alte stieß den Spaten in die Erde, spuckte in die Hände und schaute hinauf. „Nu nee, Herr Hennig. Ich will, mit Respekt zu sagen, bloß einen Baum pflanzen."

„Einen Baum? Wie kommen Sie denn auf die Idee?"

„Ja, sehen Sie, Herr Hennig, drüben in der Erasmus-Reich-Straße hatten wir doch die schöne Kastanie, die noch vom ganz alten Herrn stammte. Seit Wernickes das große Gebäude drumherumgebaut hatten, kriegte der Baum nicht mehr Luft und Licht genug und fing an zu kränkeln, genau wie wir selbst. Und letztes Jahr, gerade als es mit uns alle war, ist auch die alte Kastanie kaputtgegangen. Na, darüber sind ja nun längst graue

Haare gewachsen, und wir wollen nicht mehr davon reden. Aber ich hab's kommen sehen und beizeiten aus einer Frucht ein neues Stämmchen gezogen. Bis jetzt hat's bei mir im Schrebergarten gestanden, aber nun wird's Zeit, daß es hierher gesetzt wird, damit wir im Sommer in der Packkammer ein bißchen Schatten bekommen. Und dann, Herr Hennig: was Grünes muß der Mensch bei seiner Arbeit sehen, denn sonst verliert er, mit Respekt zu sagen, die rechte Lust." Er griff wieder zum Spaten, ebnete den Grund der Pflanzgrube und senkte das Bäumchen mit dem Wurzelballen behutsam hinein. Dann trat er einen Schritt zurück, richtete den dünnen Stamm gerade, schaufelte Erde auf die Wurzeln und trat sie fest, indem er sich, Fuß bei Fuß, langsam darumbewegte. Als er damit fertig war, betrachtete er sein Werk mit liebevollen Blicken und meinte: „Macht sich ganz gut, nicht wahr? Der Baum ist ja noch ein bißchen schwach, aber er ist wenigstens gesund. Sehen Sie nur mal die dicken Knospen! In vier Wochen kann der grün sein."

„Sie könnten nachher wohl einmal heraufkommen, Bölte", sagte der junge Prinzipal.

„Sofort, Herr Hennig. Aber zuerst muß ich das Bäumchen noch tüchtig angießen. Das ist doch jetzt das Allerwichtigste." Und er ging ins Haus, um einen Eimer Wasser zu holen.

Einige Minuten später trat er ins Privatkontor. „Was soll ich denn, Herr Hennig? Sie haben wohl noch 'ne eilige Korrektur? Die muß bis Dienstag

liegenbleiben; die Druckerei hat Sie nämlich heut schon geschlossen."

„Weiß ich, Bölte. Es handelt sich diesmal um nichts Geschäftliches. Ich wollte Ihnen nur etwas mitteilen, was Sie als den ältesten und ich darf wohl auch sagen: den treuesten Mitarbeiter des Hauses Friedrich Ambrosius Blumhardt gewiß freuen wird."

„Da bin ich Sie aber gespannt, Herr Hennig."

„Was sagen Sie dazu, Bölte? Ich habe mich eben mit Fräulein Hilde verlobt."

Der Alte schob die verbogene Stahlbrille in die Stirn und ließ einen Blick des Erstaunens zwischen den beiden jungen Leuten hin und her gehen. „Wahrhaftig? Hören Sie, das war eine gescheite Idee." Er wischte sich die Hände, die ihre Pflanzertätigkeit nicht verleugneten, umständlich an der Schürze ab und schüttelte Hennig die Rechte. „Da gratulier' ich Ihnen aber herzlich. Und Ihnen auch, Fräulein Hilde. Wissen Sie," wandte er sich mit der Vertraulichkeit, zu der ihn seine Stellung als ältestes Inventarstück des Hauses berechtigte, an den Chef, „ich hab' unser Fräulein von klein auf gekannt. Das ist Sie, mit Respekt zu sagen, was Reelles. Die war schon als ganz kleines Kind zu allen Leuten freundlich, und ich hab' immer gesagt, wenn die einmal keinen guten Mann kriegt, dann geht's auf der Welt nicht mit rechten Dingen zu. Na, nu brauch' ich mir desderwegen keine Sorgen mehr zu machen; einen besseren als Sie, Herr Hennig, kann sie gar nicht bekommen. Ach ja, wenn

ich an die alten Zeiten denke, als beim Geschäft noch der Garten mit den mächtigen Bäumen war, und der Chef im zweiten Stock wohnte! Da kam unser Hildchen gewöhnlich nach Tisch in die Packkammer herunter und sah nach, ob ich ihr Kirschen oder Erdbeeren oder sonst was aus meinem Gärtchen mitgebracht hatte, denn auf Obst war sie versessen wie der Teufel auf eine arme Fliege. Wissen Sie noch, Fräulein? Dazumal sagten Sie noch ‚Onkel Bölte‘ zu mir."

„Gewiß weiß ich's noch," versicherte das junge Mädchen lebhaft. „So herrliche Erdbeeren, wie Sie hatten, gab es aber auch in der ganzen Stadt nicht."

„Sie sind wohl ein großer Gartenfreund, Bölte?" fragte Hennig.

Der Alte strahlte. „Das will ich meinen! Die Barpakete und mein Garten, dadrum dreht sich bei mir alles."

„Haben Sie auch noch Ihre Hühner und Kaninchen?" erkundigte sich Hilde.

„Nu nee, Fräuleinchen, die hab' ich Sie schon lange abgeschafft. Die Ludersch fraßen mir den ganzen Grünkram weg. Alles kann der Mensch nun einmal nicht haben. Es ist ein wahres Sprichwort: Viele Hasen sind des Hundes Tod, denn wenn er allen nachlaufen will, geht ihm die Puste aus. Weiß denn der Chef, ich wollte sagen: Herr Blumhardt schon was?"

„Von unserer Verlobung?"

„Nu eben."

„Noch nicht. Es soll eine Osterüberraschung für ihn werden“, erklärte der Bräutigam.

Bölte kraute sich das struppichte graue Haar und machte sein pfiffigstes Gesicht. „Ich gäb' 'nen Taler drum, wenn ich sehen könnte, was er für Augen dazu macht. Wissen Sie, er ist ja, mit Respekt zu sagen, ein herzensguter Mann und kann keiner Fliege ein Haar krümmen, aber er will von der richtigen Seite angefaßt sein. Ich bin mein Leben lang gut mit ihm ausgekommen, wenn wir auch manchmal einen Tag oder zwei miteinander getückscht haben. Aber ich denk', er weiß, was er an Ihnen hat, wenn Sie auch von Wernickes kommen. Von denen hat er Sie nämlich nie viel wissen wollen.“

„Kann ich mir denken, lieber Bölte“, sagte Hennig lachend.

Der Alte sann ein paar Augenblicke angestrengt nach. Man sah trotz der Dämmerung, die inzwischen hereingebrochen war, deutlich, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. „Was meinen Sie,“ sagte er endlich, „soll ich vielleicht hingehen und Herrn Blumhardt so'n bißchen vorbereiten? Ich möchte Ihnen schon längst gern mal 'nen Gefallen tun, denn daß Sie mich alten Kerl mit übernommen und mir gleich so 'ne anständige Zulage gegeben haben, das vergeß ich Ihnen mein Lebtag nicht. Und ich mein': Eine Krähe wäscht die andere.“

„Sehr freundlich von Ihnen, mein guter Bölte!“ erwiderte Hennig lächelnd, indem er der treuen Seele die Hand drückte. „Nehmen Sie's mir nicht übel, wenn ich von Ihrem Anerbieten keinen Ge-

brauch mache. Da ich aber ja Fräulein Hilde auf meiner Seite habe, glaube ich, mit Herrn Blumhardt schon fertig werden zu können."

Bölte nickte. „Nu ja, Sie müssen's freilich selbst am besten wissen. Sonst, wie gesagt: wenn ich den ersten Sturm abhalten soll — Ihnen zu Gefallen will ich's gerne tun. Nun ist's aber schon recht finster geworden. Soll ich nicht lieber Licht machen?"

„Lassen Sie nur, Bölte! Wir gehen jetzt auch. Wir wollen nur noch abschließen."

Gleich darauf verließen alle drei das Geschäft. Hennig hatte Hilde den Arm geboten und brachte sie unbekümmert um die erstaunten Blicke einiger seiner Bekannten, denen sie im Menschengewühl der inneren Stadt begegneten, bis an die Tür der väterlichen Wohnung.

Zwanzigstes Kapitel

Am 10. Juni fand in Blumhardts Wohnung die Hochzeit statt. Es war eine einfache Feier im engsten Kreise, an der nur die nächsten Angehörigen des jungen Paares, einige wenige Vertraute des Hauses und zwei Freunde des Bräutigams teilnahmen. Von Hennigs Familie war außer seiner Mutter, einer schlichten, stillen Frau, der man anmerkte, daß sie ihr Leben lang tüchtig gearbeitet und sich für ihre Kinder aufgeopfert hatte, auch die an einen Postassistenten in Merseburg verheiratete Schwester mit ihrem Manne gekommen. In den ersten Stunden waren diese Leutchen ein wenig befangen, als jedoch der Wein seine Wirkung auszuüben begann, tauten sie auf, und der Schwager entpuppte sich als ein ganz unterhaltsamer Gesellschafter, der mit allerlei gut erzählten Schnurren aus seinem Berufsleben die Stimmung zu heben wußte.

Frau Agathe sah man es nicht an, daß sich ihr Leiden, wie sie wenigstens behauptete, seit dem unheilvollen Herbste des vergangenen Jahres verschlimmert hatte. Sie hielt sich gerader als je, bewährte sich wieder als umsichtige und aufmerksame Wirtin und kargte nicht mit glänzenden Proben ihres Mutter- oder, wie ihr Gatte es jetzt nannte: ihres Schwiegermutterwitzes. Blumhardt selbst war

wieder völlig obenauf; sein Optimismus trieb die üppigsten Blüten. In einer stilistisch übrigens vorbildlichen Tischrede deutete er an, daß sein lieber Schwiegersohn durch seinen schnellen Entschluß das Geschäft für ihn gerettet und ihn dadurch in die erfreuliche Lage gebracht habe, seine alten Ideale doch noch zu verwirklichen. Er denke sich ihr künftiges Zusammenwirken so, daß sein Schwiegersohn, der ja unbestritten der gewandtere Geschäftsmann von ihnen sei, die buchhändlerische, er selbst aber die literarische Leitung der Firma übernehmen werde.

Bei dieser unerwarteten Eröffnung sahen die Festgenossen, soweit sie in die früheren und in die jetzigen Verhältnisse des Hauses Blumhardt eingeweiht waren, einander etwas betroffen an, und Frau Agathe warf ihrem Waldemar einen Blick zu, der kaum entsetzter gewesen wäre, wenn sie ihn, der noch nie eine Schußwaffe in Händen gehabt hatte, plötzlich an einem geladenen Revolver hätte herumfingern sehen.

Hennig dagegen blieb durchaus ruhig, begleitete die ganze schwiegerväterliche Rede mit vergnügtem Lächeln und erhob sich in demselben Augenblick, wo das auf das junge Paar ausgebrachte Hoch verklang, zu einer Erwiderung, worin er dem alten Herrn für die Bereitwilligkeit, seine Kräfte dem Geschäfte zu widmen, herzlich dankte, zugleich aber mit großer Entschiedenheit, wenn auch in den verbindlichsten Formen, verkündete, er werde das Opfer, das ihm sein Schwiegervater zu bringen

beabsichtige, unter keinen Umständen annehmen, denn dieser habe ein wohlerworbenes Anrecht darauf, seinen hoffentlich recht langen Lebensabend in sorgenloser Ruhe zu genießen und den schon lange gehegten Plan einer Übersetzung der Werke des großen spanischen Dichters José Zorrilla in aller Muße auszuführen. Er nehme dabei an, daß diese Übersetzung im Blumhardtschen Verlage erscheinen werde. Auf eines aber glaube er vor allem mit Bestimmtheit rechnen zu dürfen: daß sein Schwiegervater ihm seine Unterstützung nicht versage, wenn es gölte, ein für den Verlag erworbenes Manuskript stilistisch ein bißchen durchzuarbeiten. Es sei außer ihm in ganz Leipzig ja niemand zu finden, der so etwas sachgemäß, folgerichtig und mit dem nötigen Takt zu machen verstehe.

Der weißhaarige Jüngling lächelte bei dieser Erklärung ein wenig säuerlich, suchte und fand jedoch, da er sich dem Eindruck nicht zu verschließen vermochte, daß Hennig keineswegs gesonnen sei, ihm irgendwelchen Einfluß auf die Geschäftsleitung einzuräumen, Trost bei dem Gedanken, es sei ja doch sein und seiner Vorfahren Geist, der die Firma beherrsche, und den auch der neue Mann am Steuer nicht ausschalten könne, ohne den sichern Kurs des Schiffleins in Frage zu stellen. Aber so ganz bedingungslos wollte er die Waffen doch nicht strecken, und so klopfte er noch einmal an sein Glas und erklärte, er beabsichtige gleich am andern Tage mit der Übertragung Zorrillas zu beginnen. Er werde

diese Arbeit der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt gern überlassen, wenn ihm sein Schwiegersohn die Zusicherung geben könne, daß er, was die Verteilung des Stoffes auf die Bände und die Bestimmungen über Format und Ausstattung anlange, völlig freie Hand habe. Im übrigen denke er, daß Hennig nicht versäumen werde, vor allen wichtigen Entscheidungen in Verlagsangelegenheiten wenigstens den guten Rat eines Mannes einzuholen, der über eine mehr als vierzigjährige buchhändlerische Erfahrung verfüge.

Das konnte der junge Chef der Firma Blumhardt seinem Vorgänger mit gutem Gewissen versprechen, und so wurde der drohende Zwist zwischen Alter und Jugend zur Freude und Beruhigung aller Beteiligten im Keim erstickt.

„Lieber Freund, ich glaube, Sie haben allen Anlaß, Ihrem Schwiegersohn dankbar dafür zu sein, daß er Sie davor bewahren will, sich aufs neue geschäftliche Sorgen aufzuladen," wandte sich Oberstudienrat Sintrop an den Brautvater. „Lassen Sie sich Ihren Kollegen Wernicke als warnendes Beispiel dienen."

„Was ist denn mit Wernicke geschehen?" fragte Frau Agathe, die sich im allgemeinen um die Geschehnisse der Außenwelt nicht sonderlich zu kümmern pflegte und auch von dem, was man sich über den Kommerzienrat erzählte, nichts wußte.

„Er ist vollständig zusammengeklappt und hat in eine Nervenheilanstalt gebracht werden müssen", berichtete Hennig.

„Mein Gott, davon habe ich ja noch gar nichts gehört! Wie ist denn das so schnell gekommen?"

„Es war längst zu erwarten, liebe Mutter. Er war schon in den letzten Monaten, wo ich noch bei ihm tätig war, im höchsten Grade reizbar, aber dann hat ihm wohl das Mißgeschick mit meinem Nachfolger und wahrscheinlich auch der häusliche Kummer den Rest gegeben."

„Der häusliche Kummer? Worum handelt es sich denn dabei wieder?"

„Sein Sohn, der Leutnant, soll böse Sachen gemacht haben, vermutlich im Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit des väterlichen Geldbeutels. Jedenfalls ist er mit schlichtem Abschied entlassen worden."

„Das Entscheidende für Wernickes Zusammenbruch scheint aber doch die Tatsache gewesen zu sein, daß er sich im Geschäft überarbeitet hat," meinte Blumhardt in dem beruhigenden Bewußtsein, daß er selbst sich einer solchen Unmäßigkeit nie schuldig gemacht hatte. „Vor allem aber dürfte er auch seelisch unter dem drückenden Gefühl gelitten haben, daß all seine Sorge und Mühe im Grunde doch wertlos waren, weil ihnen ein höheres Ziel fehlte. Gewiß habe auch ich das Geldverdienen immer für eine wichtige und notwendige Sache gehalten, aber wenn es, wie bei Wernicke, auf Kosten des guten Geschmacks und des geistigen Aufstiegs der Menschheit geschieht, dann ist eben kein Segen dabei, und die Geschichte muß ein Ende mit Schrecken nehmen. Vestigia terrent, das sollte sich jeder junge Verleger gesagt sein lassen."

Es muß dahingestellt bleiben, ob Blumhardt diese letzte Warnung seinem Schwiegersohne zugedacht hatte, oder ob er sie nur als eine Sentenz von allgemeiner Gültigkeit betrachtet wissen wollte. Jedenfalls äußerte sich Hennig nicht weiter dazu, aber das hatte wohl nur seinen Grund in dem Umstande, daß die zur Abreise des jungen Paares, das eine kleine Hochzeitsreise nach Thüringen unternehmen wollte, festgesetzte Stunde gekommen war.

Der Aufbruch ging, wie immer bei solchen Gelegenheiten, etwas überhastet vonstatten, und der Abschied, von dem sich namentlich Frau Agathe eine angenehme kleine Rührszene versprochen hatte, fiel zwar herzlich, aber so kurz aus, daß die Zurückgebliebenen ein paar Minuten der Sammlung brauchten, bevor sie begriffen, daß die beiden jungen Menschenkinder, die heute den Mittelpunkt der kleinen Festgesellschaft gebildet hatten, nun wirklich schon außerhalb des Bereiches aller guten Wünsche und Ermahnungen seien.

Es entstand in dem bis jetzt so munter gewesenen Kreise eine Stille und Leere, die jeder als etwas Unbehagliches empfand, und die sich doch niemand aus eigener Kraft zu überwinden getraute, weil man merkte, daß alle sie als eine Art Ersatz für die ausgebliebene Rührung ansahen.

Blumhardt, der sich als Gastgeber verpflichtet fühlen mochte, das Eis zu brechen, und der, was er freilich nie zugegeben haben würde, selbst vielleicht am meisten einer kleinen Tröstung bedurfte, wußte Rat. Er ging zu dem einen der Bücher-

schränke, holte die den Vertrauten des Hauses längst bekannte blaue Rolle heraus und breitete mit heiterer Miene die Pläne zur Villa auf der Hochzeitstafel aus, wobei er eine umständliche Erklärung zu einigen mit Bleistift eingezeichneten baulichen Veränderungen gab, die in der Hauptsache die Verlegung der Treppe von der rechten Seite der Diele auf die linke betrafen.

Die Freunde hörten ihm schweigend und ein wenig verwundert zu, denn sie hatten angenommen, daß der schlimme Herbst des Jahres 1912 auch die üppig wuchernden Hoffnungen des alten Kindes auf ein eigenes Heim in ländlicher Abgeschiedenheit entblättert haben müsse.

Endlich machte Professor Korte die trockene Bemerkung, das sei alles recht schön und zweckmäßig, nun möge der Bauherr aber auch einmal verraten, woher er die Mittel zu der geplanten Villa zu nehmen gedenke, denn zum Bauen gehöre wie zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld.

Einen Augenblick schien es, als wolle Freund Blumhardt ein bißchen kleinlaut werden, dann aber erwiderte er mit der Zuversicht, die ihn in solchen Lagen noch nie im Stiche gelassen hatte: „Das laß meine Sorge sein, Gevatter. Du hast doch gehört, daß ich Zorrilla ins Deutsche übertragen will. Gib einmal acht: das wird ein Bombengeschäft, bei dem noch viel mehr herauskommen muß als so ein bescheidenes Landhäuschen. Aber wenn aus dem Bau wirklich nichts werden sollte, so ist das auch kein Unglück. Manchmal kommt es mir sogar so vor,

als wäre gerade das das Schönste. Bleibt die Villa nur auf dem Papier, so genieße ich ihre Annehmlichkeiten, ohne die Kosten und vor allem den Ärger, ohne den es beim Bauen nun einmal nicht abgeht, mit in den Kauf nehmen zu müssen. Denn das ist ja die wertvollste Erfahrung, ich möchte sogar sagen: die einzige wertvolle Erfahrung, die wir in unserm kurzen Leben machen können, daß uns nur das stets Erträumte und nie Erreichte ungetrübte Freude bereitet."

Und er sah, während er die Pläne sorgsam wieder zusammenrollte, so glücklich aus, daß manchem in dem kleinen Kreise der Gedanke kam, diesem Kindergemüt müsse ein gütiges Geschick trotz allem doch wohl die höchste Weisheit beschert haben.

Neue Romane



19 19

beabsichtige, unter keinen Umständen annehmen, denn dieser habe ein wohlerworbenes Anrecht darauf, seinen hoffentlich recht langen Lebensabend in sorgenloser Ruhe zu genießen und den schon lange gehegten Plan einer Übersetzung der Werke des großen spanischen Dichters José Zorrilla in aller Muße auszuführen. Er nehme dabei an, daß diese Übersetzung im Blumhardtschen Verlage erscheinen werde. Auf eines aber glaube er vor allem mit Bestimmtheit rechnen zu dürfen: daß sein Schwiegervater ihm seine Unterstützung nicht versage, wenn es gölte, ein für den Verlag erworbenes Manuskript stilistisch ein bißchen durchzuarbeiten. Es sei außer ihm in ganz Leipzig ja niemand zu finden, der so etwas sachgemäß, folgerichtig und mit dem nötigen Takt zu machen verstehe.

Der weißhaarige Jüngling lächelte bei dieser Erklärung ein wenig säuerlich, suchte und fand jedoch, da er sich dem Eindruck nicht zu verschließen vermochte, daß Hennig keineswegs gesonnen sei, ihm irgendwelchen Einfluß auf die Geschäftsleitung einzuräumen, Trost bei dem Gedanken, es sei ja doch sein und seiner Vorfahren Geist, der die Firma beherrsche, und den auch der neue Mann am Steuer nicht ausschalten könne, ohne den sichern Kurs des Schiffleins in Frage zu stellen. Aber so ganz bedingungslos wollte er die Waffen doch nicht strecken, und so klopfte er noch einmal an sein Glas und erklärte, er beabsichtige gleich am andern Tage mit der Übertragung Zorrillas zu beginnen. Er werde

diese Arbeit der Firma Friedrich Ambrosius Blumhardt gern überlassen, wenn ihm sein Schwiegersohn die Zusicherung geben könne, daß er, was die Verteilung des Stoffes auf die Bände und die Bestimmungen über Format und Ausstattung anlange, völlig freie Hand habe. Im übrigen denke er, daß Hennig nicht versäumen werde, vor allen wichtigen Entscheidungen in Verlagsangelegenheiten wenigstens den guten Rat eines Mannes einzuholen, der über eine mehr als vierzigjährige buchhändlerische Erfahrung verfüge.

Das konnte der junge Chef der Firma Blumhardt seinem Vorgänger mit gutem Gewissen versprechen, und so wurde der drohende Zwist zwischen Alter und Jugend zur Freude und Beruhigung aller Beteiligten im Keim erstickt.

„Lieber Freund, ich glaube, Sie haben allen Anlaß, Ihrem Schwiegersohn dankbar dafür zu sein, daß er Sie davor bewahren will, sich aufs neue geschäftliche Sorgen aufzuladen," wandte sich Oberstudienrat Sintrop an den Brautvater. „Lassen Sie sich Ihren Kollegen Wernicke als warnendes Beispiel dienen."

„Was ist denn mit Wernicke geschehen?" fragte Frau Agathe, die sich im allgemeinen um die Geschehnisse der Außenwelt nicht sonderlich zu kümmern pflegte und auch von dem, was man sich über den Kommerzienrat erzählte, nichts wußte.

„Er ist vollständig zusammengeklappt und hat in eine Nervenheilanstalt gebracht werden müssen", berichtete Hennig.

„Mein Gott, davon habe ich ja noch gar nichts gehört! Wie ist denn das so schnell gekommen?“

„Es war längst zu erwarten, liebe Mutter. Er war schon in den letzten Monaten, wo ich noch bei ihm tätig war, im höchsten Grade reizbar, aber dann hat ihm wohl das Mißgeschick mit meinem Nachfolger und wahrscheinlich auch der häusliche Kummer den Rest gegeben.“

„Der häusliche Kummer? Worum handelt es sich denn dabei wieder?“

„Sein Sohn, der Leutnant, soll böse Sachen gemacht haben, vermutlich im Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit des väterlichen Geldbeutels. Jedenfalls ist er mit schlichtem Abschied entlassen worden.“

„Das Entscheidende für Wernickes Zusammenbruch scheint aber doch die Tatsache gewesen zu sein, daß er sich im Geschäft überarbeitet hat,“ meinte Blumhardt in dem beruhigenden Bewußtsein, daß er selbst sich einer solchen Unmäßigkeit nie schuldig gemacht hatte. „Vor allem aber dürfte er auch seelisch unter dem drückenden Gefühl gelitten haben, daß all seine Sorge und Mühe im Grunde doch wertlos waren, weil ihnen ein höheres Ziel fehlte. Gewiß habe auch ich das Geldverdienen immer für eine wichtige und notwendige Sache gehalten, aber wenn es, wie bei Wernicke, auf Kosten des guten Geschmacks und des geistigen Aufstiegs der Menschheit geschieht, dann ist eben kein Segen dabei, und die Geschichte muß ein Ende mit Schrecken nehmen. Vestigia terrent, das sollte sich jeder junge Verleger gesagt sein lassen.“

Es muß dahingestellt bleiben, ob Blumhardt diese letzte Warnung seinem Schwiegersohne zugedacht hatte, oder ob er sie nur als eine Sentenz von allgemeiner Gültigkeit betrachtet wissen wollte. Jedenfalls äußerte sich Hennig nicht weiter dazu, aber das hatte wohl nur seinen Grund in dem Umstande, daß die zur Abreise des jungen Paares, das eine kleine Hochzeitsreise nach Thüringen unternehmen wollte, festgesetzte Stunde gekommen war.

Der Aufbruch ging, wie immer bei solchen Gelegenheiten, etwas überhastet vonstatten, und der Abschied, von dem sich namentlich Frau Agathe eine angenehme kleine Rührszene versprochen hatte, fiel zwar herzlich, aber so kurz aus, daß die Zurückgebliebenen ein paar Minuten der Sammlung brauchten, bevor sie begriffen, daß die beiden jungen Menschenkinder, die heute den Mittelpunkt der kleinen Festgesellschaft gebildet hatten, nun wirklich schon außerhalb des Bereiches aller guten Wünsche und Ermahnungen seien.

Es entstand in dem bis jetzt so munter gewesenen Kreise eine Stille und Leere, die jeder als etwas Unbehagliches empfand, und die sich doch niemand aus eigener Kraft zu überwinden getraute, weil man merkte, daß alle sie als eine Art Ersatz für die ausgebliebene Rührung ansahen.

Blumhardt, der sich als Gastgeber verpflichtet fühlen mochte, das Eis zu brechen, und der, was er freilich nie zugegeben haben würde, selbst vielleicht am meisten einer kleinen Tröstung bedurfte, wußte Rat. Er ging zu dem einen der Bücher-

schränke, holte die den Vertrauten des Hauses längst bekannte blaue Rolle heraus und breitete mit heiterer Miene die Pläne zur Villa auf der Hochzeitstafel aus, wobei er eine umständliche Erklärung zu einigen mit Bleistift eingezeichneten baulichen Veränderungen gab, die in der Hauptsache die Verlegung der Treppe von der rechten Seite der Diele auf die linke betrafen.

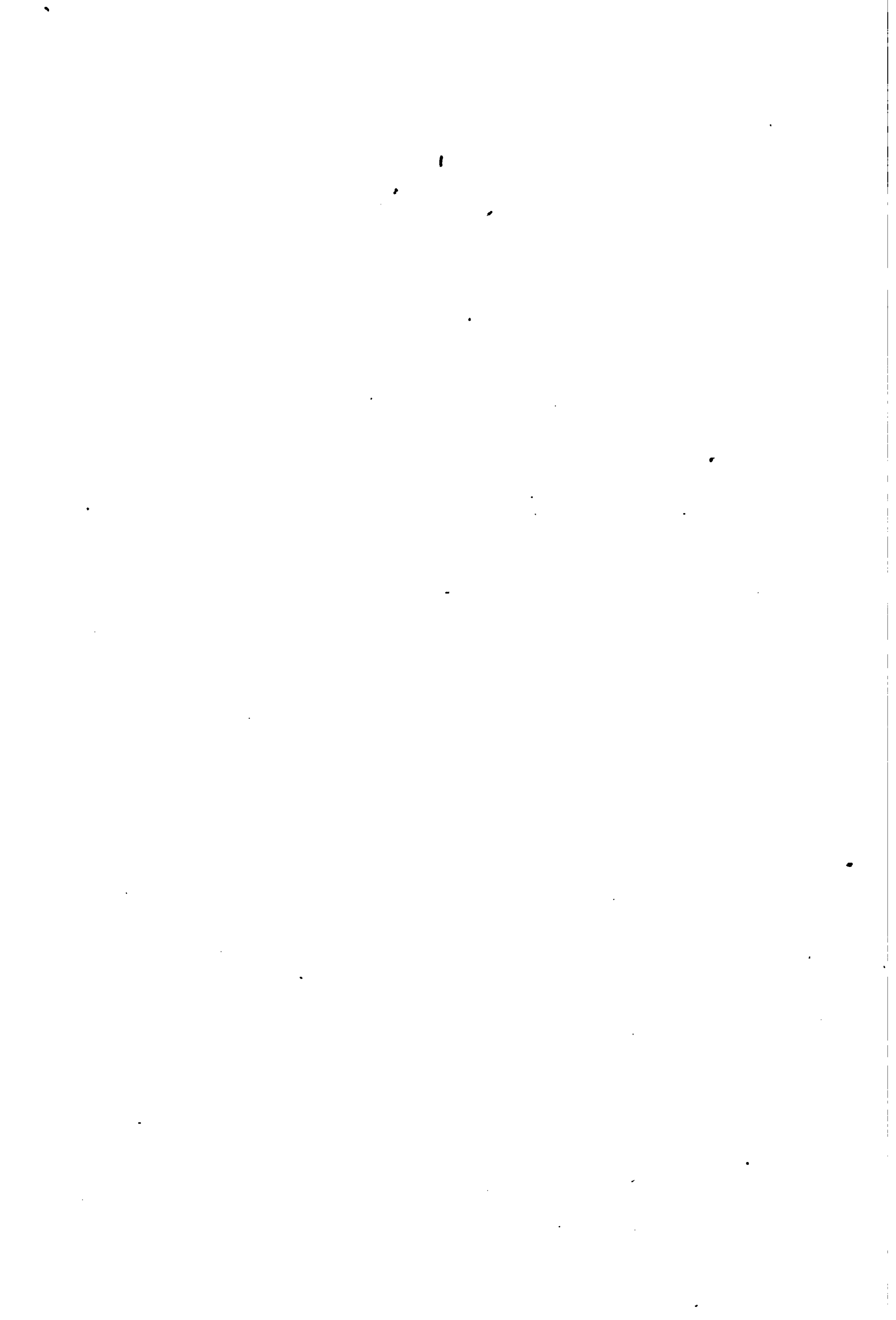
Die Freunde hörten ihm schweigend und ein wenig verwundert zu, denn sie hatten angenommen, daß der schlimme Herbst des Jahres 1912 auch die üppig wuchernden Hoffnungen des alten Kindes auf ein eigenes Heim in ländlicher Abgeschiedenheit entblättert haben müsse.

Endlich machte Professor Korte die trockene Bemerkung, das sei alles recht schön und zweckmäßig, nun möge der Bauherr aber auch einmal verraten, woher er die Mittel zu der geplanten Villa zu nehmen gedenke, denn zum Bauen gehöre wie zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld.

Einen Augenblick schien es, als wolle Freund Blumhardt ein bißchen kleinlaut werden, dann aber erwiderte er mit der Zuversicht, die ihn in solchen Lagen noch nie im Stiche gelassen hatte: „Das laß meine Sorge sein, Gevatter. Du hast doch gehört, daß ich Zorrilla ins Deutsche übertragen will. Gib einmal acht: das wird ein Bombengeschäft, bei dem noch viel mehr herauskommen muß als so ein bescheidenes Landhäuschen. Aber wenn aus dem Bau wirklich nichts werden sollte, so ist das auch kein Unglück. Manchmal kommt es mir sogar so vor,

als wäre gerade das das Schönste. Bleibt die Villa nur auf dem Papier, so genieße ich ihre Annehmlichkeiten, ohne die Kosten und vor allem den Ärger, ohne den es beim Bauen nun einmal nicht abgeht, mit in den Kauf nehmen zu müssen. Denn das ist ja die wertvollste Erfahrung, ich möchte sogar sagen: die einzige wertvolle Erfahrung, die wir in unserm kurzen Leben machen können, daß uns nur das stets Erträumte und nie Erreichte ungetrübte Freude bereitet."

Und er sah, während er die Pläne sorgsam wieder zusammenrollte, so glücklich aus, daß manchem in dem kleinen Kreise der Gedanke kam, diesem Kindergemüt müsse ein gütiges Geschick trotz allem doch wohl die höchste Weisheit beschert haben.



Neue Romane



19 19

Arthur Babillotte

Neuigkeit 1919

Irrfahrten des Lebens und der Liebe

Roman

Einbandzeichnung von Joe Loe

Geheftet M. 12.—; in Geschenkband M. 14.50

Das Buch des jungen Stürmers und Drängers von heute. Das Preislied vom Aufstieg der Begabten, die ewig aus des Volkes Schoß zur Höhe klimmen durch eigene Kraft. Ein Bekenntnisroman großen Stils aus dem Strom eigensten Erlebens geboren. Ein Mutiger, ein ganzer Poet entschleiert sein Innerstes mit höchstem Freimut und hält den Vielen, den Unklaren und Halbreifen den Spiegel vor: Sieh deine Grimasse, Komödiant! Das Wort vom Seelen-Hochstapler ist hier geprägt. Es faßt in seiner anklagenden Wucht und Ungeschminktheit das ganze Problem des Buches in ein kurzes Wort zusammen. — Dieser große Lebenshungrige, dem das Weib, das Ewiggöttliche, Ewigkleine zum Inbegriff seines Werdens und Müssens wird, lebt uns das typische Leben so vieler Jungdeutscher vor — der heißesten, wertvollsten unseres Volkes. Der ewige Gegensatz zwischen satter Ruhe und unbekümmertem Vorwärtsstürmen kommt zur Darstellung und Lösung, einzigartig und bedeutend. Die großen Ichmenschen und Brutalen, die das eine große Wort: Rücksicht, nicht kennen und nicht gelten lassen wollen, lernen aus dem Schicksal des Joseph Barondiot, daß die eigenste Lebenskunst nicht Ich heißt, sondern: die Andern. Letzten Endes: die Andere und Ich, denn jedes vollgelebte Mannesleben krönt die Ehe, die Vaterschaft. Sichbescheiden, Sicheinfügen ins große Getriebe — das ist's, was diese kühnen und berauschenden Blätter predigen und bezwingend lehren. — Neben diesem höchstpersönlichen Mannesleben mit den vier Frauen, die durch des Helden Leben noch gefährlich geisternd streichen, bis er sich endgültig mit ihnen abgefunden hat, um sich zu der Einen, der Mutter seines Kindes, zu bekennen, geht die prächtige Schilderung der Umwelt einher. Der größere Teil des Romans spielt im Sachsenland. Babillotte wird zum dichterischen Gestalter des Leipzigs im 20. Jahrhundert, der sächsischen Familie von heute. Hier ist der Roman einzigartig. Über Berlin führt der Lebensweg des Helden nach seiner Heimat zurück, wo er endlich seine kühnen Träume, seine „hochfliegenden" Wünsche verwirklicht sieht. Mit dem Meisterfluge des Mülhausener Piloten nach Leipzig zu seinem jungen Weibe, die eben ihn mit dem Stammhalter beschenkt, schließt das farbenreiche Buch — ein Stück eigenen Lebens des viel zu früh dem Leben und seinem dichterischen Schaffen Entrissenen. — Er gab als Letztes ein Buch für die neue, sittlichen Idealen stärker nachgehende Jugend des neuen, republikanischen, geistig nach Reinheit strebenden Deutschlands!

Ferdinand Runkel

Neuigkeit 1919

Das rote Brevier

Ein mystischer Roman

Einbandzeichnung von Joe Loe

Geheftet M. 7.50; in Geschenkband M. 10.—

Die Gattung des phantastisch-mystischen Romans hat in der deutschen Literatur bisher noch keinen Dichter gefunden, der sich die Liebe des Publikums wie die Zustimmung des künstlerischen Urteils erwarb. In Ferdinand Runkel wächst mit dem vorliegenden neuen Roman dieser Dichter heran, der in jedem Sinne fähig ist, uns mit hinreißender Phantasie in das überirdische Reich der Seele, des Geistes zu entführen und uns Erlebnisse von leidenschaftlicher Größe, von überwältigender Wahrheit auf künstlerische Weise nahe zu bringen. Man muß sich in diesen Roman vertiefen und man wird zitternd, vielleicht zum ersten Male, aber darum auch um so erschütternder spüren, daß es mehr Gewalten zwischen Himmel und Erde gibt, als der einfache Mensch sich träumen läßt. Theosophie, Magie, Hypnose, Okkultismus, Geisterkunde sind die Namen dieser vielumstrittenen Welt. Hier werden sie in der Phantasie und Erlebniskraft eines Dichters zu einer realen Macht, zu einer Weltanschauungsoffenbarung, der wir voller Scheu vor dem Übersinnlichen verfallen. Runkel gestaltet mit lebendigster Anschaulichkeit diese ewigen, jenseitigen Geistesoffenbarungen und Zusammenhänge in der Geschichte eines jungen deutschen Gelehrten, der in den Besitz eines die guten Geister fesselnden geheimnisvollen Buches „des roten Breviers" gerät. Um dies rote Brevier, aus der Eselshaut gefertigt, die den Herrn am Sonntag der Palmen getragen, entspinnt sich ein wilder Kampf, da die teuflischen Geister es um jeden Preis in ihren Besitz bringen wollen. Aber der Inhaber des Breviers obsiegt; mit ihm seiner Liebe Glück. Diese in der herrlich geschilderten, strahlenden südfranzösischen Landschaft in und um Bordeaux angesiedelte Fabel ist auf das Reichste ausgeschmückt mit einer Fülle eigenartiger Schicksale und Menschengestalten, immer aber in den unvergeßlichen Zauber mystischer Welten erhoben. So ist der Roman zugleich ungewöhnlich interessant und eine geistig-dichterische Tat. Unsere Gegenwart darf an ihm nicht vorübergehen.

